

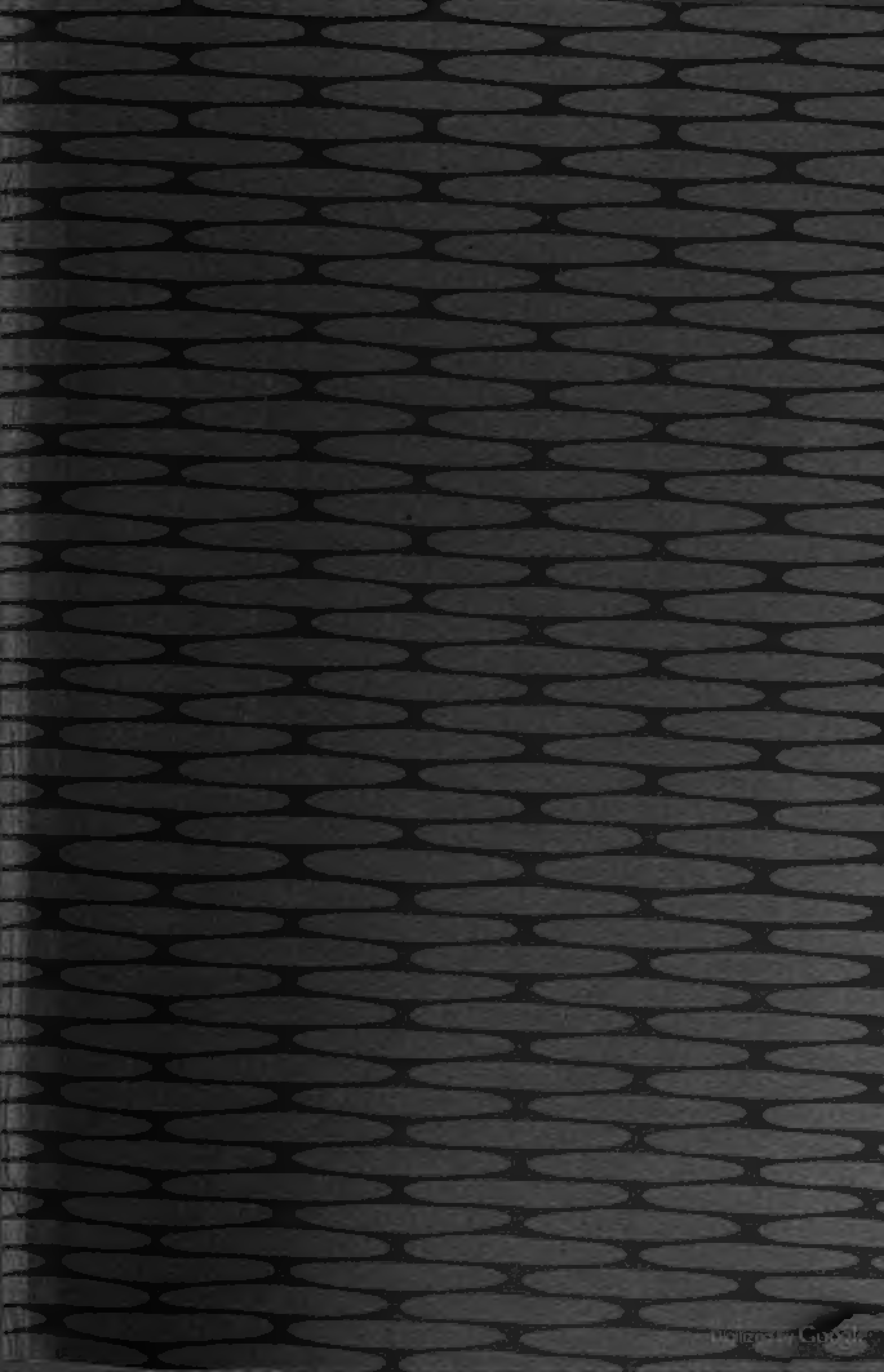


DIE SUCHENDEN

ROMAN VON

NANNY LAMBRECHT


Dei
Sub Numine
Viget



Die Suchenden

325



Nanny Lambrecht.

Nanny Lambrecht

Die Suchenden

Roman

Porträt-Relief von Jos. Mataré



Berlin, 1911, F. Fontane & Co.

Die erste Auflage dieses Romans ist in 1150 Exemplaren gedruckt und
wurde im Jahre 1911 herausgegeben

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Quousque tandem?

Die Geschichte Neutral-Moresnets, die gemäß der dort herrschenden einzigartigen Verhältnisse auf das Interesse zweier Staaten, Preußen und Belgien, hinübergreift, lebt mehr in der Überlieferung als in der Literatur. Die Ereignisse dieser Art ordnen sich, frei von Ort und Zeit, der Handlung des Romans unter. Das ist selbstverständlich, soll aber dennoch gesagt sein.

Vom Weibe.

Da ist das Belgische Land. In Verviers und weiter, in Pepinster und weiter.

Die Witterung schlägt um. Was warm ist, wird kalt; was hell ist, wird trüb; was frisch und blühend war, wird hager und gestengelt und verkümmert. Und es wird eine Luft voll Schnupfen und Heiserkeit und Herbheit.

Plötzlich kommt das, ganz unvermittelt. Der Zug hält zwischen Felswänden. Das Wasser sickert herunter. Menschen klettern herab aus weißem Dunst und verschleierter Sonne. Man sieht verwundert, von wannen sie kommen.

Drüben liegt ein Land. — Wie mag das Land drüben sein?

Aus den Felsen heraus rattert der Zug. Menschen ade! Der Nachhall donnert in die zurückgespeite Einsamkeit. Mit vereistem Atem schwalgt die Ardennenluft.

Aber zwischen fächelndem Farnkraut läuft weit, weiß und unabsehbar die Landstraße. In der fahl blanken Frühjahrssonne schwankt die Silhouette einer zweiräderigen hohen Karre. Über breit ausgeschweiften Eisenreifen spannt sich das Leinendach,

bleich und verwaschen. Darunter in Körben in Stroh das Wintergemüse. Es duftet erdig.

Vorn über den Sitz dacht noch die Leinwand, wirft ihren Halbschatten auf den Nestor Rademaker, den Flaminger.

Was der Nestor Rademaker für einer ist? Man sagt, daß er zwar ein brav' homme ist (Biedermann = wallonisch brav' homme). Mehr kann man nicht sagen. Ein brav' homme ist auf dem Wege von Hockai bis zum Hertogenwald sechs Franken wert, wenn er von auswärts kommt. Der Nestor Rademaker kommt von auswärts. „Von hinter Brüssel," sagt man. Aber die sechs Franken für den Nestor Rademaker, der ein Gemüsehändler „von hinter Brüssel" ist, hätte kein belgischer Wallone auf dem Wege von Hockai bis Baracke St. Michel, und kein preußischer Wallone von Baracke St. Michel bis zum Hertogenwald und weiter bis Eupen ausgegeben. Aber im übrigen macht der Nestor Rademaker von sich kein Aufhebens. Er verkauft seine „Affären" und spricht nicht. Wenn ihn die Weiber beim Arm schütteln und anschreien, das Gemüse sei Gott weiß wie teuer, steht er und lacht lautlos und wartet, bis sie geschrien haben, z. B. die Catrénne Mártine vom Forsthaus Hurrî. Wenn Nestor Rademaker an die Catrénne vom Forsthaus Hurrî denkt, läßt er den Kopf hängen und sinnt mit verkniffenem Lachen. Er denkt, er wird sie einmal totärgern. Er wird's einmal! Und dann — meinetwegen — verdamm' ihn Gott.

Denkt so, der Nestor Rademaker. Aber wenn er weit von den Menschen weg ist, singt er. Er singt Lieder der Cramignons, der ganz närrischen Ringelreihen, die in den Lütticher Straßen toben beim Festrausch der Pfarrkirmessen.

Ah! Ah!
J'ai mon amant pour rire avec moi.

Seine Blicke flackern aus heimlich verstohlener Erinnerung. Lauernde Blicke, die nach Verbotenem suchen und es nicht zeigen wollen und scheu zurückflitzen in das Etui der geschlitzten Lider. Singt und lacht. Dann weiß Nestor Rademaker, was alle nicht wissen: daß er noch jung ist.

Der Gaul tratscht mit schlenkernden Hufen. Am Kummet, durch blinkende Messingringe gewunden, flattert der rote Schal. Wenn der Pferdekopf aufruckt, rasselt stumpf und klanglos die einzige große Schelle, die weit hinüberläutet an die Häuserchen im weißen Dunst und hinter den Hecken. In endlosen Flächen erzittern die Farnkräuter im Winde. Und Nestor Rademaker singt. Mit Grazie und Schwung. Belgier tun das. Die Eleganz ihrer Zunge schmettert hinweg über das Schwerfällige.

Bon! Bon!
Si l'amour vous gêne,
Moi non!

Von Solwaster herauf ersteigt einer den Pfad in Windungen steil an der Schieferseite des Berges. Der Wind vom Hochmoor her stößt gegen ihn, wirft um ihn Fetzen einer tändelnden Melodie. Da pfeift

er den Sang, der weither auf flutenden Winden zu ihm kommt. He, Pfeifer und Sänger! He, gut Freunde!

Als der Pfeifer die Landstraße erreicht, hat er die Karre in Sicht. Ein schöner und heiterer Mann, kein Moormann. Er geht in Sportkleidern und stopft sich Waden. Sein weißblond gekräuselter Kopf ist moorbekannt.

Der Sportmann läuft hinter der Karre her, und am Tannenwald, nicht weit von den Quellen von Sawe, hat er sie eingeholt. Steigt bei Nestor Rademaker auf.

„Ist dada! Bon jour! Ich bin auf Baracke St. Michel geheirat, wissen Sie!“

„Auf St. Michél, diâme! (So!) Es ist da still wie im Loch und sehr langweilig, Gevatter,“ sagt der Sänger, schwappt vornüber, stützt sich auf die Knie. Die Wagenleine hängt in den baumelnden Händen.

Der Pfeifer aber sagt: „Langweilig, sagen Sie. Was eine Idee! Das Venn ist jetzt nicht mehr so, wie sie früher hierherum versoffen sind in den Sümpfen. Es kommen jetzt Autos. Die Vennstraße läuft voll davon, wissen Sie! Rüber und nüber über die Grenz. Und durch den Hertogenwald, wissen Sie. Zudem haben wir in Baracke noch die Glocke vom ersten Einsiedler im Moor, mit der Umschrift: „Sancte Peter, ora pro nobis 1589.“ Ich hab' sie mal scheuern lassen und fein auf den Tisch gestellt. Die Fremden fallen drüber her, Sie sollen sehen, fft! Ich habe nichts dagegen. Und nun ist

das auch hier herum mit dem Schi. Guter Gott, was ein feines Terrain hierherum. Wenn der Wind die Schneehügel zerbläst und das ganze Venn platt stäubt, dann ist das glatt wie Glas vier Stunden im Umkreis. Und so fein über Sümpfe und Kreuze weg fft dada! Wollen Sie glauben, daß sich schon Herrschaften aus Aachen und Lüttich und sogar Brüssel anmelden? O, ich sage Ihnen, es ist magnifik, ich muß die Baracke zu einem Hotel mit Start ausbauen lassen, ich muß, wissen Sie. Die Kultur verlangt das von mir. Und mit dem Schi ist das eine feine Kultur."

Er stochert eine Zigarette aus dem Dütchen, steckt eine zwischen die Zähne, hält auch eine mit lässiger Handbewegung Rademaker hin. Der läßt das Streichholz in der vorgehaltenen Mütze aufflammen. Der Vennwind bläst scharf in die blanke Sonne. Sie neigt schon zum Untergang.

Der Pfeifer von St. Michél verschränkt die Arme über der Brust. – Bouf! Wie da mit einem Male eine Kälte herweht! Und kahl wird's, wie geschoren. Noch ab und zu eine krackelige Weißbuche. Und dann weit drüben die blaue Höhe von Jalhay. Huppla, aufgefressen sei alles, die Hecken, die Äcker, die Quellen die Hügel, die Blumen, die Gärten.

„Das Venn," sagt Rademaker.

Der Pfeifer wirft sich in den Sitz zurück, kreuzt die Beine.

„Jawohl, bemerke so was," lüftet die Kappe vor der Majestät des Totenfeldes, sagt: „Mahlzeit!"

Nestor Rademaker weist mit der Peitsche zum alten Weiher, abseits mitten zwischen Heidelbeergesträuch und Sumpfklee.

„Es ist schad', ich hab' da mein Lebtag viel wilde Enten wegknallen können. Jetzt lauert der da vom Forsthaus Hurrî, schad', sag' ich!"

„Das Schade macht die teure Zeit, wissen Sie." Und dann ruckt er halb vom Sitze auf, seine blinzelnden Augen pitschen vollends zusammen, so wie man ins weite Unendliche schaut. „Ist, ich sehe was." Er drängt den Vlamen näher zu sich her. „Sehen Sie's auch, hein?"

Der dreht kaum den Kopf. Sein jäher Blick prallt seitwärts, wo die Heide von Warroneux sich breitet. Und stiert wieder vor sich hin. In seinen feisten Fingern zerkrümmelt er die Zigarette. Der gut' Freund aber äugt scharf in der Richtung nach dem Warroneux.

Unvermittelt ist die Landschaft verwandelt. Die Höhenlinien sind abgedacht. Der Schatten von Baum und Strauch hinweggewischt aus der blütenfarbenen Fläche. In flacher Ebene dehnt sich die Gegend. Der Himmel spreitet sich darüber mit wallendem Silberstrom, weißdunstig und fahlblau. Die Erde ist nackt und grau und verstaubt. Binsengras wuchert als täuschende Vegetation über stillen Sümpfen. Kreuze und Wegsteine, stinkende Mulden, schillernde Fäulnis. Die weiße Sonne ist über ihr wie ein gläserner Sarg.

Die weiße Sonne über der Heide von Warroneux. Die Torfhaufen ragen darin.

Einer ragt.

Stumpf abgeplattet liegt er als klobiger Würfel in Wollgras und Sumpfklee und Dunstballen, weißweich wie Watte. Auf seiner Höhe flattert ein weißer Nackenschleier. Die „Gardine“ am breitkrämpigen Wallonenhut. Ein Hut und ein Kopf. Der Schatten von Würfel und Mensch schweißt sich zusammen.

Drunten weiden die Kühe.

Auf ihren hohen Rücken fällt der Schatten von Würfel und Mensch und Hut und Kopf. Ihre tropfenden Mäuler stoßen ins rauhstengelige Gras, rupfen, reißen, daß der Boden knirscht. Langsam holpert die Karre. So wie sie sich den großen Schatten in der flachen Ebene nähert, wird das Gigantische von Torf und weidendem Vieh enger und kleiner und ganz klein. Der von St. Michél fragt:

„Was sitzt denn da droben, sacribleu?“

Nestor Rademaker antwortet nicht gleich. Aber nach einer Weile und ohne aufzuschauen:

„Sie sitzt doch nicht.“

„Sitzt nicht? Hein?“

„Nein.“

„Bon diu! Sollte man glauben, daß sie steht?“

„Sie steht.“

„O meiner Treu!“

Er höhlt die Hände um die Augen, späht in die weiße Einöde. Knarrend und schwer rollt die Karre. Wo rechts an den faulenden Gründen des schwarzen Moors der dürftige Vennwald Bailoup wild wächst, ist die Landstraße neugesteint. Die hohen und breit-

streifigen Räder poltern darüber hin. Die Karre wird geworfen und geschüttelt. Die Körbe und Säcke schurfen. Nordwestlich steht das alte und morsche und ganz windschief gepeitschte Kreuz Panhaus in Sicht.

Der von St. Michél schaut noch. „Sie scheint wie der Kuhschwanz nach unten zu wachsen," läßt dann die Arme sinken, „und sie scheint nicht größer wie wenn einer sitzt. Drollig' Affäre! Ich kann mir nicht denken, daß ich sie hierorts schon gesehen hab'."

„Man sieht sie nicht viel. Sie ist vom Förster Hurrî aus'm Warroneux."

„Ah, guter Gott! Die Mayanne Hurrî! Ei lala!" denkt sich was und sagt wieder: „Ei lala! Also die Mayanne Hurrî! Man spricht von ihr wie von einer Abgestorbenen. Alles Gute und Vortreffliche, und daß sich der binameie Gott ihrer zeitig erbarmen möge."

„Sie geniert die Menschen nicht, sie ist tot in der Heide von Warroneux, die Mayanne Hurrî," spricht so und richtet sich auf. Und sieht auch hinüber.

Die Sonne hängt blutig im Untergang. Ein leuchtend geschliffener Riesenballon mit kristallenen Rändern. Und schwimmt in den weißen Dämpfen. Blutströme fließen aus ihm über die alabasterne Himmelsdecke, weit an den Zinnen der Hochebene. Hinter dem Torfhügel her und im Halbkreis bis zum Kreuze Panhaus. Eingetunkt in den Sonnen-Blutströmen. In der tiefen, herrlichen Einsamkeit die ausgespannten Erlöserarme. Und glutrot flammend um das Weib. Aber das Gesicht wie Gips auf ge-

maltem Feuer. Ein breitgedrückter Körper und unbeweglich. Und nur der weiße Schleier weht.

Sie starrt die Starrenden an. Hilflos und treu, stumm und versunken. Aber von heimlichem Leben gestoßen.

Der Pfeifer muß die Blicke abwenden, und leise, wie wenn er an den Vennkreuzen vorübergeht, spricht er: „Sie ist merkwürdig. Mir scheint, sie ist sehr merkwürdig. Auch noch scheint mir, daß sie Ihnen etwas sagen möchte, Nestor Rademaker.“ Sieht ihm geradewegs ins Gesicht. Da bemerkt er, wie dieser vornüber huckt und die Straße lang geradeaus sieht.

Steinklopfer sitzen am Wege. Immer zwei Steinwürfe weit auseinander. Wenn sie sich anrufen, splittert der Schall wie zersprungen und niedergepeitscht in das Hochmoor. Sie freuen sich an den Menschen, die durch ihre Einsamkeit vorüberziehen. Nicken und grüßen und lächeln. Hinter den großen Drahtbrillen lächeln sie. Man kann nicht ihre Augen sehen, und weiß dann nicht, wie gut oder wie schlimm sie sind. Diese schweigsamen, steinklopfenden Männer kommen auf die Karre zu und sprechen:

„Bodjou!“, und ob der Gevatter eine Handvoll Kirschen herauslangen könne? Dann sieht der Mann von St. Michél, wie er gern gibt, der Nestor Rademaker, und wie seine Blicke suchen nach dem Steinklopfer, der weiterhin schon in Sicht. Und der auch kommen wird, um zu fragen: „Mag der Gevatter mir ein, zwei Handvoll Kirschen herauslangen?“ Und so,

wie dann der Nestor Rademaker immer in großer Geschäftigkeit sein wird und nicht Antwort geben kann. Aber zwischen zwei Steinklopfern spricht der von St. Michél wieder: „Mir scheint doch, daß sie Ihnen etwas sagen möcht'!"

Da renkt Nestor Rademaker seinen Oberkörper aus dem Wagen, verschenkt keine Kirschen mehr und setzt sich auf dem Wagenbrett zurecht. Der von St. Michél muß sehr hinhorchen, als im Gepolter der Karre und dem schrillen funkenspritzenden Steinklopfen Nestor Rademaker mit unsichtbarem und kaum hörbarem Lachen sagt: „Bais — ja, sie ist immer da, wenn ich vorbeifahre, immer!" und lacht noch, „immer! Bais — ja!"

Der Mann von St. Michél nickt, gibt verständnisvolle Zeichen, sagt: „Oho!", sagt auch noch: „Eijei sacri!", und wendet langsam den Kopf, sieht noch zurück zu dem gigantischen Schatten im Dunst. Auf dem Torfhügel flattert noch der Schleier; die Kühe werfen die Köpfe auf und brüllen. Und durch den Dunst leuchtet ein Gesicht fahl und drohend und sehnsüchtig. Dann drängen die Dämpfe aus dem Moor auf und verhüllen den großen Schatten, und der Horizont legt sich darauf. Mühsam holpert die Karre weiter. Der Pfeifer pfeift; ganz spitzbübisch zwischen den Zähnen pfeift er. Ei, so ein Pfeifer! Was möcht er sagen? Weil er's nicht sagen will, pfeift ers. Aber der Nestor Rademaker sagt's ihm, ruckt den Kopf zurück, wo der große Schatten hinterm herabfallenden Horizont liegt.

„Ein Mârticot!“ (Affe.)

„Wieso ein Mârticot? Das ich nicht wüßt'! Ist sie krumm?“

„Ah, krumm? Nein. Sie hat Knochen wie ein Kind.“

„Und wie klein sie ist, hein?“

„Ich sag's ja, wie ein Kind.“

„Aber das Gesicht — st!“

„Wie ein' Mutter, ich sag's ja, und ich meine, wie ihr' verstorbene Mam'?“

„Ja, verstorben sieht sie auch aus. Der Förster Hurrî müßt einmal auf Enten schießen und — einen Mârticot treffen.“

„Der Förster Hurrî wird sie leben lassen, solange sie will.“

„Sie will leben?!“

Da sieht Nestor Rademaker zur Seite, äugt in die Heide hinüber. „Ich weiß nicht.“

„Hârhu!“ ruft der von St. Michél, greift dem Nestor Rademaker in die Pferdeleine. Er muß absteigen. Der Gaul steht, schüttelt sich, daß das Geschirr tinkt und die Mähne flattert und der Kummetschal und die Schelle rasselt.

Im Hinabsteigen sagt der Mann ein wallonisches Sprichwort: „Was nicht für dich kocht, laß für einen andern anbrennen. Merken Sie was, Gevatter? Nein, Sie merken nichts. Nun denn merci für die Fahrt.“

Die Landstraße zweigt ab nach Eupen. Es ist die neutrale Straße, die von der steinernen Grenz-

säule bei Baracke St. Michél ab bis zu den noch belgischen Forsthäusern Warroneux führt.

Der St. Michéler bleibt neben dem Gaul stehen, sagt noch: „Guter Gott, aber ihre Augen! Mir sitzt noch die Verwunderung überall herum. Man könnt' da hineinfallen wie in einen Sumpf, Nestor Rademaker. Wissen Sie das, Nestor Rademaker?"

„Jüh!" knurrt der und peitscht den Gaul. Und wendet dann sein Gesicht und lacht dem Pfeifer zu, lautlos, und das ganze Gesicht zerrissen, fast grinsend.

Der Pfeifer pfeift und winkt ihm drohend mit dem Arm.

Und Nestor Rademaker lacht noch.

Die Karre läuft in die neutrale Straße ein. Das Rollen verhallt in der Heide. Hinter sich läßt der Vlame das dampfende Hochmoor und die Kreuze und Wegmöcke und die sinkende Sonne. Seine Peitsche knallt über den Gaul; surrend rasen die Räder. So können in zwanzig Minuten die Forsthäuser in Sicht sein. Drei Fichten am Wege; ein rotgestrichenes Holzkreuz hängt morsch darin. Kreuz Meinhard! Ein Dachdecker hinterm Hertogenwald ist dort zu Tode gekommen. Ein Rotspießer schrillt darin grelle Pfiffe. Und schon bauscht sich Gesträuch über die Straße, Baumkultur und niedere Hecken und Viehweiden. Der Himmel stößt auf eine dunkle Schattenlinie. Ein Goldton der sinkenden Sonne wirrt darin. Da leuchtet das Grün der Fichten; und eine gewaltige Masse, Baum an Baum, unendliche Reihen bis an das ferne Wolkendüster hinein. Fichten,

himmelhoch ragend und eine dunkle, massige, meilenweite Schar. Ein Schütteln und Neigen im Winde. Die ungeheuere Schattenlinie am Himmel schwankt und wogt. Der Hertogenwald. Am Mittag zerkrachte im feuchten Walddüster ein Blitzschlag. Und noch dünstet das bläuliche Gas in der farblosen Luft, ein widriger Chlorgeruch kriecht aus dem faulenden Waldgrund.

Als die Forstspelunke Warroneux in Sicht ist, zerrt der Vlame die Pferdeleine, daß der Gaul die Mähne schüttelt und die Schelle klingt. Tink, Tang! Hoh huppla! Ihr Leute von Warroneux.

Das niedere Haus steht massig und plump, mit seinem belgischen grauen Gestein, das Haus mit dem Erdgeschoß und keinem Stockwerk und nur der Speicherkammer. Aber über der Haustür ist das Schöne und Wissenswerte: ein wie Flechtwerk geschnitzter Querbalken und die Inschrift: Extructum A. D. MDCCXXXVI. Auf dem Ziegeldache wie eine riesige Nase im roten Gesicht das spitzgiebelige Fenster. Wie ein Mantel fürsorglich und dicht steht um dies Haus in Warroneux die Reihe stämmiger Hainbuchen. Ihre Bauschköpfe stoßen zusammen, ranken ineinander, daß da eine Hecke wird über das Dach hinaus, eine Schutzwand gegen Wind, Wetter und Schnee. Am Eingang ist eine gewölbte Toröffnung hineingeschnitten, so breit, daß die Gemüsekarre des Nestor Rademaker hineinfahren kann. Eine greuliche Einfahrt, ganz verwahrlost. In Pfützen sammelt sich die Jauche. Ein Holzstoß liegt wider

der Hausfront bis zum Dache hinauf. Man könnte aus der Speicherkammer steigen und auf den Holzstoß und herunter, oder von außen auf den Holzstoß in die Speicherkammer. Aber wer möchts? Im Venn ist kein Böswilliger. Es kommen aber Handwerksburschen von Eupen die Vennstraße entlang. Aber sie ziehen vorüber an der Forstspelunke, die arm ist, und in deren Tür der Förster Hurrî steht. —

Vor dem Förster Hurrî flüchten die Handwerksburschen.

Und so steht im Sonnenuntergang das Forsthaus von Warroneux. Des Vlamen Händlerruf gellt auf zwei hingesungenen Tönen, fast eine Septime:

„Karott'! Schukrutt! Krômpier! Fric frac! Hai la, hai la! Bon marché! Süperb! Hai la, hai la!" — Das Echo im Walde: „Haha!"

Aus der Tiefe des schmalen Hausflurs eine spitze kreischende Stimme: „Vier Pfund Karott', seize? (weißt du). Komm herein, Alter! Und Kraut in die Suppe, für fünf Centimes, seize bin? Komm herein. Nicht zu knapp, tonnerre!"

Nestor Rademaker stampft auf den unbehauenen Flursteinen mit schwerbenagelten Schuhen. Seine Tritte klatschen schwer. Mit dem Fuße stößt er die Türe zur Küche auf. Da spricht die Frau noch:

„Was Ihr den Armen tut, schlägt Euch fett in die Waden. Stell den Korb nieder, Alter."

„Bin ich bei Armen, Madam'?" fragt Rademaker, dem eine solche Redeart, wenns auf Bezahlung hinausgeht, nicht angenehm ist. „Nein, ich bin

gewiß nicht bei Armen, denn Ihr könnt eine Ente im Topfe haben, wenn Ihr wollt."

„Du quai? Wenn er will! Er will nicht immer. Seit seine feume (Weib) tot ist — sie war mein' Schwester, Gott hab' ihre Seele! und die Abmelkkuh hat sie an den Leib getreten, darum starb sie — aber seit sie tot ist, meint er, daß er frei ist und tun kann, was er will. Wenn er das nicht meinte, hätt' er mich längst geheirat. Gib mal deine Karotten her!"

Aber Rademaker steht noch unbeweglich und sagt: „Ihr seid zu alt."

„Zu alt? Bist du verrückt? Ich war mein Lebtag noch nicht so jung wie jetzt. Siehst du, wie ich schaffe? Ich schaffe wie ein Gaul."

„Aber er hat doch schon ein' geistlich Sohn —."

„Geistlich? Noch nicht geistlich, ein kleiner Aumônier im Herver Ländchen."

„Und —"

„Und was noch?"

„Ein Mädchen —"

„Jawohl, ein drollig' Mädchen, ein schön drollig' Mädchen! Es ist ihm ein Holz aus'm Bündel. Man weiß das doch. Bei den Kühen hockts im Venn, ganz dumm ist es und schwatzt nicht. Aber es schwatzt bei den Kühen; es ist verrückt, guter Gott!"

Sie hastet mit beiden Händen in den Gemüsekorb und wühlt die Möhren heraus. Ein Bündelchen. Sie zählt gewissenhaft, rafft auch noch die übrigen Gebünde auf. „Alter, es sind Karotten wie Rattenschwänze, gib das Soppenkraut drein."

„Halté-la! Ich geb' nichts drein."

Er spreizt die beiden Hände schützend über den Korb. Da rückt sie ungesprochen den Fußschemel her, daneben den Kartoffelkorb, daneben den Eimer und schält. Schwer plumpsen die Knollen in den Eimer. Das Wasser spritzt heraus. Ihr Rücken wölbt sich, daß sich die Nähte des Kamisols spannen.

„Mach', daß Sie rauskommen, Nestor Rademaker! Ich kauf' nichts, ich hab' kein Bedarf."

„Oho, Sie haben Karotten, Madam', Sie haben gekauft, bezahlen Sie, Madam'."

„Dann warte du, bis die schwarze Muttergottes von Verviers weiß wird, Vlame."

„Ich werd' warten." Setzt sich. Auf die Herdmauer setzt er sich.

Da schält sie nicht mehr, da ruckt sie auf. Mit offenem Munde starrt sie ihn an. Die rotumränderten Augen in dem zugespitzten Gesicht irren hilflos hin und her. Ei, so ein Frecher, so ein Hergelaufener, ein Krautmännchen —! Eijeijei. Ihr hagerer Kopf hat eine kahle Stelle, und von dieser ist das Häubchen fortgerutscht. Mit einem heftigen Handgriff schiebt sie es wieder vor. Sehr beruhigt sagt sie: „Du willst wahrscheinlich sitzenbleiben, bis der Mann Hurrî kommt."

In ihr Höhnen spricht Rademaker träge: „Nein, bis die Muttergottes von Verviers weiß wird."

„Hör', Nestor Rademaker, hat man dich vertauscht, ohne daß ich's bemerke?"

„Warum?"

„Ich kenn' dich anders. Du bist immer ein Troll. Heut bist dus nicht. Was bist du heut für ein Charakter?" Er lacht versteckt und erwidert nichts. „Man kennt dich nicht, Nestor Rademaker, man kennt dich ganz gewiß nicht. Man sagt, daß du jetzt in den Cramignons die Geige spielst. Ich glaub' jetzt alles, was man wider dich sagt, du bist ein Verstecker! Der gute Gott weiß, ob du ehrlich bist. Gib die Karotten her. Der gute Gott weiß überhaupt nichts von dir. Und für fünf Centimes Soppenkraut."

Sie ist aufgesprungen und greift mit zehn gespreizten Fingern ins Kraut. Er tatscht ihr grob auf die Hand. Es sei zuviel, Madame. No, so könnt' er haben einen Teller heiße Suppe. Kartoffelsuppe, ah lala! Herrgott, was eine dünne Madame! Womit Rademaker meint, daß sie knapp und sparsam, wenn nicht gar geizig sei. Die Frau aber zerknüttert das Gesicht, rafft Suppenkraut und Karotten zusammen und sagt ihr Sprüchlein: „Ei no, vola denn! So hat jeder sein Teil, das ihm zukommt und der Teufel nichts."

Die Wallonenzunge macht sich viel mit dem Teufel zu schaffen. Und eine Freude ist, wenn der Teufel, wie gesagt, leer ausgeht.

Rademaker schrammt den einzigen knarrenden Stuhl zum Tische und setzt sich in die zugige und freudlose Küche. Aus einer Napfschüssel löffelt er die heißdampfende Suppe. Der steife Kartoffelbrei schwappt. Die Speckwürfel versinken darin und vielerlei Kräuter und Gewürz und Essig. Eine feine Suppe. Zum besseren

Wohlgeschmack muß sie drei Stunden heißdampfend kochen. Mater! Hat der Nestor Rademaker eine Gier!

Die Hurrî-Schwägerin stößt hinaus. Weithin ein Gebrüll. Heimkehrende Kühe. Man hört ihr Trampfen über den schlampfenden Morastboden. An das niedere Küchenfenster schurfen brummend die blöden Kuhköpfe. Da wittern sie die Hurrî-Schwägerin und traben ihr nach in den Stall.

Und Rademaker löffelt seine Suppe, bläst und schwitzt. Durch den langen schmalen Hausgang schleicht die Katze herein. Vor der Tür stampft der Gaul. Er reckt den Kopf in den Flur, faucht durch die Nüstern. Die Katze macht den Sprung wider die Küchentür, daß sie vollends zurückfliegt. Steht inmitten der Küche, duckt sich, schleicht, und schwupp! aufs Fensterbrett. Der brodelnde Dampf stößt aus den Töpfen auf dem Herd. Und Nestor Rademaker bläst in die Schüssel mit aufgeblähten Backen. Meuchlings fallen die Abendschatten über ihn.

Die Tür nach dem Hofe zu klafft um eine Spalte. Ein Huhn trippelt herein, gröhlt grämlich, pickt die Krümchen unter Rademakers Stuhl. Und hinter ihm ein anderes, ebenso lautlos. Ein Schatten in der Türspalte, ein kleiner, gedrungener. Eines Menschen Schatten. Im Herd knackt ein Holzscheit. Die rote Glut zuckt auf und leuchtet über Nestor Rademakers Rücken hinweg und hinüber zur Tür.

In diesem huschenden Glutschein steht Mayanne Hurrî. Wie ein Gnom im Höllenbrand. Und da steht sie. Vergeistigt steht sie.

Man wird sie sehen und nicht sagen, daß sie ein Krüppel ist. Man wird sagen, daß sie klein und zurückgeblieben und kümmerlich ist. Man könnte auch sagen, daß sie ein Kind ist, wenn dies Gesicht nicht wäre oder die Augen in diesem Gesichte. Sie sind wie hundertjährige Gedanken, denen man körperlichen Ausdruck verleiht. Sie sind wie offene Spalten, über die keine Stege führen. Wenn diese Augen nicht wären, könnte Mayanne ein Kind sein. Aber ihr Körper scheint nicht das Gehäuse ihrer Seele. Er ist nur ein Schatten. Und unkörperlich wie Dampf. Und voll jagendem Leben unter dem ärmlichen Türtig. Ihr steifer, weißer Strohhut hängt im Nacken. Der Schleier wallt ihr über die Körpermitte. Die breiten farbigen Bänder baumeln ihr auf die Schultern.

Und steht so.

Ohne den Kopf zu heben, äugt Rademaker nach ihr hin. Unbeweglich hält er den Löffel. Er denkt, wenn sie Geräusche hört, huscht sie davon. Wie Rehe, die scheu auslugen am Rande des Hertogenwaldes. Warum kommt sie aus der Dunstweite und ist lautlos bei ihm? Heute zum ersten Male! Hat sie ihm was sagen gewollt' all die Zeit von weit her aus weißen Dämpfen? So mag sie reden.

Sie redet nicht. Sie tritt aus der Spalte. Tripp, tripp, tripp hackelt an ihr vorbei das fortgescheuchte Huhn. Hinter ihm drückt Mayanne Hurri die Tür zu. Fest zu. Mit gespreizter Hand stößt sie dawider. Geht dann zum Tische, wo Rademaker gebückt über

dem Teller ißt, setzt sich zwischen Herd und Kannenbank. Rademaker ißt nicht mehr, er wartet. — —

Die Sonne huscht vollends aus dem Tag. Es dämmert tief. Der Blame wartet.

„Nestor Rademaker!“

„Ja.“

„Hör', Nestor Rademaker, vielleicht weißt du das: ich bin sehr allein!“

Er lauscht noch. Vielleicht hat sie nicht gesprochen, vielleicht kams aus dem Venn. Eine Stimme aus Dämpfen. Ganz fern, und nicht eine Stimme, der man Antwort gibt. Als ihm aber gewiß ist, daß sie doch geredet haben könnte, denkt er, wenn Leute nicht sind und können wie andere, dann sind sie oft drollig, also sie ist, wie gesagt, drollig, die Mayanne Hurrî. Er sagt: „Bais — du hast den Vater Hurrî.“

Sie aber spricht leise: „Mein Vater Hurrî wird sterben, wenn er etwas alt ist.“ Bestimmt und klar. Sie weiß das. Sie hat visionäre Blicke. Und brennende, karge, heimliche Worte. Leute wie Nestor Rademaker möchten abergläubisch davor flüchten.

Und Nestor Rademaker sagt schnell: „Aber die Mârtine!“ sagt auch noch das Sprüchlein: „Sie ist euer Hand am Herd, euer Dach aufm Haus.“

„Die Mârtine wird den Vater Hurrî heiraten, wenn er alt ist. Dann haben sich zweie. Was soll ich?“

Die Not in ihren Blicken steigt. Rademaker nimmt noch einen Mund voll Worte: „Aber dein geistlich Herr Bruder?“

„Er wird die Mârtine zu sich holen, wenn der

Vater Hurrî gestorben ist. Dann kocht sie ihm. Was soll ich?"

„Verlaß dich drauf, féfeie (Mädelchen), er wird dich holen, verlaß dich drauf."

„Quwarba!" werden sie ihm rufen, „Quwarba! Deine Schwester ist ein häßlich drollig' Tier! Dann wird er mich ins Hospiz tun."

Da weiß Nestor Rademaker nichts mehr. Hinter dem Gnom rächt sich unerbittlich und streng die von ihm geweissagte Zukunft. Sie verfinstert den letzten Tagesschein in der unfreundlichen Küche. Die Herdglut knistert in der Stille. Rademaker huckt zusammen, löffelt wieder seine Suppe. Um ihn züngeln die Rotblicke Mayannes. Er schlumpft die Suppe hinunter und sagt: „Bais — geh' ins Hospiz."

In ihren Augen zerknittert das drängende Leid. Wie gesprungenes Glas, auf das die Sonne spiegelt. Und die böse Wut flimmert aus ihr, ihre Hände sind geballt im Schoß. Sie wird aufstehen und ihm in den Nacken schlagen. Wenn sie eine Nadel hat, wird sie ihn stechen. Und wenn er schreit, wird sie ihn hinausjagen. Sie kann ihn nicht schreien hören. Also wird sie ihn hinausjagen. Darum schreit sie nicht, wenn die Menschen ihr wehe tun.

Rademaker leckt den Löffel ab, läßt ihn in den Teller klirren. Das Geräusch fällt auf Mayanne wie Nadelspitzen. Sie stößt auf, gießt ihm noch einen tiefen Schöpflöffel voll ein. Da sie das tut, steht sie

---

*) Quwarba ist in Belgien der Spottruf für Priester.

neben ihm und ihre Schulter ragt nicht über seine. Verwundert sieht er sie an. Ihre Blicke gehen hilflos in seine. Er denkt, was ihm von diesen Augen gesagt wurde. Aber er weiß nicht, ob sie schön sind.

Mayanne setzt sich in ihre Ecke. Rademaker nickt ihr zu.

„Bien merci! Wenn ich mal was für dich tun kann," erschreckt hält er inne. Denkt er nicht dran, daß sie nicht kann wie andere, und daß sie darum drollig ist, und daß sie fordern könnte — hai, was ganz Verrücktes? Und hastig redet er drauf los: „Willst du Radies, ganz frische in Bündelchen, oder Erdbeeren in Schachteln, dreißig Stück für zehn Franken? Wir züchten sie bei Brüssel, weißt du, bei Chapelle aux bois, weißt du, wo die großen Treibhäuser sind für den Markt von Brüssel und Antwerpen, bien, willst du Erdbeeren?"

Und redet noch in überstürzten Sätzen. Er möchte sie stumm reden. Aber sie spricht ihm monoton und hartnäckig hinein. Sie spricht und wiederholt ihre Worte einmal, zweimal, viele mal, bis er atemlos innehält und hört und schweigt.

Und hört sie reden wie vor einer tiefen Kluft zwischen ihm und ihr herüber.

„Ich will nicht allein sein! Ich will nicht allein sein! Ich will nicht allein sein, wenn der Vater Hurrî stirbt oder heiratet. Ich will nicht immer allein sein, ich bin immer allein; wenn ich den Leuten in den Weg laufe, sagen sie: ‚Ein arm klein' Ding!', und sprechen, als ob sie weinen müßten, es soll keiner

über mich weinen, weil ich ein arm klein' Ding bin. Wenn ich allein bin, bin ich bei den Kühen in Warroneux. Ich hab' sie gern, ihre Haut ist warm. Ich denke mir, sie ist eine Menschenhaut. Ich weiß nicht, wie eine warme Menschenhaut ist. Es gibt mir keiner seine Hand, daß ich sie karessiere. Als mich mein' Mutter karessiert hat, konnt' ich noch nicht denken. Und dann hat sie ins Gras beißen müssen und war immer tot. Ich bin auch wie tot, weißt du. Weil man kein Kareſſ' für mich hat, spricht man viel mitleidig mit mir. Dann möcht' ich hinter den Kühen weinen. Es ist viel traurig, das Mitleid. Weißt du, die Menschen machen dann so arme Gesichter. Sie sprechen mit mir wie auf einem Begräbnis. Wenn sie lachen, kommen sie nicht zu mir. Wenn sie fort sind, lache ich aber. Ich bin doch nicht tot, wie sie meinen. Ich möchte einmal weit laufen, vielleicht ist da jemand, der nicht mitleidig spricht. Und dann möcht' ich sterben. Oder ich möcht' jemand haben, den ich schlagen kann, und er bleibt noch immer bei mir. Und wenn die anderen kommen und sagen: ‚Du darfst nicht schlagen!‘, sage ich: ‚Das ist mein, ich darf schlagen!‘“ — Ihr Atem jagt aus der hochgehenden Brust. Ihr fahles Gesicht glutet in Freude. Und ganz leise und innig und lächelnd: „Ich würds aber nicht schlagen!“

Nestor Rademaker ißt eilig seine Suppe. Es ist klar, und die Leute hier herum haben recht, man muß sich sehr hüten, sie will heiraten. So wird er denn seine Sopp' essen und gehen, adjü!

Aber noch spricht Mayanne: „Und so mein' Freud' möcht' ich haben an jemand, ich möchte ein Kind. Ein Kind ist gar nicht mitleidig, man müßt' viel schaffen für das Kind und es tät' immer noch mehr wollen, gar nicht zu füllen wär's!" Ihre Augen tun sich auf wie dunkle Schlünde, darin irr und wirr ein strahlendes Leuchten zieht. Wie sehnsuchtsvolles Mutterglück, wie lasttragende, jauchzende Mutterliebe, wie ein wahnsinnig leidenschaftlicher Eigentumsstolz, wie das in zornigem Weinen geübte Hausrecht der Paria, eine unendlich sehnsüchtige Abwehr der vom Mitleid Zermürbten, der durch Mitleid Rechtlosen, Eigentumlosen, in allem freudigen Wollen Zerbrochenen! Durch gütiges Mitleid ausgeschaltet aus der Menschheit Pflichten und Kämpfen. Und Rechten!

Steht so da und fordert Kampf und Pflicht und Recht. Aber dem Vlamen steigt die brutale Wut des Kampf-, Pflicht- und Rechtmenschen.

„Es wird dich doch keiner heiraten. Sacribleu!"

Sie sagt leise und furchtlos: „Nein!"

Seine Faust saust nieder auf den Tisch. Sein roher Mannesstolz tost los. „Ich werd' dich doch nicht heiraten! In meiner Ziege Namen! Heiliges Blau!"

Und sie noch leise und furchtlos: „Nein!"

Er weiß nicht, ob sie noch redet, ob noch der Schall ihrer Worte in der Küchenluft ist, ob ihre furchtbaren Gedanken ihm ins Fleisch bohren. —

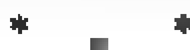
Wenn er sie ansehen möchte, kehren seine Blicke auf halbem Wege um. Ihr „Nein" quält ihn schreck-

lich. Das Mitleid stößt ihm auf, das furchtbar gütige Mitleid für Kinder und Narren. Er möchte unsichtbar von ihr fortgenommen werden. Er schämt sich, aufzustehen und Geräusche zu machen und selber zu wissen, daß er noch da ist.

Und dann schurpt er auf, steht steil am Tische. Seine gejagten Blicke stürzen in ihre großen und klaren. Und hinaus stürmt er furchtbar gequält.

Sie sitzt noch in furchtloser Sehnsucht.

Im Hertogenwald schreit das Wild.



Es sagt im Hochmoor der Volksmund: „Die Tage verlängern sich um die Mahlzeit eines Mönches.“

Es sagt auch die Mârtine vom Forsthaus Hurri, als die Zeit um Palmsonntag ist:

„Wer zu Ostern läßt neue Kleider missen,
Wird Feiertags von den Vögeln be — — sudelt.“

Da muß der Mann Hurrî Geld ins Haus schaffen, geht hin und verkauft der Gemeinde Ovifat einen Stier.

Am Gemüsemontag nimmt Nestor Rademaker das Geld mit nach Eupen. Am Gemüsedonnerstag liefert er im Warroneux das grobtuchene Kleiderzeug ab. Mit leerer Karre fährt er zurück bis Verviers, also ins Belgische heim.

Aber Mayanne Hurri harrt auf ihn in den Nebeldämpfen. Wenn die Karre auftaucht im anbrechenden oder sinkenden Tag, stapft sie nebenher, zwei

Armlängen von der Vennstraße im quallenden Boden im feuchtsickernden Torfmoor. Vielleicht spricht sie. Er hört nichts. Mit flehenden Augen spricht sie. Er ist sehr ärgerlich. Sie soll schimpfen, dann kann er antworten. Aber sie soll nicht flehen mit den Augen und so stumm sein. Er denkt dann, daß er ihr den Gefallen tun muß und bei ihr die Sopp' essen, die Sopp' mit Krompieren und vielem Grünzeug und Fettaugen.

Diese vorzügliche Suppe stellt sie ihm hin und freut sich. Als er gegessen hat, steigt ihm der Zorn.

„Ich kann nicht! Du bist häßlich wie der Teufel!" Da fährt er heim und muß an ihre Augen denken.

Am Gemüsemontag holpert seine Karre die Vennstraße hinauf von Jalhay her, und er ruft ihr in die weißen Dämpfe hinein: „Ich werde deine Sopp' nicht essen!"

Aber Mayanne schmückt sich. — — — — — — — —

Der Aprildonner rollt über das Moor.

Danach wird Vollmond. Es hängt über der Ebene wie blankes Auerlicht. Die dünnen Schatten der Vennkreuze ragen hinein. Die Torfhügel wölben sich wie düstere Monumente. Die Wegmöcke wie fahle Grabsteine. Wie ein weiter gigantischer Kirchhof liegt das Venn. Die tiefen Schatten von Wagen und Pferd und Mensch schwanken hinein. Ein fernes, verlorenes Rollen in der Unendlichkeit der Hochebene. Und immer näher und lauter. Und nahe am Wirtshaus und Wegweiser, wo sich die Landstraße gabelt und die Vennstraße zurück nach Jalhay läuft. Und

ganz nahe. Die Räder schleifen und knirschen. Aus dem Warroneux her kommt das Gefährt. Bleich schwankt das Leinenkuppeldach in der weißen Nachtluft.

Auf dem Kutschsitz buckelt einer in sich zusammen, ein ganz Mürrischer, der Nestor Rademaker. Er hat nicht Suppe und Speck gegessen. Sein Magen ist leer und macht ihm Mißstimmungen. Man kann sich an Sopp' und Speck und Mayanne Hurrî gewöhnen. Aber die Mayanne Hurrî ist nicht gekommen. Die Mârtine hat ihm ein paar Worte hingeknurrt, und er konnte gehen. Krautmännchen hat sie gesagt. Hat sie das gesagt? Der Teufel soll ihr die Strümpfe stehlen!

Bon, bon
Si l'amour vous gêne
Moi non“ — — — — — — — — — —

und hält dann inne, denn Mayanne steht am Wege und wartet!

Er fährt langsam. Er summt nicht mehr. Sie wartet. Bleicher als der Mond starrt ihr Gesicht. So langsam er fährt, er muß sie doch einmal erreichen. Und muß an ihr vorüber. — Herrgott. —

Er hat sie erreicht.

Sie steht noch. Spricht sie? — Er hört nicht. — Er sieht nicht. — Er will nicht! —

Sie ist geschmückt.

Da läßt er die Peitsche niedersausen. Klatschend auf den Rücken des Gauls. Fort! Fort! Fort! Herrgott! Weib! Gnom! Das Leichengesicht will er nicht mehr sehen. Hu, wie der geschmückte Tod.

Hu Teufel! Die Karre rasselt davon. Die Räder wumpen über Gestein. Hu Tod und Teufel! — — Und die Augen — — wie offene Sümpfe. — Herrgott — wie klaffende Schlünde. — — Aber flehende Sehnsucht — — o, wie sie leuchten, klar, mild und rein, die rufenden Augen der einsamen Seele. —

Holla, huppla, hö! Und weiter, und weiter, tolle Fahrt, huppla; der Gaul schnauft, Geschirr klirrt, das Kuppeldach schwankt, die Radachsen knirschen.

Im Stroh wuschelts.

Ha abin, atmet er tief. Dort blinkt schon der alte versumpfte Weiher. Vorbei der Schrecken. Der Vollmond blitzt. Hai, hat er sich gefürchtet? Hai was! Er summt ja — —

Bon, bon,
Si —

Ruckt herum. — Im Stroh wuschelts. — Hinter ihm! Das geschmückte Leichengesicht. Unterm Leinwanddach. — Sie wartet. . . . Der Vollmond gießt herab freundliches Licht.

Da dreht er das Gesicht über die Schulter zurück nach ihr und sieht, daß ihre Augen leuchten, aber sie sehen nicht nach ihm, sie leuchten in ein großes Glück hinein und dies Glück ist nicht bei ihm, und nur durch ihn!

Sie spricht noch: „Ich will nicht allein sein.“ —

Da wird das große Glück in ihren Augen noch größer. Und das Leuchten darin ist rein wie der weiße Gleiß des Vollmondes und warm wie die heimlichen Sehnsüchte der Mutterliebe.

Und Nestor Rademaker sieht, wie schön ihre Augen sind. Und Nestor Rademaker fühlt, wie fein ihre Seele ist.

So wird Nestor Rademaker ihre feine Seele nehmen und sehr erschrecken. —

Und er wird ihre schönen Augen nehmen. —

Er wendet sich auf dem Sitze und sieht sie freundlich an. Die weiße Nachtluft rieselt um sie. Die Mayanne Hurrî ist zierlich und wie splitterndes Glas. . . . . .

Da läßt er den Gaul traben. — — — — — —

II.

Es geht ein Mann im Hertogenwald und lobsingt. Durch rotbraunes Herbstland geht er. Die mattgoldene Sonne ist über ihm und dem Lande. Eine Menge Gold überall und so viel Melancholie. Die Fichten stehen schwer und raunen wie in einer Trauerrede.

Und es kommt zu den Stillen im Venn der Krautschneider Joséf Kaninchen. Wenn er spricht, geht sein Mund knuspernd wie Kaninchen im Kraut. Also ist er der Joséf Kaninchen. Doch steht sein Mund bigott im bartlosen Gesichte. Wenn er seine Geschäftswege zieht, lobsingt er dem Herrn in kirchlichen Gesängen. Und der Herbststurm orgelt in den Waldschneisen. Kommt zum Forsthaus Warroneux. Die Stube ist muffig wie Stalluft. Der gemauerte Herd qualmt seine Feuersbrünste in den weitoffenen Rauchfang. An seinem geschwärzten Mantel flackern, von

der Wärme bewegt, die Rußflocken. Schwer baumelt die eiserne Kette herunter.

Ein Mann steht da und hängt den gußeisernen Kochtopf in den Haken. Die klobigen Torfklötze glimmen darunter. Der Rauch schwefelt über die niedrig gebälkte Decke hin, färbt schmutziggelb auch die Wände ringsum.

Und der Mann steht noch. Das Licht der schirmlosen Küchenlampe gleißt ihm auf den breiten Rücken, auf das gebleichte Futter der Weste. Bückt sich und stochert mit der Ofenzange den Funken auf für seine kurze Wallonenpfeife. Aus schwarzem Bartwust qualmt er den Dampf. — —

Das ist der Mann Hurri.

Man ist froh, wenn er niedersitzt; dann weicht das bängliche Gefühl, daß dieser Mann für den niederen Raum zu wuchtig sei.

Hinter ihm steht schon seit dem frühen Untergang der Sonne der Krautschneider und raspelt die Kohlköpfe über das Schneidbrett. Die weißen Kringel flattern in den breiten Waschkorb. Der Krautschneider leiert sein tiefes, ab und zu bei besonders kräftigem Raspeln stockendes leises Singen. Als ihm von irgendwo ein verlorener Schrei hineinhallt, bricht er ab, schüttelt den mageren Kopf. Der Schrei stört ihn. Er paßt nicht zu seinem Gesang. Es ist ein Notschrei. Und ganz fern, ganz hoch, unterm Dache heraus. Ein Würgen unterm Schnee. Und sehr still wirds. Da will der Krautschneider wieder singen. Aber es singt ihm jemand zuvor. Der

Schrei unterm Dache singt! Binameie bon diu, wie der singt.

Man horcht. Man ist sehr still. Da wird der Sang wieder ein Schrei und dann ein Lachen und dann eine weiche Antwort. Ob da jemand gefragt hat? Man hat nicht gefragt. Die weiche, helle Antwort ist dem Nichts gegeben. Aber aus dem Nichts winken grauenhafte Gestalten, die unterm Dache lautlos hausen und in einer einsamen Seele.

Der Mann Hurrî wumpt auf blauwollenen Strümpfen zur Flurtür, horcht hinauf, schließt wieder, kommt zum Herde zurück. Schiebt seinen schweren Körper auf die warme Herdmauer, sitzt und raucht.

Die Mârtine tritt herein, tupft in das Weihwasserkesselchen an der Tür und hängt den Rosenkranz darüber. Ihre hadernde Stimme spricht grämlich: „Sie wird bald ihre Ruh' haben, ich hab' mein' Rosenkranz zum Saint Veith gebetet."

Der Krautschneider hält inne, wischt sich mit der Hand durch das heiße Gesicht.

„Wenns das Sumpffieber ist, weiß ich 'n Mittel, meiner Treu. Gebt ihr zwei Roggenkörner in die Hand, ohne daß sie es weiß und so lange, bis daß sie geschwitzt hat, mit Respekt! Dann steckt die Körner in die Erde, und wenn sie aufgehen, ist's Fieber fort, meiner Treu, so ist's!"

Die Mârtine sagt: „Es ist kein Fieber, guter Gott."

Der Mann Hurrî sitzt und raucht fürchterlich.

„Wenns nicht das Fieber ist," sagt der Kraut-

schneider, „könnts die Venngicht sein. Nehmt dann, wenn's gefällig ist, drei wilde Kastanien und die muß sie zeitlebens bei sich tragen und jeden Morgen ein Pater beten.“

Die Mârtine sagt: „Sie hat kein' Gicht.“

Der Mànn Hurrî sieht alles, hört alles und spricht nichts. Wenn er aber spricht, wirkts wie eine Ohrfeige. Der Krautschneider fragt: „Was sagt sie denn, die petite Mayann'?“

„Sie sagt, andere Leut' möchten sich nicht um sie kümmern,“ hadert Mârtine.

„Merci!“ Und der Krautschneider raspelt wieder den Kohl zu weißen Kringeln.

Mârtine rafft aus dem Kartoffelsack aus der Ecke neben dem ungeheuer großen Wandschrank die Ration für Menschen und Vieh auf, rückt sich den Eimer bei und stößt mit dem Reiserbesen hinein, daß das Wasser spritzt und die Knollen gegen die Eimerwände holpern. Eine Eule schwebt lautlos am Fensterchen vorüber.

Da spricht Hurrî vom Herde aus. „Mârtin, es wird Zeit, daß die sedje Dame (weise Frau) kommt.“

Dem Krautschneider verkluckst die Melodie im Halse. Er greift in die neben ihm hochaufgehäuften Kohlköpfe, hebt einen besonders feisten heraus, wiegt ihn in der Hand und plutzt ihn dann nieder aufs Schneidemesser. Steht steil und weiß alles. Sein Mund kringelt zusammen und knuspert und kaut. Dann holt er aus dem Latz der blauen Arbeitsschürze das rote Sacktuch, betupft damit Gesicht, Schädel

und Nacken, und derweil spricht er, als müsse er Bescheid geben, hockt auf der Schneidbank nieder.

„Es ist da nicht sehr weit und bei Aachen ein Dorf am alten Berg. Es gehört zu keinem Staat, denkt mal an, Gevatter, nicht zu Belgien, was sehr recht wäre, nicht zu Preußen, was aber sehr unrecht wäre, und nicht zu Holland, was ganz ausgeschlossen ist. Meiner Treu, und es ist doch eingekeilt zwischen den dreien und ist ganz selbständig wie ein Land und ist eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit, ist auch zollfrei von drei Ländern aus, und so kurios ist es, das Ländchen am alten Berg, das Altenberg. Und es hat auch eine Entbindungsanstalt."

Damit bricht er ab und beginnt wieder sein Raspeln an der Schneidbank.

Da hallt ein freudiges Reden unterm Dache heraus. Die Worte fallen gedämpft und deutlich. Eine große Innigkeit liegt darin. Da sagt der Krautschneider, weil er alles weiß: „Sie spricht schon mit ihrem Kinde."

Nun tritt Hurrî um die Schneidebank und vor den Krautschneider. Wenn Pierre Hurrî spricht, ist man aufgejagt. Er spricht nicht brutal, er sagts nur so in Selbstverständlichkeit.

„Djoséf Kaninchen, komm mit mir, nun sollst du mir etwas schwören."

Zwei, drei weite Schritte macht er hinüber zur Tür, und darüber hängt das Kruzifix und davor steht er, der Krautschneider folgt ihm mit schurfendem Gang, und Mârtine hat den Kessel aufgezogen, läßt

die Herdglut offen schwelen und sieht mit unruhigen Blicken. Sie sieht, wie Pierre Hurri die Mütze vom Kopfe nimmt wie zum Gebet.

„Djoséf Kaninchen, ich muß dir das jetzt sagen, und du sollst mir schwören, daß bei deinem Leben und Tod kein Mensch erfährt, was du weißt. Willst du schwören bei dem Kreuz unsers Herrn?"

Da greift der Krautschneider mit der linken Hand in die Hosentasche und umfaßt das gesegnete Kreuzchen seines Rosenkranzes, und an der Rechten hebt er den Schwurfinger. „Ich schwörs bei dem heilig' Kreuz unsers Herrn!"

Und es stößt eine Schneewehe ans Fenster, und unter dem Dache irrt ein Schrei.

Mit gefalteten Händen steht noch Mártine am Herd, da hat Pierre Hurri seine Mütze wieder aufgesetzt und tritt mit dem Krautschneider an die Schneidbank zurück. Seine Stimme ist düster und schwer.

„Wir haben es geheimgehalten, so weit und so lang es geht. Aber nun ist das gekommen, was uns all' traurig macht. Ein Kind soll kommen. Ich möchte, daß der Mayann' ihr Kind geboren wird, wo keiner weiß, und daß auf dem Venn nicht einer ist, der darüber Auskunft geben kann. Denk' dran, was du geschworen hast und sag' mir, wo das Dorf am alten Berg ist."

Vom Herde her schurpt Mártine an die Schneidbank, starrt den Krautschneider voll Neugier an wie einen Anekdotenerzähler. Der aber beginnt im Eifer.

„Am alten Berg werden die Kinder vergeben gegen ein' Vergütung von zwanzig Mark den Monat, und wer das Geld in der Tasche klimpern lassen kann, zahlt zweitausend als Abfindung auf Lebenszeit. Adjü sagt man und geht auf Lebenszeit, und das Kind mag wachsen oder sterben." —

Pierre Hurrî steht, als wollte er sprechen, so hält der Krautschneider inne. Aber die Mârtine nur sagt in die Stille: „Es müßt nicht wachsen!" und ist stumm.

Die Augen Hurrîs schlitzen weit auf, man sieht das Weiße darin. Unter dem Bartwuchs mahlen die Backenknochen. Seine Stimme steigt tief wie in Abgründe. „Man müßt wissen, wohin man sie bringt!"

Der Krautschneider reckt zu ihm hin. „Zum Zillchen Savels, ich könnts besorgen."

Und Hurrî leise und heiser. „Das Kind soll nicht in mein Haus."

„Ich könnts besorgen."

Da nickt der Mann Hurrî, und seine Augen werden groß und drohend; man sieht nur das Weiße und nicht mehr das Schwarze. Ein Entschluß ist schnell in ihm, er grübelt nicht lange. Er denkt zwei, drei Gedanken, und den letzten, das Resultat, sagt er. „Da muß ich 'nauf in die Kammer."

Mârtine läßt sich auf den einzigen, wackeligen Stuhl fallen, platscht mit gespreizten Händen in den Schoß. „Jesus Mater! Schieß sie nicht tot, Pierre Hurrî!"

Da ist der Mann schon hinaus und hinauf. Stumpf

und dröhnend ist sein Stampfen auf Strümpfen. Die enge Treppe hinauf, knarr, knarr, schurft an die Wand, man hört seine Hand am hölzernen Geländer. Es knackt. Und ist droben —, steht an der Tür, einen tiefen Atemzug lang, ganz still, poch!, und die Tür wimmert in gerosteten Angeln — zu! Der Mörtel rieselt an der Wand. Droben gellen stumpf die Stimmen.

Droben steht der Mann Hurrî.

Er sieht nur Dunkelheit und die schmale, einscheibige Luke unter dem steil abfallenden Dache. Der grünweiße Nachthimmel schimmert herein, quer ein gespenstiger Lichtstreifen übers Bett. Zwei fahle Hände gefaltet darin, unbeweglich auf dem Deckenwust. Und sonst nichts. Wenn er einen Schritt weitergeht, stößt er an die Dachsenkung. So bleibt er in schwerer Unbeweglichkeit an der Tür.

Ein Nachtvogel streift pfeifend übers Dach hin. Man hört sein Trippeln auf den roten Schindeln. Die Fichten schütteln ihre Nadeln. Ihre Äste schwanken im Nachtwind. In der Kammer ist es still wie bei einer Toten. Aber man hört ein Flüstern: „Und das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn, Herrn —“

„Ich bin da,“ sagt Hurrî.

„Ja, du bist da, Vater Hurrî.“

Sie spricht, daß er sie kaum hört. Der Hauch ihrer Stimme ist heiß. Sie betet Worte aus dem Psalter in Verzweiflung und Freude. Da wird es

ihm, daß er nicht kann, wie er gewollt. Er ruft in ihr Flüstern: Mayann'! Hörst du mich?"

„Ja, Vater Hurrî."

„Komm an den Herd, Mayann', warum schreist und betest du in der Kammer? Es ist hier kalt wie im Hundestall, komm an den Herd!"

„An den Herd komm' ich nicht, Vater Hurrî, ich bin verkält, ich bleib' im Bett."

„Wenn du verkält' bist, komm an den Herd. Du bist schon an die zwei Monat vom Herd weg, du bist doch nicht an die zwei Monat verkält."

„Ich hab keinen Platz am Herd —" und schweigt jäh.

„Was kannst du schwatzen! Dein Platz ist noch da."

„Wenn ich da sitze und spreche, siehst du, Vater Hurrî, wenn ich da sitze und spreche, dann versteht ihr mich nicht, und ihr müßt mich doch verstehn, wenn ich jetzt komm' an den Herd, denn ich bring' mein Kind mit."

„Dein Stund ist noch nicht," sagt Hurrî dunkel und verhalten.

Sie spricht noch wie im Schlafe. „Aber das Kindlein war schon da, Vater Hurrî. Es kommt wie ein pitit Jesu, denk mal, Vater Hurrî, und es wird für mich sein."

„Für dich und den — andern, Mayann', wenn er mal will."

Die peinigende Ruhe seiner Worte schreckt sie aus dem Fieberlächeln. Man hört ein Rascheln im Bettwust, und dann sitzt sie, und ihr Gesicht ist im grünblanken Lichtstreifen. In jagenden Blicken fiebern

die Augen. „Ja, Vater Hurrî, wenn du mir ihn wegschießen wolltest.“

Eine wirre, angstvolle Hoffnung jauchzt in ihr. Sie hält den Atem an und horcht. Im Venn heulen die Wölfe.

Hurrî spricht: „Wenn du kein Kind hast, dann wird ers bleiben lassen, nach dir zu fragen, ob unser Haus im Wald, unser Vieh im Warroneux er kriegt oder nicht. Ich meine, wenn du kein Kind hast.“

Da lacht sie leise und schadenfroh: „Ich hab' mein Kind.“

„Man kann's weggeben, und du hast wieder dein' Platz am Herd.“

Nun ist sie völlig wach, als sei die Kammer mit einem Male von blendendem Licht vollgegossen. Sie wuschelt aus dem Kissenwust. Die geblümte Jacke bauscht sich ihr über dem armen Körper. Die Arme wirft sie gegen den Unbeweglichen an der Tür. Im geisterhaften Mondlicht huscht ihre Silhouette. Singt und lacht in zornigem Weinen

„Mein Kind wollt ihr! Nehmts nur, mein Kind! Ich habs noch, mein Kind! Ich habs, ich habs! Wenn ich sterbe, stirbt's mit mir. Ich hab' was, das ist mein! Geh hinaus, Vater Hurrî, ich erdrossele dich!!“

Sie wirft die mageren Arme in Hast und Not, taumelt auf dem Bettwust. — Da knarrt und wimmert hinter ihm die Tür. — — Da schließt er sie, der Schlüssel rasselt. — — Ihre heißen Blicke lauern, und lösen sich langsam von der Tür, hinüber zum Fenster. Der Holzstoß wölbt sich herauf zum Dache.

Drunten fällt die Küchentür in den Riegel. Der Mann Hurrî tritt an den Tisch und legt den Kammerschlüssel darauf.

„Mârtine, nimm ihn und halt droben die Kammer zu," atmet mit tiefem Rasseln, „halt sie zu, wenn ich mal wieder 'naufsteigen will."

Die geballten Hände stützt er auf den Tischrand. Das Schwingen seiner Muskeln läuft in die Holzfasern.

Mârtine sitzt und sagt: „Es fällt einem auf'n Leib, wie die Armut auf die Welt."

Der Krautschneider sagt: „Bonne nutte!" und kriecht ins Heu und schläft.

In der tiefen Heidenacht wird eine große, tote Stille. Und nur unter dem Dach hervor eine feine zitterige Stimme. Wirre, zerfahrene Worte und Töne: „Und er hat seinen Engeln befohlen, daß sie seinen Weg behüten und sein Fuß nicht an einen Stein stoße."

Darauf ein Nachhall wie Weinen.

Und dann kann der Mann Hurrî schlafen gehn und die Mârtine auch.

In derselben Nacht klopft der Krautschneider im Haus. „Hoûtoz! (Hört)! man müßt mal nachsehn."

Sie sehen nach und finden Mayanne flüchtend auf dem Holzstoß. Da machen sie sich noch in derselben Nacht auf, der Mann Hurrî, der Djoséf Kaninchen, die Mayanne, und suchen den Weg nach dem Dorf am alten Berge. Die Mârtine schleicht hadernd im Hause und greint.

„Eh ich nicht weiß, wo ihr ankommt, werd' ich nicht mehr Hunger haben als das Wasser Durst."

Und geht und erzählt in den Vennhäusern, die Mayanne sei zum geistlich Bruder. Aber die Mayanne hatte beim Abschied zuversichtlich gesagt: „Halt mein' Platz am Herd warm."

So glasblank ist die Oktobernacht und frostig und sternäugig. Das Mondlicht fließt aus zu einer Kristallkuppel über dem Hertogenwald. Das Hochwild springt aus dem Fichtendunkel über die weiße Straße, in Rudeln beisammen und benagt die Tannenkulturen. Hujah! Ein Kampfruf der Hirsche und verloren in den weiten Waldhallen und schaurig und schön. Die Geweihe wetzen und knattern wie Schwerter! Lockruf! Kampfruf! Liebesruf! Die weiße Straße schneidet in das heimelige Fichtendunkel ein. Aus dem toten Schwarzen scheint's mit tausend unruhigen Augen zu gieren. Und aus dem toten Schwarzen scheint da und dort, geheimnisvoll und still, ein Mensch zu treten, plötzlich und lautlos. Ein Mensch ohne Stimme, ein flüsternder Mensch. Und wenn man die Augen schließt, glaubt man ihn neben sich. Und wenn man die Augen öffnet, weit und erschreckt, ist er fort, der flüsternde Mensch am Waldesrand, an der weißen Straße, in dem blanken Mondlicht.

„Mayanne," fragt Hurri, „kannst du noch?"

„Ich kann noch, Vater Hurri."

Und so in Jubel und Angst. Ihr Gesicht starrt zum sanftblauen Himmel hinauf, wartet auf den

großen schönen Stern. Und als aus den federnden Wolken und unter das Gewimmel blinkender Sterne der eine schöne große schwebt, der Abendstern, hebt sie die Hand nach altem wallonischen Brauch und bekreuzigt sich, und das ist ihr Gruß dem Abendstern. Sie folgt diesem Stern. Darauf ist lautlos der flüsternde Mensch neben ihr. Was flüstert der stille, winkende Mensch?

Es zogen drei Könige aus dem Morgenlande aus, um das Kindlein zu suchen. Und der Stern ging vor ihnen her und wies sie nicht in die Irre und führte sie in der Nacht —.

Da lächelt Mayanne zu dem Sterne hinauf: „O führ auch du mich in der Nacht —!"

Die zwei Männer wandeln stumm neben ihr wie bei einer Betenden. Und es wird in ihr eine innige Stille, eine Erwartung und eine Freude.

Die Hirsche brüllen im Waldgrund.

* * *

Der weiße Himmel hat sich auf die Erde gelegt, weißflimmernd und kalt, schneestäubend. Die toten Heidestrecken leuchten.

Die Vennhäuser stehen an den Boden gefroren und weiß verschüttet. Die niederen Stuben sind voll Dunst und Tabak und schwerem Männeratem und trübem Licht. Die einsame Stille hängt feiertägig in der weißen Unendlichkeit.

Derweil werden die sternhellen und eisstarren Adventnächte. Eine Feuersbrunst ersteht am Himmel.

Da erschauern die Kinder im Venn und flüstern: „Der pitit Jesu bäckt.“

Dann schmolz der Schnee und füllte die Tümpel und den alten Weiher und die Torfmulde auf der schrecklichen Route nach Hockai und die Sümpfe „im schwarzen Moor“, wo eine Karosse samt Pferd und Mann untergegangen ist. Es wurden trübe Wasserkreise, tief und tückisch. Silbrig schwamm der Humus darauf. Zwei Fuß hoch blieb noch der Schnee. Doch es schwanden die weißen Hügel um die unbekannten und merkwürdigen Steinkolosse: „Noir Louis“, „Pyramide von Tranchot“. Und die Kreuze der Verunglückten und die steinernen Wegmöcke ragten wieder.

In den Vennhütten sprach man: „Grüne Weihnacht, weiße Ostern“, und sagte noch: „Ißt man den Cougnou zu Weihnacht draußen, wird man die Ostereier tippen am Feuer.“ Und man war in Sorge, daß es grüne Weihnacht werde.

Es wurde nicht grüne Weihnacht. An einem Morgen wurde es nicht hell, weißes Gestöber verfinsterte die Luft und es schneite noch zwei Fuß höher. In die eissplitternde Vennluft qualmten ein paar Schornsteine, d r von Heisterberg, dem Forsthaus und Wirtshaus, der von der Schenke am Wegweiser Eupen-Jalhai, sodann der von Baracke und Mont Rigi. Staubgrauer Rauch und Funken stoben in den winterlichen Nebel. Im weißen Schnee dampften die Blutlachen. Ein Schwein schrie im Venn, eins oder zwei, man konnte der Blutwurst nicht entbehren zur Feier einer wallonischen Weihnacht.

Und zum Forsthaus in Warroneux kamen sie gezogen zur Vorfeier. Der Abend wallte hinter ihnen her mit stillem Grauen und weißseidenen Schleiern. Die Welt war heimlich unter dem Schnee, und alles ruhte, der Sturm und die Nebel. Nur Christkinds Schleier wehten weiß und leicht und fein.

Im Warroneux blitzt ein Stubenlicht, ein einziges weit und breit und tief in der glitzerklaren Gottesnacht.

Sie beten und singen, sie essen und trinken, sie preisen die heilige Nacht. Inmitten derselben wirds sein, daß ein Kindlein geboren ist aus Mariens Schoß. Eja! Vor mehr denn tausend Jahr, ganz wunderbar. Susani, eja, Susani!

Da denkt der Mann Hurrî: „Ein Kindlein soll geboren werden, Gott weiß es!"

Sie essen Blutwurst, sie singen. Kein schwerer Feiersang, sondern kindhaft fröhlich, so wies Wallonenblut in den Adern zupft und hupft und vor dem lieben Herrgott tänzelt.

„Chouk chouk Mareie qui fait i freu",
(„Chouk, chouk Mareie, wie ist's kalt").

Singen von dem Hirten-Großvater, der da sich aufgemacht zum Stalle nach Bethlehem, und er möge nicht vergessen Gewehr und Brille, auch nicht die Streichhölzer.

S'ngen auch von der Elle Blutwurst, die sie dem pitit Jesu zuliebe essen.

Nach der dritten Rosenkranzrunde gibt Pierre Hurrî einen Wink, es sei Zeit.

Die Männer werfen über den Schoßrock den blauen betreßten Kittel. Die Frauen schlagen die weiten Türtigröcke über die Schultern, binden das dunkle und reichbestickte Tuch um den Kopf, stülpen darüber den steifen, weißen Strohhut mit der Gardine und den flatternden bunten Haubenbändern.

Und stehen und warten. Andachtsstill und fromm beklommen. Warten auf die Mitternacht, und daß zwölfmal der Uhrschlag aus dem Wandkasten rassele. Sie wollen eilen zur Mette, die rauschen wird mit Sang und Klang in der Vennkapelle Fischbach.

Und warten.

„Es wird ein Kindlein im Stalle geboren, weiß Gott!" denkt Pierre Hurri und kommt nicht um diesen Gedanken.

Christkindleins Schleier wehen ans Fenster.

Ein Knacken im Wandkasten. Die Kette rasselt. Mitternacht. Da lupfen die Männer die Mütze. Da zeichnen die Frauen ein Kreuz auf Stirn, Mund und Brust. Da stellt der Krautschneider den Mund bigott und singt vor:

„Bergers, un Sauveur vous est né
La paix vous soit donnée."

Und alle tosen los, herzfroh und andachtsdurchglüht, die Männer und Frauen und schlaftrunkenen Kindlein:

„Noël! Noël! Voici le redempteur!"

Sie treten hinaus und jubeln noch: „Noël!"

Weit und verwunschen und im Weihnachtstraum liegt das Venn. Die weißen Felder leuchten.

Sie stapfen in den schmalen Pfaden, und wo das Sterbekreuz eines Verunglückten ragt, bleiben sie stehen und sprechen: „Noel!"

Die Frauen stapfen vor, di: Männer hintennach inzwischen die Kinder, eingemummt in Tücher bis zur Nasenspitze. Sie schwatzen nicht. Der Hauch ihres keuchenden Atems flockt ihnen vom Munde. Sie nehmen die Richtung auf die ragende Spitze des Observatoriums zu. Baracke St. Michél in Sicht! Die Haustür knackt und Menschenschatten wehen in die Nachtstille. Sie rufen den Weihnachtsgruß und gehen mit dem herrannahenden Trupp. In Mont Rigi geistert ein Licht. Man ruft ihnen in gehöhlter Hand hinüber: „Noël! Alleluja! Alleluja!

Da erlöscht dort das Licht, und sie treten heraus über die Hausschwelle und mit den andern zur Fischbach-Kapelle. Festtägliches Kerzenlicht gleißt auf dem Altare und an den schmalen Wänden, über die geschwärzten Votivtafeln mit Laterne und Glocke. Die pitite notru dame steht im strahlenden Kerzenlicht buntgeputzt und zwischen Papiersträußen, die unter Glasglocken stehen.

Lang und dürr und gebeugt der alte Aumonier. Ein achtzigjähriges Mumiengesicht, aber noch lebenszähe. Von Malmedy herauf ist er gestapft einen halben Tag lang zur Höhe, wie alljährlich zur Mette im Venn. Wenn er nicht mehr kommt, ist er gestorben.

Knorrig verarbeitete Hände recken sich auf zu der pitite notru dame, die einst in selbiger Nacht ein

Gotteskindlein geboren. Des sind alle froh, froh, Gloria in excelsis Deo!

Die Sänge prallen. Die Schneewolken liegen auf dem Kapellendach. Moor und Himmel stoßen zusammen. Heilig ist die Nacht, dreimal heilig! Und überall Menschwerdung. Und überall ein Lebenskolorit auf verstaubten Schicksalen. Auf morschen Kreuzen eine trostvolle Verheißung. Und die Toten im Venn reden in heiliger Nacht. Die Stimmen der Lebenden rauschen hinein. O, ein Sang! O, eine Heiligkeit! Das Moor lauscht in Versunkenheit und Greuel und Mordlust. Aber sein Weihnachtsatem wogt. Weiße, welke Leiber schreiten durch Nebel. Und ein Winken und Fächeln, stumm und liebend. Christ ist geboren!

Transmeavit usque Bethlehem!

Die Vennkapelle strahlt. Es ist ein Glanz im Moor. Und Sänge rauschen.

„Freu' dich, o Christenheit! Eja! Alleluja! Alleluja! Susani!"

Der alte Aumonier am Altare weint Freudentränen.

Die Nachtwolken verblassen. Der neue Wintertag leuchtet dahinter. Ein Morgenstern zwinkert und blinkert in der bleichen Luft. Da treten sie aus der Kapelle und begrüßen ihn durch das Zeichen des heiligen Kreuzes und kehren heim.

Mit froher Rede zweigen sie in den Pfaden ab, ihren stillen Wohnungen zu.

Wie mit lichtweißer Watte behangen ist die hohe Hainbuchenwand vor dem Forsthaus Hurrî. Ein Mann mit übereistem Bart und Briefträgerkäppi wartet schutzsuchend dahinter.

Mârtine, die mit Hurrî kommt, ruft ihn an: „Hais la! Ihr hättet 'neingehen sollen. Das Haus ist offen."

„Es ist ein Expreß," sagt der Briefträger, gibt Hurrî den Brief in die Hand. Sie treten mitsammen ins Haus. Der Briefträger setzt sich mit ihnen an den Kaffeetisch. Fladen und Cougnou duften weihnachtlich, auch die kal'e Blut- und Leberwurst, es sind Rosinen darin. Ehe Hurrî zum Niedersitzen kommt, reckt er die Arme, strippt den Kittel über den Kopf aus, dann Rock und Wams, dann die Stiefeln, dann nimmt er stehend einen heißen Schluck Kaffee und greift zu dem Brief. Er tastet, wo er den Umschlag durchreißen kann, ohne den Brief zu beschädigen. Als er mit dicken ungeschickten Fingern den Brief herausstochert, läuft ein Zittern in seine Hand. Der Umschlag flattert auf den Tisch. Mârtine greift ihn auf und löst die Freimarke, die sie dem geistlichen Sohn Hurrî für die Heidenkinder sammelt. Als sie sieht, daß Hurrî liest, nichts sagt und den Brief auf die Kannenbank legt, steht sie auf, liest auch, sagt auch nichts, legt den Brief zurück.

Der Briefträger hätte nichts dagegen, zum Mittag dazubleiben. Es ist bekannt, daß der Förster den in Belgien raren und teuern Schnaps hält. Aber Mârtine holt ihm eine Elle Wurst von der Stange, und so geht er, wünscht noch gutes Fest.

Und nun holt Hurrî den Brief von der Kannenbank, liest laut: „Ihre Tochter hat einen Knaben geboren.“

Und liest nicht weiter, starrt auf das Blatt, als dürften seine Gedanken nicht weiter eilen. Mârtine beugt sich über seinen Arm. Ihre neugierigen Blicke jagen über die Zeilen.

„Die Familie Wetz hat sich gemeldet und möchte das Kind übernehmen. Zwanzig Franken den Monat prompt, auch die Begräbniskosten, wenn das Kind stirbt.“ —

Die Mârtine faltet die Hände über dem Leib und sagt fromm: „Wenn uns' guter Gott einen schönen Engel aus ihm machen wollt, wär's sehr gescheit.“

Hurrî legt den plumpen Finger, er ist noch von einer bösen Schnittwunde her umwickelt, auf die kurze Zeile vor dem Schluß: „Ihre Tochter, die Mayanne, hat's arg mitgenommen.“

Er sagt: „Es klingt so, als müßt' ich hin.“

Mârtine denkt nach. Aus unruhigem Sinnen heraus sagt sie: „— und auch das Kind unterbringen. Es wird ein merkwürdiges Kind. Grad auf Weihnachten! — Die Mayanne bringst du bis Eupen, Pierre Hurrî. Da komme ich mit der Karre von Baracke und hole euch heim.“

Ein leiser Wind hat sich aufgemacht und treibt den gekörnten Schnee und ferne Sänge und Klänge. Die Kapelle Fischbach läutet den Festtag ein, von Xhoffraix herauf klinklangt das feierliche Läuten, von Sourbrodt fern und leis ein Timpen. Jauchzende

Glockenstimmen in die Vennstille. Weihnachtsglöckchen! Alleluja!

Der Mann Hurrî nimmt die Mütze ab. Mit gesenkten Augen steht er, ehern unbeweglich. Und spricht: „Noel soll das Kind heißen!"

Spricht's wie ein Gebet.

Mârtine holt aus der Tischschublade den Haus-ka'ender, streicht den Tag, da dies Kind geboren wurde, an: „St. Victoire Jungfrau und Martyrin". Dann sagt sie geschäftseilig und ohne Andacht: „Bin, also Noié." So wie's in der Mundart ihres Landes ist. Geht und wechselt die Strümpfe, sie sind naß, hängt sie am Trockenrad neben dem Herd auf. Auch das Feiertagshemd Hurrîs baumelt daran.

Hurrî bleibt im Schweigen und raucht nicht. Er sitzt unter der Wucht des Geschehenen, aber tobt nicht. Die Leute im Venn sind die Lastträger ihrer Geschicke. Aber am Abend, als aus den zerstreuten Vennhütten die Nachbarn zum Kartenspiel kommen, muß er seine rauhe Stimme klar husten, sagt zu Mârtine: „Der von St. Michél soll mir nicht nach Eupen kommen, und wenn ich sie auf meinen Schultern heimtragen muß."

Er hat sie auf seinen Schultern getragen in der Nacht zu Epiphanie, da sie heimkamen. Ihre Augen taten sich nicht mehr auf, wie Sümpfe, geheimnisvoll und tief. Die Ergebenheit vor dem unsichtbaren majestätischen Schicksal hatte sie überschattet. Wenn sie weinte, tat es ihr weh. Da weinte sie nicht mehr. Wenn sie anklagte, widersprach man ihr hart, da

klagte sie nicht mehr an. Sie schlich im Hause wie eine Krankheit. Wenn sie konnte, ging sie über den Hof in den Stall. Setzte sich auf den Melkstuhl zwischen die Kühe. Es war warm und muffig und roch nach Milch und Streu. Die Tiere reckten die Köpfe nach ihr, leckten mit rauhen Zungen. Kaninchen krochen auf ihren Schoß. Sie lauschte, und wenn keine Geräusche eines Menschen Nähe kündigten, erzählte sie den Stummen und Verstandlosen von dem schönen Kinde Noel Hurrî. Dann war sie glücklich, und wenn es Nacht war, stieg sie von ihrer Dachkammer herunter und schlief im Stall.

Es wurden die Tage, von denen der wallonische Volksmund sagt, daß sie sich um die Mahlzeit eines Kindes verlängern; und die nachfolgenden, die um die Mahlzeit eines Hahnes länger werden. Als ihre Zeitdauer sich um die Mahlzeit eines Mönches erhöhten, feiert man schon Lichtmeß, und man feiert's in trügerischer Sonne. Die Schnecke wirft Schatten. Da muß sie für sechs Wochen wieder einkriechen.

Die Stillen im Venn scharen sich zusammen, ziehen aus stundenweit. In den Pfarrkirchen spendet man den Blasiussegen für alle Übel des Halses. Und darum wandern sie die weiten Wege. Die Mayanne meint, man könne ihr den Segen St. Blaise, weil sie krank und schwach ist, mit heimbringen. Die Mârtine will's fragen. Ihr wird kurios im Innern, sie weiß nicht wie. Die Mayanne hat jetzt Blicke — Bin, sie könnt' dazu kommen, dem Pierre Hurrî zu sagen: „Pierre Hurrî, hol ihr das Kind!

Und dann denkt sie im Fortgehen an das Kind mit Ärger. „Während der Hafer wächst, krepiert das Pferd.“ Denkt also an das Kind, als sie vom Hafer spricht.

Schneeblank endet der Tag. Als sie heimkommen, hören sie ein Brüllen übers Venn, dumpf, hohl, verworren. Sie kommen am Wirtshaus beim Wegweiser vorüber und sehen, daß es dort nicht ist. Sie nähern sich dem Forsthaus, und von dorther hallen die Geräusche. Jämmerlich brüllt das Vieh. Es dröhnt in die Stille der Hochebene wie in einen ungeheuer weiten Saal.

Im Stalle ein Höllenwust. Losgerissen stampft das Vieh, erschreckt, zitternd, an den Wänden schürfend, in die Ecke stoßend, auf den Futtertrog klimmend, ganz toll und wild. Die großen, dummstaunenden Augen rollen, die Mäuler triefen, ein Brummen und Brüllen und Stoßen und Jagen. Schwer wumpen die Wänste, die Schwänze peitschen, ein Wust, ein Lärm, was ist?!

Hurrîs tiefer, ruhiger Anruf fährt in den Tumult. Die Tiere stehen und glotzen. Noch zittern ihre Flanken. Man führt sie in den Stand.

Da sieht man in der Ecke des Kaninchenbaues Mayanne kauern. Sie liegt im letzten Atem. Grau und erdig ist ihr Gesicht. Sie muß viel gestöhnt und gelitten haben. Ihre Hand ist wider die Brust gepreßt, dort, wo über den kantigen Brustknochen hinaus ihr schwerer Herzschlag aufstößt. Aber ihre Augen sind noch blank wie silbernes Licht. Sie strahlen eine Freude, eine geheime, vor aller Welt verborgene.

„Mein Kind Noel! — Ich hab's bei mir gehabt alle Nacht — alle Nacht — — alle — — — Nacht."

Und dann zerknittert die Verklärung der drohenden Freude in den fieberblanken Augen. Sie erlöschen wie ein Licht. Und nur noch ein mildes Sehnen darin. Ihr Gesicht verzerrt sich wehleidig. —

„Mein Kind Noié —."

Dann geht sie hinüber und ist dem Kinde Noel nahe.

Man hebt sie auf. Da ist sie schon starr.

Mârtine sagt: „Man muß sie waschen."

Die Männer und Frauen stehen und sagen ein Gebet. Man fragt nicht und jammert nicht. Sie werden ihren Geschäften nachgehen und schwatzen und auch lachen. Sie hausen zwischen offenen Gräbern. Und wenn ein Mensch morsch und alt wird, wendet er sich zur Seite und liegt darin. Man braucht ihn dann nur zuzuschaufeln. Darum lachen sie in den Tod. Aber sie lachen nicht wie die Menschen im Tal.

Mârtine wäscht ihre Hände an der Pumpe neben der Kannenbank und sagt: „Hast du gehört, Pierre Hurrî? Es muß ein merkwürdig Kind sein."

Man hat den Mann Hurrî in diesen Tagen nicht schwatzen hören. Das Venn hat keine Stimme. Er hat auch keine mehr.

Sie bahren die Tote auf dem Küchentisch auf, draußen im Gange. Und sorgen, daß die Katze nicht heranschleicht. Sie könnte an ihr fressen. Mârtine läßt die Küchentür weit aufgesperrt, daß sie die zwei flackernden Totenkerzen, die in leeren Flaschen auf-

gesteckt sind, sehen kann, schält die Nation Kartoffeln und betet für die Seele der Abgestorbenen, die wahrscheinlich im Fegfeuer leidet.

An den Abenden stapfen die Nachbarn herein und halten die Leichenwache. Die Frauen bis zehn Uhr und trinken. Die Männer von zehn Uhr ab und trinken. Von Stunde zu Stunde beten sie hintereinander drei Rosenkränze, im ganzen einhundertneunundfünfzig Ave, ohne die Paternoster. Die übrige Zeit, wie gesagt, wärmen sie sich nach innen. Sie sprechen untereinander: „Man soll niemand den Brei über den Kopf essen, aber mit der Mayanne war etwas nicht richtig, ma foé (meiner Treu).“

Als andere kommen und sie ablösen, sagen sie: „Dié wade (Gott behüte)“ und wanken heim.

Der Tochtermann von St. Michél löst den Förster von Hestreux ab und tuschelt. Es sei der Nestor Rademaker hierorts gesehen worden. Er habe ihm gesagt soundso, die Mayanne sei sonderbar zu Tode gekommen. Da sei Rademaker mitten auf dem Wege umgefahren und dahingesaust, als sei ein Gespenst hinter ihm her in den Schneewehen, huppla! Es sei ganz offenbar, daß er einen Spuk gesehen habe. Wenn man aber einen Spuk gesehen habe, das sei bekannt, müsse man verdorren. So würde denn der Nestor Rademaker hierorts nicht mehr mit seiner Gemüsekarre fahren.

Weil die Menschen nun nachts wachen müssen, schlafen sie am Tag. Und sie schlafen auch, auf daß kein Feuer nötig und auf daß kein Hungern und

Frieren sei. So wird keine Not auf dem hohen Venn. Sie sparen und haben immer genug.

Sie steigen auf Strümpfen aus den Kammern, hauchen mit dem nüchternen Atem die überfrorenen Fenster frei, sehen in die weiße Weite und sehen, daß in der Nacht sich leise und weich der Schnee bis an die Scheiben hin gehäuft hat. Die Mârtine jammert: „Binameie! Nun begrab einer die Tote!"

Hurrî begibt sich auf den Torfhaufen, der sich zum Schneehügel aufwölbt, entzündet eine Strohgarbe und gibt ein Feuersignal nach dem Wirtshaus am Wegweiser. Dieser Mann klettert auf hochüberschneitem Weg zum Nachbarn, schüttelt den Kopf. „Eijeih, begrab einer die Tote! Es kommt kein Aumonier zu uns 'rauf, es kann niemand zu ihm 'runter. Es wird schwer sein, daß die Tote zu sein' Ruh' kommt."

Am zweiten Tage sagt man dasselbe, am dritten auch und am vierten auch. Am weitern Tag hatte Hurrî einen Holzkasten gezimmert. Sie legten die Tote hinein und ein geweihtes Palmbüschelchen dazu. Und trugen den Sarg in die Scheune, auf daß der Gang frei werde. Sie konnten der Toten ein Auge nicht zudrücken. Das beunruhigte die Mârtine. Es war vieles sehr merkwürdig beim Tode der Mayanne.

Am Tage der sogenannten Kesselkirmeß zu Sourbrodt legten die Vennleute sonntägliche Kleidung an, sprenkelten ihre Stuben mit feuchtem Torf und kehrten sie sauber. Sie aßen und rauchten und

schliefen, und sonst wußten sie nichts vom Sonntag und der Kesselkirmeß. Die Hurrileute beteten am Vormittag bei der Toten in der Scheuer, weil sie zur Kirche nicht konnten, die Meßandacht, froren sehr und opferten alles für die arme Seele der Verstorbenen auf.

Aber dann zog der Totengeruch aus der Scheune in das Haus. Das Gestorbensein war um sie und die große Einsamkeit und die Verwesung. Sie mußten Rat schaffen und ein Mittel, um die arme Mayanne der Erde zurückzugeben. Sie taten sich zu dreien zusammen und beteten an drei Tagen drei Rosenkränze. Sie nannten es eine Novene, auf daß der Schnee schmelze und die Mayanne zur Ruhe komme.

Am Tage St. Halin, wo man nach Faymonville beten geht für krumme Kinder, begann die Schneeschmelze.

Und die Stillen der Heide kamen zum Begräbnis im Venn.

Frühauf ist der Tag. Sein bleiches Licht verrieselt im Winternebel. Im Hertogenwald knallt ein Schuß. Hundegebläff. Es kommt der Förster von Hestreux oder Heisterberg, breitspurig und feierlich. Die Nase rot. Er sagt, sie ist ihm einmal erfroren. Ihm folgen seine Frau, seine Schwester in gestreiften, steifen Röcken, schwarze Kopftücher hängen ihnen ins Gesicht. Sie treten vor den Sarg, der schwarz ist. Die Mårtine hat ihn mit buntem Papier flammiert, auch Totenköpfe aus Papier geschnitzelt. Am Kopfende steht das Kruzifix.

Mit einem Palmbüschel besprengen sie den Sarg kreuzweise mit Weihwasser und treten in die Küche, wo das Schnapsglas kreist.

Es kommt der Djoséf Kaninchen mit zwei Buben, die ein warmes Tuch über Mütze und Ohren gebunden haben. Sie besprengen den Sarg mit Weihwasser und drängen zuhauf in die Küche, wo der Förster von Hestreux redet. Er schimpft über die Wilddiebe. Die Jagd des Hertogenwaldes sei jetzt in die Hände eines großen Weidmannsvereins übergegangen. Der habe gleich drei Förster angestellt. Ehedem war's nur ein Waldhüter, ein einziger für den ganz großen Waldbestand. Der Besitzer, der Graf von Flandern, ließ es eben schlendern. Aber jetzt —!

Es kommen Torfstecher aus dem Warroneux. Sie haben verbeulte Filzhüte und rotwollene Schale um den Hals bis über die Ohren hinauf. Sie trinken und würfeln ihre Worte in die Rede. Man spricht gedämpft. Die Männer wickeln, da sie den und jenen treffen, ihre Geschäfte ab. Die Frauen erzählen von Krankheiten und schweren Geburten.

Die Mârtine mit ihrer Verwandtschaft steht in der Ecke, wo der Kartoffelsack, der Besen und eine wackelige Bank hingeschoben sind. Als Höchsttrauernde tragen sie schwarze Tücher, die über den Kopf bis zu den Hüften herabhängen. Sie sind weit ins Gesicht vorgeschoben und mit Karton steifgehalten.

Es kommt dann noch der Wirt von Mont Rigi. Der meldet, daß der von St. Michél mit seinem

Ochsengespann vorgefahren sei. Pierre Hurri nickt den Torfstechern zu, die Zeit sei da. Sie wischen den Mund mit dem Handrücken, schlorren hinaus.

„One, deusse, treuse!" zählen sie, schwingen den Sarg auf ihre Schultern, stapfen hinaus. Im schweren Takte hallen ihre Schritte. Sie binden den Sarg auf den Wagen mit Seilen. Lang spreitet sich ein weißes Bettuch darüber. Der Wind jagt seine flatternden Enden.

In Stille ordnet sich der Trauerzug. Die Männer voran. Dicht hinter dem Wagen Piérre Hurri, der Mann von Holz, der das Unvermeidliche mit starrem Fatalismus trägt. Hinter ihm schlurft mit schwerbenagelten Schuhen über den glatten Boden der große Djoséf Kaninchen: „Au nom du père et du fils et du St. Esprit!"

Vermummt oder mit strohweißen Bauernhüten schlängelt die Reihe der Frauen. Knochige Gesichter, vom Vennwind zerblasen, vom Sonnenbrand zermürbt. Tote Jugend und Schönheit tragen sie als Leichenreste. Die Stimme der Mam' aus Baracke schrillt: „Je vous salus, Marie —."

In das Gemurmel und die holpernden Stimmen tönt vom Joche des Ochsengespanns das Glöckchen. Die Karre knarrt. Der Vennwind fegt durch die Waldschneisen. Langhin schlängelt der traurige Zug. Gesenkte Köpfe, polterndes Beten. Buntfarbige Bänder flattern, weiße Nackenschleier wehen, der Männer Kittel rascheln. Und über allem das aufbauschende flatternde Bahrtuch.

Im weißen Schneedunst verschwindet der Trauerzug. Und die Toten im Venn machen sich auf und setzen ihm nach mit winkenden Leichenhänden und fahlen Leibern. Höho! Die vielen Toten aus Sumpf und Morast, unter morschen Kreuzen und stinkenden Pfützen.

Talabwärts am Eingang des Dorfes wartet mit Kreuz und Fahne der Priester mit zwei Chorknaben.

Vom Sarge lösen sie die Seile, heben ihn von der Karre auf die Totenbahre. Segensworte über ihn, Weihrauch und geweihtes Wasser. Hinunter zum Gottesacker. An die Hecken und Zäune drängen die Dörfler. Mit gefalteten Händen stehen sie und schauen. Ein Vennbegräbnis! Sie machen nicht alle ihren letzten Weg auf der Totenbahre, die Stillen da droben. Die offenen Gräber gähnen um sie. Aus ihren Mienen stiert die tote Ergebung.

Vom Friedhof kehren sie zurück, die Märtine und die Verwandtschaft, die Trauertücher auf dem Arm, die Köpfe bloß. Ihre glatten Haare sträubt nicht der Wind.

Sie denken froh, daß nun die Tote ruhe in Frieden.

Die Mayanne Hurrî, die immer auf der Welt schon tot war.

Man flüstert aber, daß sie noch lebe, nachts, wenn im wilden Warroneux die Heide düstert.

O Mayanne Hurrî, sie lebt noch! — — — —

Ihr Kind Noel weint —.

Das Land am Bach.

Was für ein Land?

An eines Baches Ufer eng und schön und frei. Weitauf klafft der alte Zinkberg mit leeren Minen. Um ihn die Häuserchen in dürftiger Wohlhabenheit.

Aber das Land ist ein Flecken, und nicht viertausend Menschen im Land. Aber gesetzlos und unverbindlich. Ein bei der Teilung der Erde vergessenes Land.

Das war bei der Grenzregulierung im Wiener Frieden 1816.

Und so wurde das. Hier preußisch, hier belgisch, inmitten vergessen. Ein dreigeteiltes Dorf: Moresnet preußisch, Moresnet belgisch, Moresnet neutral.

Aber es hängt ein verirrter Schrei in den Lüften am alten Berge. Der ringt nach Erlösung. Es lauschen und nicken die gesetzlosen und unverbindlichen Menschen. Da wird einmal ihre Stunde kommen — —

Und so das Land am alten Berg, daher A l t e n b e r g.

Man muß auch sagen, wie kunterbunt der Flecken liegt. In seinen Dorfwegen Hügel und Täler und Kuhlen und Waldfetzen. Dazwischen und droben und drunten die Häuserchen, die Gärtchen, auch ein paar steigende Straßen. Auch eine Landstraße; die von Aachen-Lüttich.

Glitzeblank liegt das Geleise der Elektrischen darauf. Ein Schritt hinüber oder herüber, und man ist auf Preußengebiet oder Neutral, je nachdem. Der Zollmann geht und steht und wacht mit finsteren, mißtrauischen Augen, der Zollmann mit den preußischen Schuhsohlen.

Er steht und wacht bei einem großen, weißen Bäckerkorb, der aufs Geleise niedergestellt ist. Ab und zu kommt der Jung gelaufen, holt einen Arm voll Brötchen heraus, jedesmal für zwanzig Pfennige, nicht mehr, Himmeldonnerwetter, nicht mehr! Er darf mit seinem neutralen Korb nicht ins preußische hinein, nicht den Fuß heben über die Geleise, Himmeldonnerwetter! Aber jedesmal für zwanzig Pfennig darf er. Punktum.

„Komm Schannes!“ rufen sie aus dem Preußischen. „Schannes, an mich en belgisch Jraubröt! — Schannes, pst! An mich wärme Weckcher!“

Da kläfft der Schannes seine Antworten her, läuft, macht viel Geschrei.

„Exküs, Madämche, fien, Madämche, wann jibste mich widder en Ziehjarrenstumpfl? — O, 's lecker Mädche? Eßt Uhr auch jetzt Schermullen? Von wann denn? — Achott, achott, du ale Mann, willst widder ding Botterweckche. Ziehn anger Bux an, ale Mann, bist doch Rentner, seit sie dir mit dein'm Miaukasten aus'n Ocher (Aachen) Wald rausgeschmissen habn.“

Und hierhin, dorthin, mit Kopfnicken und Bubenlachen.

Weiter schleppt er den Korb, schurpt ihn über den Boden, renkt sich fast den mageren Arm aus. Hinter ihm klappen die Türen zu, acht Türen in einem langen, niederen Hause. Acht Einfamilien in e i n e r Fassade, ein Haus monoton und lang, und aus billigem, grauem, belgischem Gestein wie ein Sarg. Auch so tot und verschlossen mit acht eigelben Türen. Preußische Leute im „Sarg". Si· leben in Frieden und Muffigkeit und großer Sauberkeit hinter verschlossenen Türen. Wenn sie beten, ist's auch für den Landesherrn Wilhelm II. Das sind die paar Evangelischen im Katholischen. Quer hinüber übers Geleise die Eingewanderten, die in Aachener Fabriken arbeiten, die Holländer und die Belgier und Italiener, Arbeiter 'n der Erzgrube oder im Galmeiwerk oder in den ungeheuren Bleiwerken von Bleyberg. Wenn die Trompete ihres Reiches ruft, müssen sie zum Kriegstanz. Es werden dann vereinzelt zwischen ihnen bleiben die paar Eingeborenen, die Neutralen. Es ruft sie keine Kriegstrommete.

Und so wäre noch vieles zu sagen, am meisten von Kob Wetz, Bäckerei und Hauderei. Eine Hand klopft von innen heraus ans Fenster, daß die Scheibe rasselt. Eine behäbige Stimme aus der Ladenstube: „Mach, daß de futt kömmst, Schannes, stäht e da wie Botter ejen Sonn."

Der alte Berg hat purpurne Ränder und leuchtet im Abend. Am Schmalhäuschen des Kob Wetz flitzt ein Licht auf. Es ist ein schönes flammendes Licht in ein:m großen Glaskasten über der Tür. Die roten Lettern der „Bäckerei" und „Hauderei" auf der

schimmernden Glaswand glühen wie Salamanderschwänze. Und sonst kein Licht und keine Laterne weithin in der neutralen Straße. Schmal und frischgestrichen das Lädchen. Es riecht nach Lack. Ab und zu dunstet der warme Brotteig auf oder der knusperige Backgeruch der belgischen Reisfladen. Die dicke Frau hinter der weißgescheuerten Decke strickt. Wenn die Fliegen am Fenster surren, wie plumpe Punkte da und dort auf dem Gebäck hocken, fuchtelt die Frau mit der qualligen Hand darüber hin. Das Lädchen weitet sich zur Hinterstube. Keine Tür, aber eine Draperie aus Bettkattun. Die Scheunenwand sperrts Licht ab, weshalb denn ein ständiges Halbdunkel in der Stube hängt. Der Schein aus dem Laden kreist hinein bis zum Ledersofa und Tisch. Langgestreckte Männerbeine darunter mit schlappenden Galoschen. Und das andere im Dunkel. Aus der Sofaecke die schlaftrunkene Altmannsstimme:

„— und nu is dat so, daß all widder die Schangdarme durchs Neutrale raschpeln, um en Mannslüt in't Kommiß einfangen. Jahaha, die kömmen all ins Neutral und denken, dasse nu auch militärfrei sind. Jahaha, Exküs —". Sagt so und schläft ein.

Die anderen schweigen. Ein alter Mann hat hartnäckige Gedanken, wo wird sich denn der Jan Rapper ins Militär einkentern lassen! Solch einer! Sackerdeutz! Der Rinaldo am alten Berg, zapperdiblüß!

O, da ist die naive Mannsstimme in der Dunkelheit. „Wenn die den Jan Rapper bei die Krawatt nemme, was fängt dann bloß das Karling an?"

Drei Polterstimmen schlagen seine nieder: „Das Karling? Das Karling lebt dann mit'm andern zusammen. Das Karling will doch net auf sich selbst gesetzt sein", womit sie meinen, daß es nicht geheiratet sein will.

Die Ladenschelle klinkt. Die gute, runde Frau hinter der Theke steckt das Strickzeug in die Schürzentasche, schiebt die Brille auf die Stirn. Und da steht der Schannes mit gespreizten Beinen, läßt den leeren Korb aufplumpsen.

„Ausverkauft, Madämche!" Schurpst die Nase. „Wieviel kriege ich? Und wißt Ühr, wer auszüht aus'm Sarg? Die enen von den acht Blauen, die Irenzbeamtersch. Und wißt Ühr, wovon ich dat weäß? Ich han en Fenster eingeschmissen un se han net geschumpfen."

In der Stube eine schwere Stimme: „Is das es Kink von Jan Rapper?"

„Enjo", geht das Geknurr, und sie schweigen wieder; ihre Köpfe hängen auf der Brust. Sie haben schwere Arbeit im Galmei hinter sich, und wenn sie hier bei den Wetzen nicht 'n bißchen einnicken können, no, warum hätt man denn so'n miserablichte Schlafstelle bei ihr?!

Aber die schwere Stimme gibt nicht Ruhe. In einem furchtbaren Gähnen sagt sie: „Der Jan Rapper ist auch so'n Vadder — wie Ihr hierherum allemal Vadder seid, angekoofte Vadders. För wieviel is der Jan Rapper denn'n Vadder geworden?"

Da wacht der Alte auf dem Sofa halb auf, denn

die Katze schleicht an ihm mit zähdehnendem Körper hinweg, hat das Lederpolster aufgekratzt, das Seegras plustert heraus. Ihr Werk ist getan.

Spricht's mit altknöcherner Genauigkeit in der Sofaecke: „För zweitausendfünfhundert Mark för sein Lebtag. Der Jung kriegt aber net emol sein Fressen, der wird von uns aus Gnad und Barmherzigkeit durchgefuttert," — stößt noch seine entschlafende Stimme auf: „uns macht das nüs. — Mir han ja och noch den angeren Jung." Hält inne. Zwischen den Mehlsäcken im Korb ein Schlecken und Lecken und eine winselnde Krippenkindstimme.

„Scht!" aus dem Laden die Frau, „macht mich der Jung net wach!" —

„Is dat der Jung?" ruft wieder die naive Mannsstimme. „Is dat net die Katz? Achott, achott! Der wird kein Barytong!"

Die Atemzüge der anderen gehen schwer. Die kalten Pfeifen hängen ihnen im Mund, und sie lassen Gottche Liebelang reden. Er ist Nichtraucher. Er ist ein Gottche wie ein Knabe, obwohl er in den Dreißig ist. Er hat aber schon sein Gut „Himmelplatz" und dazu die Aussicht, Gemeinderat zu werden, wenn Henry Moblette stirbt. Aber der Henry Moblette leidet noch an keiner Krankheit, an der er sterben könnte.

Da Gottche Liebelang mit keinem Wachenden mehr sprechen kann, pfeift er leise vor sich hin. Und pfeift dann nicht mehr. Die Ladenschelle schrillt. Er kennt die Stimme. Die Katze springt auf den Tisch,

buckelt, lauert nach der Hoftür. Pautz, fliegt diese gegen den Stuhl. Die schrille Stimme des Kob Wetz fährt in die Stube, noch bevor er eintritt. Er kommt lang und aufrecht im braunen, abgenutzten Überzieher. Der schwarze Filzhut fällt ihm in den dünnen Kopf. Wenn er schwatzt, arbeitet der Mund, daß die ungepflegt hängenden Schnurrbartzipfel zerren. Die Pfeife im schiefgezogenen Mundwinkel, und so schrillt er das Geprassel seiner Rede, wirft die Menschen damit um. Und von ihm stammen viele Redensarten, z. B. die Bauern sind jetzt fast so klug wie Menschen.

Ja, der Kob Wetz! Seine Zunge ist wie eine Distel. „Hührt! Der Jan Rapper is mal widder futt. Total futt. Der hat sein Lebtag die Schandarme an der Nis jepackt und jeschneuzt, und sie wußten nit mal, wer ihnen den Schornstein jereinigt hat. Und eine Bessere wie das Karling hätt der Jan Rapper jar net finden können. Das Mensch macht 'n jroßartigen Eindruck unter all das Bettelvolk."

Doch die gute Frau aus dem Laden sagt breit und fett: „Aber sie leben doch wild."

„Traudche, halt's Maul!"

Da hält Traudchen das Maul und strickt.

Kob Wetz strippt den Überzieher aus, wirft ihn auf die Mehlsäcke. Den Hut behält er auf, setzt sich rittlings. Die Männer im Dunkeln räkeln mit breiten Rücken gegen die Stuhllehnen. Kob Wetz wirkt wie ein Wasserstrahl. Und da wär' noch manches zu fragen und zu sagen. Der Kob Wetz macht doch die Vertrauensfahrten für die Entbindungsanstalt.

Kob Wetz strafft seine Amtsmiene. Es gibt etwas, darüber kann Kob Wetz schweigen.

Gottche Liebelang meint so: „Wer gut schmiert, der gut fiehrt, gelt, Kob?“, macht die Bewegung des Geldzählens.

Kob Wetz' Arm langt nach Gottche Liebelang, zieht ihn an der Schulter her. Kichert wie durch Kitzeln geschüttelt. „Fufzehn Mark för 'n Stündchen die Fahrt und fünf Mark Trinkjeld! Schenerös wie 'n indischer Nabobs, wat?“ Stößt ihn wieder in den Stuhl zurück. Sein Kopf wippt von einem zum andern, die da knurrend im Dunkeln lachen.

„Ach tut doch der Leib weh, die Lajende zu hören. Nu denn, legt ein paar Louisdors zusammen för 'n Schlücksjen, aber keine Hosenknöpp. — Traudche, is der Jung fort? Joe? — Nu denn, Vadder, jeh du. — Traudche, jib ihm die Buttel, aber nicht, wo 's Petroleum drin war. Det verdirbt den Jeschmack. Nu schön, mit das Mädchen, das bei das Zill mit seinem Paket inwendig kommt, war es so: es war 'n munter Mädchen aus Düsseldorf, auch der Mann, ein feiner Mann, so wat an Parfüng wie an dem, hab ich noch net jerochen. Von Heiraspeln wollten natürlich die Eltern nix wissen. Achott, achott! und wie als so die Eltern den Kindern zu schaffen machen! Na schön, wie die Eltern von die Heirat nix wissen wollen, heiraten sich die zwei angter döh und ohne Kopulationskosten. Also so man 'n vorläufige Heirat. War alles jut und schön, nu sollt aber das Kind kommen. Kriegen sie da die Angst op der Leib, und

Jott sei's jepfiffen und jetrommelt! hören sie von das Zillchen Savols mit seine diskreten Jeburten im Neutralen, und schwupp dich!, ist das Mädchen hier unterjebracht. Es war schon hoch in den Wochen, und er kommt es noch prompt besuchen, aber diskret natürellmang. — Nu, Schwiegervadder, bist du all widder retour? Si so jut und stell ein Jlas auf. — Mit den Besuchen jing das so: das Zill kömmt und sagt mich: ‚Wetz, um fünf Minute vor zwei Uhren best du an der Station Moresnet mit deiner Kutsch, net früher, net später und machst weiter kein Aufhebens.' Na jut, ich hole das Düsseldorfer Mädchen beim Zill ab und fünf Minute vor, net früher, net später, bin ich am deutschen Zug. Das Herrchen kömmt, springt in meine Kutsch, und nu fahre ich das Pärchen durch die Jegend bis zum Zug 4^{35}. Fort is das Herrche widder, und so jing das, bis es Mädchen sein Paket bei das Zillche abjeliefert hat, das Herrche zweiundhalb braune Lappen hinjelegt hat, und weg is die Bagasch auf Nimmerwiedersehen. Prost!"

Die gute Frau aus dem Laden sagt: „Es wär jescheiter, du hättest jeschwiegen."

„Traudche, halts Maul!" Und gibt sein Glas weiter.

Traudchen hälts Maul und strickt. Aber wie nun die Rede weiter geht, schreckt sie mit einem Male zusammen. Jemand tupft ans Fenster. In der Dunkelheit draußen und im Scheinchen, das aus dem hellen Fenster fällt, steht winkend das Zillchen Savels.

Die gedämpfte Stimme an der Scheibe. „Kann der Mann eine Fahrt mache? Dann muß er tutzwitt kommen.“

Die Frau nickt, haspelt schwer auf, das Knäuel hüpft ihr zu Boden. Sie zieht den Faden nach, ihre Füße verwirren sich darin. Da muß sie stehen und unter ihrem Rock nesteln. Sie hört Gottche Liebelang sagen: „Joe, gelt du, mit deinem Kauffkind hast du net so viel Schangse. Knapp zwanzig Mark der Monat, so lang, bis es selbst verdienen kann, jelt.“

Und Kob Wetz: „Ich werd mit das Zillchen schwätzen, daß ich noch 'n Kauffkind krieg, eins mit jroßer Abschlagszahlung.“ Dann zwischen den Zähnen: „Es ist jetzt jrad ein Mädchen eso weit.“ —

Da kommt die Frau und sagt: „Kob, das Zill rüft.“ Zwinkert mit den Augen.

Kob Wetz verstummt, stockert hinaus in den Hof. Seine Stimme schrillt schon im Stalle.

Aus dem Dunkel der Stube sagt ein Braunschweiger: „Als schon widder?“

„Als schon widder!“ brummen auch die anderen.

Und der Braunschweiger noch mit versteckten Worten: „Ja, da werden die Kauffkinder nur so an den alten Berg geschmissen wie kranke Katzen, das gibt mal 'n Skandal, passens up, das gibt mal 'n Übervölkerung und dann kommt alles ans Tageslicht.“

„Es gibt keine Übervölkerung!“ schlappen ein paar schwere Stimmen aus dem Dunkelkreis auf, halten wieder vorsichtig inne. Patata! Wer verbrennt sich gern 's Maul mit der Kauffkinderaffäre?

Wenn's mal an die Öffentlichkeit kommt, schreit man wieder über die Zustände in Neutral-Moresnet. No, und darum — st! Warum keine Übervölkerung? Ach, Jehmisch! Die ärm Kinkere — kranke Katzen — hingeschmissen an den alten Berg.

„Euer Jung, Wetzen, ist auch so 'n Vogel für die Katz."

„Ich kriegen auf," beharrt mit wissendem Lächeln die Frau.

„Aber so 'n ärm Dier, das von'm kuriosen Krüppel herstammt."

„Ich kriegen auf."

„Hört Uhr was?" stößt Gottche Liebelang auf. „Was 'n Getratsch! Das sind Ardennengäul, und wenn das Ardennengäul sind, dann sind's belgische Schandarme, und dann werden sie bald den Jan Rapper am Schlaffittche han. Braunschweiger, dann kommt Uhr dran."

Der Mann wird gleich grob. „Herr Liebelang, ein flottgehendes Schnütz ist ooch nich immer 'ne Zierde. Sie sind 'n Hiesiger und haben auch den blassen Fimmel davon, daß Neutral militärfrei ist."

„Oho! Oho!" gehts Geknurr, „militärfrei für uns," fistelt Gottche Liebelang, „net für die Ausländer."

„Und noch net emal für uns alle," sagt ein Mann mit toter Hauchstimme, der auf den Mehlsäcken sitzt und bislang kein Wort gesprochen hat. Der Grolles Schmetz vom Gut Hammelheide. Ein Kopf wie der eines Pudels. Und darum der ‚Grolles.' „Nur für

die eingeborenen Neutralen. Das Altvadderchen muß es ja wissen, der ist ja noch 'n Alt-Neutraler."

Der Alte hebt sich aus dem Sofa heraus, drängt an den Tisch. Jetzt ist sein Kopf im Lichtkreis und man sieht ihn sehr merkwürdig. Wie ein Pelz über ihn gestülpt das grauborstige Haar. Das Barthaar in buschiger Fülle, zwei spitzgescheitelte Büschel. Blaurot das bißchen Gesicht darin. „Exküs. Wir Neutralen sind jewissermaßen auch militärpflichtig!"

Da rucken die anderen auf, liegen vornüber gegen den Tisch, und nun lauern alle diese Gesichter aus dem Dunkel in den blassen Widerschein der Ladenlampe hinein. Und diese Männer sind sehr überrascht von dem, was der Alt-Neutrale sagt. Ob er das Wiener Traktat vom Juni 1815 verschwitzt habe, wonach sie ein vergessenes Gebiet seien? Wonach weder der Belgier noch der Preuß nach ihm die Hand ausstrecken dürft? Wonach sie ihre Verwaltung gemeinschaftlich mit dem Belgisch-Moresnet hätten? Wonach ihr Bürgermeister also beinahe ein Fürst sei, denn der Eupener Landrat schere sich wenig um den neutralen Fetzen?

Der Alte stützt den buschigen Kopf in beide Hände, spricht über den Tisch mit der Miene des Gescheiten: „Die Verwaltungskommission habe 1819 von uns verlangt, daß wir mit dem einundzwanzigsten Lebensjahr vor dem Bürgermeister zu Protokolle geben müssen, ob wir in Preußen oder den Niederlanden Soldat werden wöllten. Aber wir haben 's net jedonn, und nu ist es noch immer so: wir gehen net zum

Militär! Es kräht kein Hahn nach uns!" Richert froh in sich hinein.

„Es kräht kein Hahn nach uns," hillert auch Gottche. „Es kräht kein Hahn nach euch," lachen sie holperig.

Wieder fliegt die Hintertür gegen Liebelangs Stuhl. Kob Wetz hastet herein, langt nach seinem Überzieher, den er im Hinauseilen anstrippt.

Häh muß da was extra Geheimes, was Brenzliches, was — hm.

Gottche Liebelang springt auf, trägt Kob Wetz die Pfeife nach. Da trifft er ihn schon auf dem Kutschbock. „Was is es denn, Kob?"

„Es is politisch. Den Kaiser von Rußland soll ich inkognito 'n bißjen in die frische Luft fahren."

Jüpp! Jüpp! trappelt der Grauschimmel, fort rollt das Wägelchen.

Schwarzäugig stiert die Dunkelheit in dem bergansteigenden Gäßchen. Es war ein Regentag. Graue Wolken jagen. Jetzt drängt der Abend heran in schweren Schattenklumpen. An den Wirtshäusern blitzt der Schein aus den Glaskästen in die schwarzverhangenen Wege. Sie sind obligatorisch. Die Gemeine wollte eine Ersparnis machen und nahm die Straßenlaternen weg. Statt dessen soll Licht spenden dem neutralen Reich ein Glaskasten vor dem Wirtshaus. Es sind viele Wirtshäuser, weil sie hierorts ohne Konzession stehen. Und so wird viel Licht im Neutralen.

Also leuchten im frühen Abend die Glaskästen.

Trippeltrappel läuft der Gaul. Mit Knarren und Knirschen rollt das Scharrettchen. Die Höhe hinan, rullerullerull, vorbei an der tiefen, finsteren Kuhle. Und zwei Häuser auf der Höhe, allen Winden preisgegeben. Und so einsam zwischen wildhängenden Bäumen in einem Tannenschlag.

Als der Wagen in die Tannen einfährt, öffnet man im Vorderhause schon die Tür. Zillchen Savels wartet im Eingange. Hinter ihr der Schatten eines Menschen. Der drängt ins Versteck der halboffenen Tür.

Der Hebamme gedämpfter Ruf in die Bäume hinein: „Dicht anfahren, Kobes!"

Da wendet Kob Wetz in großem Bogen und so nahe ans Haus, daß das Rad an den Treppenstein schurft. Zillchen reißt schon den Wagenschlag auf, winkt ins Haus zurück. Kob Wetz ist vom Kutschbock herunter, wirft die Pferdedecke in den Wagen. Und alles in eiliger Wichtigkeit und ganz schweigend und ohne Neugierde. Eine schwerfällige Gestalt in dem Zwielicht, das auf die nassen, steinernen Treppenstufen blitzt. Ein Kindergesicht.

Kob Wetz packt mit an, hebt sie aufs Trittbrett, in den Wagen, auf den Sitz. Ein leises Stöhnen verflüchtigt im Abendwind, ein weinerliches Seufzen. Und Augen in tiefer Not. Die schwere Stunde ist nahe wie der Tod.

Zillchen Savel schwenkt die Handtasche auf den Sitz. Hinter ihr klappt Kob Wetz den Wagenschlag zu.

„Über die Grenz?" hat er leise gefragt. Sie nickt wie selbstverständlich. Die Augen in flehender Not scheinen durch das Leder des Wagenverdecks zu brennen. Übers Rad steigt Kob Wetz auf den Kutschbock. Wenn er wieder heimfährt in den Tannenschlag, ist aus der verrauschten Seligkeit das Dritte geworden, das für eine vergessene Stunde zeugen soll. Und es kann werden, daß dann die in hilfloser Not schweren Augen geschlossen sind und nicht mehr zu öffnen. Es ist nicht das erstemal, daß Kob Wetz einen stöhnenden Menschen in seine schwere Stunde hineingefahren und diesen Menschen stumm wieder heim gebracht hat.

Nicht dreiviertel Stunde braucht der Wagen, um über die Grenze zu sein, und wo am Grenzstein das Haus im Wiesengelände steht. Das Haus für besondere Fälle. Ein Zimmer im Hause für Zillchen Savels diskretere Geburten. Belgien stellt nicht die strengen Preußenpflichten der Vormundschaft. In teuer erkauften Fällen macht es nun Zillchen Savels so, daß sie unbequeme Unterpfänder der lustliebenden Heimlichkeit untertauchen läßt in Belgiens Nachsicht. Und Ehre ihr, daß sie zur Welt bringen läßt!

Die Dunkelheit ist so dicht und still, daß das Wagengeräusch schreckhaft nachhallt. Die dunklen Wälder tropfen auf den Höhen. In den Einsenkungen niedere Häuser mit fahlhellen Fensterchen. Der grauverdeckte Himmel senkt sich auf ihre Dächer. Ein sonderbarer Himmel. Ganz blankweiße Streifen neben regengrauen. Wenn Kob Wetz auf dem

Kutschbock zurückschaut, sieht er's, ein mattroter Abglanz, langhingestreckt auf finsteren Wolkenbänken — der Widerschein aus der Lichtflut, die da wirft die alte Kaiserstadt Aachen. Wie das ungeheuere Feuersignal aus Lärm, Lust und Not.

Es kommen Leute aus dem Belgischen heraus von Station Moresnet her, begegnen dem Wagen und rufen grüßend Kob Wetz an: „Salut! Salut!“ Dann eine lange Strecke öde Stille. Ab und zu eine Gestalt, unsicher in dem ausgetretenen Weg hinschleichend. Grüßt nicht. Schlägt die Richtung ein zum Gnadenort „Eichschen“ und nach Gemmenich. In Gemmenich steht ein Haus. Man spricht nicht darüber. Die Wissenden am alten Berge sagen: eine Kaschemme! Aber sie sagen's geheim. Man soll draußen im Reich nicht schwatzen: soundso sei es im Neutralen, ein Dorado für — ssst! Der Wind rispelt durchs feuchte Laub.

Ein Hof steht im gedunkelten Grün des Abends. Nur Wiesen und keine Äcker. Die belgische Flur mit ihrem einschläfernden mystischen Grün. Klobig wie ein Würfel der Bauernhof darin. Hoch und morsch in der Einfahrt das rotgestrichene Holzkreuz.

Als Kob Wetz das Kreuz ragen sieht, läßt er die Peitsche knattern. Kein Licht im Haus, nur im Stalle. Das Vieh brüllt. Und so in der grünen Traurigkeit steht ein Hof kahl und unwirtlich. Da stößt Kob Wetz einen langgezogenen Pfiff aus und lenkt behutsam in die Einfahrt ein. Die Räder plantschen in tiefen Kuhlen. Der Wagen wankt, schwankt. Eine leise, weinende Stimme.

Aus dem Stalle wirrt das Licht ins Haus. — In die Stube. — In den Hausflur. — Und dann steht in der Haustür der Bauer mit der verstaubten Stallaterne.

Zillchen Savels klopft ans Wagenfenster. Ihre gedämpfte Stimme und doch schrill: „Der Bauer soll einen Sack auf die nasse Treppe legen!“ Und springt schon aus dem Wagen. Sie ist flink und sehnig. Und nicht umständlich. Kurz ist ihre Rede und ihr Geschäft. Kurz und fest ihr Wille. Das Peinliche und Gefahrvolle bringt's mit sich. In spätestens einer Viertelstunde hofft sie es fertig zu schaffen. Sie kann das auf die Minute berechnen. Ihr passiert kein Rechenfehler.

Die Männer verrichten stumm ihre Hilfe. Halb tragen sie das hilflose Geschöpf. Behutsam und so, wie man das Weib seinen schweren Gang tun läßt, voll Milde und Freundlichkeit. So die Männer. Zillchen Savels geht resolut vornan, spricht über die Schulter zurück, da sie die Unglückliche angstvoll ihre Verzweiflung flüstern hört.

„Kurasch alleweil! Sie sind nicht die erste und nicht die letzte, die so was durchmacht. Kaiserinnen und Königinnen machen dasselbe dorch.“ Jagt mit flinken Geschäftsbeinchen die knarrende Treppe hinauf Und wieder über die Schulter zurück: „Mâstei, Euer Frau muß tutzwitt Feuer mache!“

Da bricht's los, ein ganz unsinniges Kinderweinen. Und unterdrückt und anklammernd in der wehen, hilflosen Angst des gestrauchelten Kindes: „Mutter — — Mutter — — Mutt — —.“

Droben hinter der zuklappenden Tür verhallt ihr Schluchzen. In der Kammer blitzt Licht auf. Drunten im regnerischen Abend steht Kob Wetz und wirft seinem Gaul die Decke über, hängt ihm den Futtersack an den Hals. Schnaufend prustet der Gaul hinein.

Und stapft dann ins Haus an den dampfenden Küchenherd. Der Bauer schüttelt barmherzig den Kopf. „Pauve feseie va?“ Er ist ein belgischer Wallone, er hat sein Mitleid auf der Zunge, wenn es ausgesprochen ist, ist's auch schon aus dem Herzen. Und so sagt er, daß sie trotzdem ein arm' klein' Mädelchen ist.

Und sagt noch bedeutsam: „Sie is ßu jung, sie haben schwer mit die Kindchen, passen mal auf, M'sieur Weß.“

„Ach wat!“ macht Kob Wetz, „bei das Zill geht allens flott durch wie die Marinevorlage. Noch 'n Momang, und dann quäkts droben schon. — Hätt' Ihr en Köppchen Kaffi för mir?“

„Djôsefin'!“ ruft der Bauer, ohne sich zu rühren. Die Frau antwortet tief aus dem Keller. Sagt dann der Bauer zu Kob Wetz: „Ah, noss dame kommt jetzt.“

Beginnt derweil die Konversation: „Sie haben nich keine Kinder, hein?“

„Eins,“ erwidert Kob Wetz knapp.

„Oho, eins! Nich viel, in Franzreich man hat ßwei, aber das is nich die Mode in Altenberg, wo man hat bei die Henry Moblette v i e r ß e h n —.“ Zur besseren Veranschaulichung spreizt er die Finger.

„Bei uns acht, zwei kaputt und eins halb kaputt, verstehen Sie, nich ganz gekommen auf die Welt.“

„Fehlgeburt,“ korrigierte Kob Wetz, blickt bedeutsam nach oben. „Bei uns kömmt jetzt das zweite.“

„Ah, tata! Auf d i e Art?“

„Mein Traudchen zwingts net auf 'n andere Art.“

„Hähähä!“ lacht der Bauer.

„Und einträglicher ist die Art.“

„Hähähä!“ lacht der Bauer.

„Könnt ich jetzt mein Köppchen Kaffi kreägen?“ fragt Kob Wetz.

„Djôsefin'!“ brüllt der Bauer.

„Torât! Torât!“ (gleich, gleich) tönt es vergraben herauf.

„Was mächt denn Euer Frau da unnen?“

„Bin, für die Affär droben. Kommt jetzt.“

Man hört dumpfe Stimmen durch die Decke.

„Es jeht los,“ sagt Kob Wetz. „Jetzt wird der Onkel aus Berlin ein jeheimer Papa, jeheimer Rat soll er ja schon sein. Ja, so 'n hoch Tier im Jeruch von 'ner Milliarde. Näheren Bescheid weiß das Zill heut noch net und das Zill is doch 'n Jerissene. Briefe und Pakete kommen all postlagernd. Und wenn die Sache erledigt ist, dann ist das Mädchen fort über alle Berge, und man hört und sieht nix mehr von ihm. Nu, die Hauptsach ist die: Der Onkel mit den Frühjahrsjedanken kann berappen, wißt Ihr, so 'n mexikanische Hand voll. I ch nehme das Keng. Mein Traudchen is 'n Mudder, wie es keine Mudder mehr jibt, besonders, wenn sie bezahlt wird. Zum Beispiel

mit dem Jung, dem Noëlchen. Mit dem ist es ja auch so was Jeheimnisvolles, en schöner Jung, mir aus dem Jesicht jeschnitten. Das Traud guckt mich alsmal so an, so mißtrauisch, wißt Ihr, aber ich han das Mädchen nie jekannt, soll auch so was Verdrehtes jewesen sein. Der Jung ist auch so. Wenn der schreit, stellt das Traudchen ihm am hellichten Tag 'n Lampe hin, und buff!, ist er still und kiekt in das Licht mit einer janz jeriebenen philosophischen Visasch."

„Hähähä," lacht der Bauer.

Und Kob Wetz: „St! Hört Ihr nichts?" Sie horchen. Man hört nichts.

„Na, und wie jesagt, mit das zweite Keng, das jetzt ein Auge in die Weltjeschichte wirft, hoffe ich mich zu verbessern. Ich kaufe meinem Schwiegervadder das graue Haus am Zollpfahl ab, und halt 'ne Fuhrmannsschenke und bin ein jemachter Mann."

„Binameie! Das graue Haus! Is viel mit die Schmuggel, hein?"

„Na, erlauben Sie mal! Mich soll der Deiwel holen, wenn ich mir mit unehrlichen Jeschichten abjebe. Mein Schwiejervadder, Jott, der ale Mann! Dem sein Jehirnkasten is immer 'n sonderbar Etui jewesen. — No, Dunnerkeil! Krieg ich nu en Köppchen Kaffi oder krieg ich es net?"

„Djôsefin'!"

Da antwortet die Frau von droben her.

„Taisse-tu!" (schweig). Und hintenach: „Es ist ein schön klein' Mädchen!"

Der Bauer schüttelt Kob Wetz die Hand: „Ich gratulier für die Mädchen. Wenn Sie kommt wieder, uns' Dame wird machen Kaffee."

„Merci!" sagt Kob Wetz wütend, stapft hinaus.

Als er mit dem Wagen dicht vor dem Hause wartet, lange wartet, sieht er auf die Uhr und sieht, daß es schon spät in der Nacht ist. Noß' Dame tritt aus dem Hause und leuchtet voran zum Wagen.

Kob Wetz führt behutsam den Gaul am Zaun, bis sie aus dem holperigen Wege heraus sind und auf der Fahrstraße.

Im Tannenschlag auf der Höhe blinken noch die hellen Fenster. Ab und zu fällt die Silhouette eines Frauenkopfes auf die Gardinen, verschwindet, wenn draußen Geräusche werden. Als der Wagen vorfährt, wartet jemand in der Haustür.

Zillchen wispert: „Ist der Doktor da?"

„Neä, er sagt, daß er morjen kömmt mit der Kreisarzt revidieren."

„Revidieren und widder revidieren! Sie sollen ihre Buxen revidieren," schnoddert Zillchen. „Marsch!" Läßt die Tragbahre an sich vorüber. Und zu Wetz: „Kommt mal morgen herein, Kobes, es ist 'n schönes Schwarzköppchen," hebt den Arm mit dem leise quäkenden Bündel, huscht ins Haus, gleich wieder an die Tür zurück, „kommt doch lieber übermorgen — wegen der Formalitäten mit Belgien —!" Vor Kob Wetz federt die Haustür zu. Da klirrt ein Fenster auf, und ein frisierter Mädchenkopf wuschelt sich aus den Gardinen.

„Herr Wetz, wird se leben? End' der Woch' fahren Se m i ch 'nüber, ich bin auch diskret, er kann's bezahlen. Wird se denn leben?" In den unglücklichen Leichtsinn ihrer Stimme fiebert die Selbstqual.

Kob Wetz macht ein schwieriges Gesicht: „Es kann sein, es kann auch net sein." Drinnen sagt eine ruhige trostleere Stimme: „Es wird nicht sein. — Ich hab, sie gesehen."

In den Tannen bauscht der Abend schwarz und unfreundlich. Die feuchte Schwüle schwitzt aus dem Boden. Das Licht aus den Fenstern hängt in den Tannenzapfen und Büschen, spinnt in den grünen Gehängen einen silberigen Filigran. In der Stille der Nacht hallt das Wagengeräusch wie in einem leeren Saal.

Als Zillchen Savels das Neugeborene der Wetzen zuträgt, schleckt es schon mit kräftigen Zügen an der Saugflasche. Die Wetzen nimmt es auf ihre feisten Arme, und je mehr sie es anschaut, muß sie sagen, daß es ein schwächliches Kind ist. Kaufkinder kommen selten auf. Da reißt Zillchen ein eindeutiges Lächeln, zählt bare fünftausend Mark auf den Tisch und sagt: „Ja, Ihr macht ein gutes Geschäft." Nimmt die Quittung und geht.

Das Kind der Fünfzehnjährigen hat kein Lebensblut. Die da von Notmüttern kommen, sind Säuglinge mit verschrumpfter Haut. Eingekeilt, geschnürt und gepreßt schon im Mutterleibe. Angenagt von der Verzweiflung und Qual und Scham und Wut. Mit Fluch verwünscht, mit den Giften, die man dem

Mutterschoß zuführt, bedroht. Gewaltsamkeit und Meuchelmord.

Es sind viele Kreuzlein im neutralen Land. Kaufkinder schlafen darunter. Es hat niemand um sie geweint.

Hilf Himmel, ein herodianischer Kindermord.

Und wie gesagt, liebe Welt, an deinen Notmüttern gehst du zugrunde.

Die Frau von Kob Wetz hat das schön und christlich gemacht. Tagsüber liegt der Junge im länglichen Bäckerkorb, und wenn er schreit und der Alt-Neutrale ist da, steckt der ihm den dicken Finger in den Mund. Dann lubbelt der Junge und ist still und wahrscheinlich auch vergnügt, denn er lächelt lautlos, fast pfiffig die Leute an, die an seinem Korbe vorüberwallen, als müsse er mit diesem lautlosen Lächeln nach ihnen tasten und ein bißchen Interesse für sich holen. Dann bleiben sie stehen und sagen: „Wat 'n freundlichen Jong!"

Und dann war die Zeit, wo die gute Frau ein Kindlein zu dem andern legte, zwei Niemandkinder, ganz weltverloren und erklecklich bezahlt, mit Handschlag verkauft an den Billigstbietenden.

Sie rief den Schannes her und setzte ihn an den Korb und sagte, er soll ihnen abwechselnd den Saugpfropfen in den Mund stecken, je nachdem eins schreit. Denn sie sorgte w i e eine Mutter.

Schannes pfiff ihnen wie ein Fink, und wenn sie schliefen, saß er still und wurde melancholisch. Es kam aber auch so, daß er wartete, bis die Frau

aus dem Laden war. Dann nahm er die Kindlein aus dem Korb, setzte sie an die Mehlsäcke und legte sich in die bauschenden Kissen des Korbes. Er wollte wissen, wie das Fürsorgliche ist, und wie ein Kind ist, für das man sorgt w i e eine Mutter.

Da tasten des Knaben Noel Händlein und greifen dürre Fingerchen neben sich, pressen sie kneifend, wie Säuglinge das Warmlebende krampfhaft halten, an sich saugen. Winzige Hände, die sich festklammern. Und leere Äuglein stieren. Und zwei Stimmchen wie eins. Aber wenn Mädchen weint, horcht Knäbchen, verzieht sein Gesicht ganz fürchterlich in leisem Schluchzen, mit leisen Tränen. Sie rieseln und tröpfeln, und er schöpft sie mit vorgeschobenem Mündchen. Die Frau sagt: „Er ist net ejal wie die andern."

Da macht sich der Alt-Neutrale auf von Haus zu Haus, erzählt in seiner Altenmanier das Freudige viel freudiger, das Glaubhafte so unglaublich, daß es wie ein Wunder ist. Und man denkt in Altenberg, daß von Anbeginn an schon ein Wunderbares in diesem Kinde und seiner Geburt sei, wie auch Zeugnis davon gebe sein hehrer Name. Noël!

Um zu diesem Namen einen gleichberechtigten zu finden für das Mägdlein, hat die gute Frau viel nachgedacht. Als das Ehepaar Mâstoi, wie bei allen Kindern der Grenze, Pate gestanden, war es um die Zeit Mariä Himmelfahrt, im August. So ward das Mägdlein geheißen Maria. War dann aber auch in Betracht zu ziehen die quasi irdische Mutter mit

Namen Gertrud Rosalie. Und diese Mutter Gertrud Rosalie faßte einen schönen und romantischen Gedanken und verknüpfte ihn mit einer vornehmen Erinnerung an das Direktorfräulein der Galmeiwerke „vieille Montagne“, das geheißen ward Rose-Marie.

Ros-Marie sollte das Mägdlein heißen. Und die gute Frau schmunzelte fein.

Dann gedachte sie einer frommen wallonischen Sitte, die auch ihr neutrales Gemüt entzückte, gedachte wie gesagt des Namens Mariä und weihte das Mägdlein bis zum siebenten Jahre der Gottesmutter in der Farbe Blau. Gedachte auch des Namens Noel und der Weihnacht und weihte ihn dem Jesuskinde mit der Farbe Rot bis zum siebenten Jahre. Ein Kindlein mit rotem Häubchen, Kleidchen, Strümpfen, ein Kindlein mit blauem Häubchen, Kleidchen, Strümpfen.

Sitzt so auf der Türschwelle, die gute Frau, auf jedem Knie ein Kindlein, oder hinter der Theke, auf jedem Knie ein Kindlein. Lacht wie eine stolze Mutter, daß die Fülle ihres Körpers wappt. Und lacht mit der lachenden Kundschaft. Ein Kindlein rot, ein Kindlein blau. Noel und Ros-Marie! Aber die Altenberger sagen: „Rosmarin!“

Wenn sie dann mit erstarktem Rücken aufrecht sitzen auf den Knien der Wetzen, einander in die leeren Gesichter stieren, schnaubt mit Tohôt und Hupp ein Ungetüm vorüber mit stinkendem Atem, hält am Hasard-Hotel drunten an der neutralen

Straße. Dann wirft sich Rosmarin mit einem Ruck auf, stemmt das armselige Beinchen gegen den Leib des Kind Jesu Geweihten, und angriffslustig springen ihre Säuglingsblicke dem aufstäubenden Spektakel nach. Indessen aber des Knaben Blicke nach innen flüchten, ganz heimlich von der schreckhaften und lauten Welt fort, und birgt das schmale Köpfchen in das Schultertuch der guten und beleibten Mutter Wetzen. Bis dann die Geräusche und die Stimmen und die Menschen vorüber waren.

Als in die Luft ein Frösteln kommt und die rote Kugel der Sonne in die Wälder fällt, schleicht Schannes heran, bei den Kindlein zu hocken, bis Mutter Wetzen die Milch in die Saugflaschen gezapft hat.

Und aufwirbelnder Staub in der neutralen Straße. Von Aachen her wieder mit feudalem Lärm ein Auto — Halt! am Hasard-Hotel.

Da läßt Schannes die Kindlein sitzen, stellt sich in den Eingang des Hotels, staunt. Auf und zu klappt die Tür zum Tanzsaal, getünchte Wände, unwohnliche Ärmlichkeit. Aber elegante Menschen mit glitzerndem Reichtum. Auf dem plumpen Schragentisch die Roulette.

Es bauscht, schleift und stelzt an Schannes vorüber. Sammetweich behandschuht gleitet etwas an seinem blassen Gesicht vorbei, er fühlt's an seiner Backe. Da grinst er: „Sie is woll ming Mödderche!" Denkt dann, was Karling davon hält, spuckt aus und ruft eine schnodderige Bemerkung und grinst und höhnt und läuft davon.

Nun hat der alte Berg purpurne Ränder und leuchtet im Herbstabend.

Aber in den Tannen, die wie stumme Wächter um Zillchens Geburtsfabrik stehen, schleicht schon die Nacht. Die Notmütter schluchzen. Und die Luft um dies Haus ist wehklagend wie die Schreie derer, die im Mutterschoß ihr Martyrium stöhnen.

Aber das Land am Bach schläft ein.

Auf den purpurnen Höhen stehen steile Menschenschatten. Ihre Fernblicke streifen die drei Länder: Preußen, Belgien, Holland. Man hört ein Wort von ihnen: „Monaco!"

Da geht die purpurne Sonne unter

Der Skandal.

Zwei Tage des Monats sind, da ist es im Neutralen wie in der Zeit vor dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten. Es kommen Plagen, z. B. Heuschrecken.

Es kommen Heuschrecken im Neutralen Land. Sie leben vom Bettel und Gemeinheit und Suff. Heuschrecken wie Menschen, wie gesagt, ganz armselige, zerlumpte. Kein heißer Wind treibt sie, kein kalter verscheucht sie. Gendarmen auf ihrer Spur, hinter ihnen, vor ihnen. Der Säbel treibt sie zu Scharen.

Das ist an den großen Ausweistagen des Monats. Zwei Länder tauschen dann den Abfall der Menschen-

ware aus. Belgien gibt Preußen, was seines Stammes ist, und Preußen vergilt Belgien diese generöse Redlichkeit. Überschwemmt vom Geschrei und Dreistigkeit, Unsicherheit und Gewalttat ist das Gebiet am alten Berge.

An den Klinken der verrammelten Haustüren hängen die schmierigen Hände. Och, ihr leive Leut, machens up! In die verhangenen Fenster stieren sie mit dreisten Gesichtern und greinen über die Verruchtheit der Ehrbaren. Die Frau vom Henry Moblette ruft weit aus dem Hausflur, fast vom Stalle her, daß sie vierzehn eigene Kinder zu ernähren habe. Die Weiber aber kreischen: Jawoll, man wisse das mit den eigenen Kindern hierherum. Kinderkauf und hintennach 's große Sterben. Dann reißt die Frau des Moblette ein Fensterchen unter dem Dache auf und gießt etwas auf die frechen Köpfe. Es ist kein Waschwasser.

Nun ruft aus der Rotte eine Oberstimme: „Macht euch nicht jemein mit der Mobletten!"

Die Rotte sagt: „Das Karling hat reächt."

Und wiederum die Oberstimme: „Wenn die Moblette ihre vierzehn Katzen jefressackt hat, kann sie selber ihren Hungerdarm mit Pferdeklöß stopfen."

Die Rotte sagt: „So is et."

Sie gehen und greinen nicht mehr. Sie gehen und fluchen. Und wo Einer des Weges herkommt, stürmen sie um ihn. Ungewaschene Hände recken, Weiber und Kinder. Karling geht mit den Männern voran. Sie torkeln mit zerfransten Hosen und schlotternden Beinen.

Karling sagt: „Anständig, Ihr Herren, anständig! Man kann auch in Lumpen ein Schentlemänn sein!“

Sie räuspern ihr: „Jawoll!“ mit hohlem Magen, markieren Haltung mit eingesunkenen Weichen und durchweichten Hemdkragen. Mögen Weiber, Kinder, Einäugige, Orgeldreher und blinde Sänger tun, was ihres niederträchtigen Amtes ist. Wir Männer, heh! wir sitzen und warten und trinken. Bis sie kommen, Weiber und Kinder, und der Mannsleut leere Taschen füllen. Aber gentlemanlike!

Neben Karling humpt der Orgeldreher. Wenn Mildtätige außer Sicht sind, humpt er nicht mehr. Dreht einarmig sein Musikkästlein von der Größe einer auskömmlichen Kaffeemühle. Verstaubte Töne knirschen darin. Karlingchen singt dazu und wiegt primadonnenhaft den bauschig frisierten Kopf. Der Kopf ist so, daß sie eine Nacht damit geschlafen haben könnte. Er ist wie dunkle und unerforschte Jagdgründe. Stützt den Arm in die Seite und schiebt den Fuß vor. So singt sie. Sie singt französisch. Wenn sie in Belgien singt, meinen die Leute dort, sie singt deutsch. Sie singt sehr unergründlich:

„Les bas noirs, les bas noirs
sont les bas que je prefère — —
— — c' est la valse des bas noirs — —.“

Schaukelt und wippt mit dem Klingklang der Melodie. Die schwarzen Strümpfchen, schwarze Strümpfchen, die ich liebe, comme çi comme ça, und schwarze Strümpfchen, die walzen, walze walze comme çi comme ça —.

Da sind die Vordersten schon am Estaminet von Isaias Haeringk. Ein Haus wie sonst keins, eine Bettlerheimat. Sein Giebel ist die Vorderwand, spitz und schmal wie ein Turm, und rotgestrichen und grüngestrichene Fenster und Türen. In gelben Lettern breit und ausgiebig: „De Drij Koningen“ auf dem Neuanstrich über der Haustür. Darüber fast in der Giebelspitze eine Votivtafel mit Kreuz und Christus. Ein armer mißgestalteter Christus mit gedrungenem Körper und dickem Kopf. So ist das Haus von außen, und von innen ist's noch merkwürdiger. Ein Mann steht hinter dem Schenktisch, der Isaias Haeringk aus Holland; hat dort im Bankrott gestanden und kam mit herübergeschmuggelten Schnäpsen ins Neutrale, wo sein Estaminet ohne Konzession stehen kann. Ist ein artiger, lautloser, zuverlässiger Mann hinter dem Schenktisch, und mit kalkweißem Gesicht, buschigem Haar und hohen Schultern und klein wie ein Bube, und so, als stände er im Panoptikum. Seine Theke ist geschmückt. Am Vorderbrett die lange glänzende Reihe der farbigen Emailschilder: Kognakessenz für alle Feste das Beste, eine helle Flasche auf dunklem Grund, Mops-Likör, grün auf weißen Hundsköpfen; daneben das mit Lorbeerzweigen umgebene Wappen Preußens und Belgiens mit der Umschrift der neutralen Brennereien, „echter doppeltgebrannter Altenberger Korn“; daneben auf einer Messingstange mit Querzapfen ein struppiges Vieh, ein Papagei grüngelbrot. Der sträubt die Federn, als er sie hereinschurfen und

stampfen hört, wippt den Haubenkopf und macht seinen Gruß: „Gule Dag 'rr Biester!"

Die Männer stehen inmitten der Stube. Sie ist noch feucht vom Putzen. „Dag, Kakadu!" sagen sie.

„Nehmt Platz, die Herrn!", und man weiß nicht, ob der Kakadu oder Isaias Haeringk gesprochen hat. Die Herren flegeln sich auf die Wirtsbänke. Der lahme und einarmige Orgeldreher sagt zum Karling: „Hol mich der Arm raus!"

Sie schnallt ihm den nicht offiziellen Arm aus dem Rockfutter. Er schüttelt ihn, streckt ihn, ganz steif war er ihm. Isaias schurft die Schnapsgläser vor einen jeden hin, steht und wartet mit der Flasche.

Die Ecken der Stube sind schon mit den Schatten der Dämmerung verhangen. Die werden länger und kriechen über die Rücken der Männer und hinauf zur Decke. Die Männer fordern Licht. Die Dunkelheit ängstigt sie. Wenn sie nichts um sich sehen, ist's ihnen wie mit geschlossenen Augen. Das Innerliche drängt ihnen herauf wie Molche und Salamander auf sumpfigem Grund.

Die Stube wird hell, und auf die gelben Bänke fallen die unruhigen Menschenschatten. Sie lärmen nicht mehr, sie murmeln. Sie rücken zu zweien und dreien zusammen, raunen durch die Zähne. Ihre Blicke wirren. Wenn ein schweres Wort fällt, halten sie inne, schauen erst um sich. Immer wieder knarrt die Tür auf. Nachzügler kommen. Je nachdem sie brauchbar sind, winkt man sie heran. Oder ein Fremder. Der steht dann an der Theke bei Isaias

Haeringk und der Papagei sagt: „Na, aler Nepper!" Dann weiß der fremde Mann Bescheid und erwidert vielleicht: „Ich hab nicht geneppt."

„Aber du bist doch eingespullert geweäs," sagt Isaias Haeringk; doch wie gesagt, könnte es auch sein Papagei sein. Dann trinkt der fremde Mann mit einem Wurf sein Schnapsglas leer, und seine Stimme hastet: „Sieht man's mir an?"

Isaias Haeringk hat kein Mitleid, sagt: „Du siehst käsig aus. Es hat dir an frischer Luft gefehlt." Und kurz und gut, solch ein Fremder kommt leise, steht bei Isaias. Wie einer, der seiner Sache sicher ist, fragt der Wirt: „Aus welchem Zuchthaus?"

„Werden". Und stockt und hat in der langen Einsamkeit vergessen, Konversation zu machen.

„Wie kömmste denn ins Neutrale."

„Im Zuchthaus hab ich davon gehört."

„So, oho! Im Zuchthaus red' man davon?"

„Man nennt's das Speckkämmerchen."

„Das Neutrale?"

„Ja."

„Weil's so was is für die Ratten und Mäus?"

„Ja."

„So, ohö! Und jetzt bist du so weit, daß du Klinken putzen kannst?" Womit er betteln meint.

„Ja."

„Wenn du kein Stupper bist und die Augen offen hältst, kannst du dir im Neutralen schon was baldowern. Dein Glas ist leer, her mit dem Verbandsbuch." Und holt die Schnapsflasche.

Leise geht die Tür auf, um eine Spalte nur. Der „Treppensänger" zwängt sich durch. Den verkrüppelten, entblößten Arm, der über und über von der Flechte zerfressen ist, trägt er aufdringlich vor sich her, an das Mitleid der Menschen appellierend. Singt auf den Haustreppen Operettenschlager und Gassenhauer und Mendelssohnsche Lieder. Bei besonderen Anlässen: „Das Meer erglänzte weit hinaus." Singt und bleibt hocken, bis eine Gabe herausfliegt, nur um den widerlichen Anblick los zu werden.

Ein Stuhl ist da noch in der Fensterecke frei, wo sie sitzen mit schmutzigen en ceur Kragen und roten Schlipsen. Als der Treppensänger sich niedersetzen will, kippt der Seifenmax den Stuhl um.

„Mach dich futt, du fiese Keäl!"

Da ist Karling neben ihm, stützt sich auf seine Schulter, und schwingt sich aufs Fensterbrett.

Knobelfranz tatscht ihr aufs Knie: „Zapperdiblüs, was biste doch noch für ein raffetierig Mädchen!"

„Warum soll ich's net sein? Haste was dajejen?"

„Neä, jewiß net, aber du könnst dirs Leben doch anständiger verdienen, dumm Schütt!"

„Wieso anständiger? Ich singe, wem Jesang jejeben. Auf honettere Art kann man doch sein tägelichet Brot net verdienen."

„Jewiß kann man das, jecke Trötsch! Etablier dir doch in Aachen, kannst am Elisenbrunnen laufen jehen. Oder auch net. Wir bringen dir schon die Kundschaft."

Sie zerren sie an der Schulter zu sich herunter,

sprechen auf sie ein, der Seifenmax, der Knobelfranz, der Appelfritz. Sie sind Zuhälter. Sie haben ihre „Ziegen“ in Aachen, aber sie wohnen, wo kein heißer Boden für sie ist, in Gemmenich, hart an der preußischen Grenze. Wenn die Frist bis zur polizeilichen Anmeldung verstrichen ist, siedeln sie nach dem holländischen Vaals über. Und wohnen abwechselnd hier und dort, um der polizeilichen Anmeldung zu entgehen, wohnen in den Häusern der Rechtschaffenen, unerkannt. So wird dieser Grenzstrich zur internationalen Verbrecherkolonie, unkontrollierbar und ausgestrichen aus der öffentlichen Existenz.

„Geht mir vom Liev,“ wehrt Karlingchen ab, „ich bin in mein Jewissen hinein quasi die Witwe von Jan Rapper, wenn der jetzt ins Militär jeholt wird.“

„Nu, jrade so quasi Witwen sind sehr jesucht,“ ereifert sich der Appelfritze, schluckt, daß ihm der Knorpel am Halse wie eine Billardkugel rutscht.

„Err — err — errlauben Se mal!“ schnarrt der Papagei. Karling springt vom Fenster ab und auf die Tür zu, die polternd zurückgeworfen wird. Schannes schlorrt herein, raucht einen Zigarrenstummel, stößt die Tür mit dem Fuße zu. Wie er das Weib auf sich zustürmen sieht, duckt er nieder, und ihre zum Schlage ausholende Hand saust über ihn hinweg.

„Was is 'm Karlingchen?“ fragt Isaias.

Sie schupft ohne besondere Aufregung die Schultern. „Och nüs! Der Schmierifax verdient und verdient und jibt mich keinen roten Heller.“

Unterm Tisch heraus die Antwort: „Hast genug an mich verdient, 2500 Mark.“

„Dafür hast du jefressen!“

„Karlingchen, vergeß dich net,“ mahnt Isaias.

„Leive Mann, ich weiß, was ich mich schuld'g bin.“

Spaziert durch die Stube auf und ab, kerzengerade und stolz, die Hände auf dem Rücken. Sie ist die Feine, die Manierliche, sie vergißt sich nicht. Und wo hie und dort die Gespräche schwirren, wirft sie ein Wort hin, ein scharfes, und bleibt bei den Männern an der Theke stehen. Isaias Haeringk wispert noch mit dem Zuchthäusler. Es wären hierorts die Brennereien, drei Etablissements. Wenn die bloß von dem Altenberger Durst leben sollten —! Aber — st! — unter uns gesagt, nach Belgien wird da eine Unmasse hinübergeschmuggelt, nach Belgien, wo die schweren Prozente auf dem Schnaps lasten.

Der Zuchthäusler räuspert seine Stimme klar: „Kann ich nicht wieder eingespunden werden?“

Und die Knabenstimme unterm Tisch: „Och, du Schluphoß! Ich schmuggle den Spiritus in Wassereimern!“

„Ja, das macht der Schannes,“ bestätigt Karlingchen vergeßlich und stolz, „Schannes, erzähl dat!“

„Wat kriegen ich för?“ feilscht Schannes, hastet unterm Tisch heraus. Isaias schüttet ihm aus halbgeleerten Gläsern ein Bierglas voll. Und Schannes erzählt frech und kühn, wie sie ihn brauchen hierherum, alle Leut! Zuvörderst im grauen Haus. Weil es da ständ auf der Straße nach Henry Chapelle,

dort, wo auf neutralen Wegen Belgien und Preußen noch zollfrei verkehren können. Und von Belgien und Preußen schleichen sie ins graue Haus, die Nächtlichen, die Heimlichen, die Schwärzer. Ist die Ware erst ins graue Haus verschleppt, kann sie zollfrei weiter gebracht werden. Schannes muß das aber öffentlich machen. Im Neutralen liegen die Brunnen und Quellen weit von den Wohnungen. Man muß hügelab und -auf gehen, um den täglichen Wasserverbrauch heimzuholen. Und Schannes geht hügelab und -auf, schlenkert zwei Wassereimer am Joch, aber kein Wasser. Oder doch! Aber gebranntes. Wenn man ihn ärgert, droht er mit Verrat, und so wie einer, der sein Geschäft versteht.

Da ist die Karling wieder aufgestoßen und schüttelt die Fäuste. „Es ist mich zu ärg, er verdient wie 'n Jroßmogul und jibt mich nichts."

„Sie sind seine Mutter?" fragt der Zuchthäusler.

Da sieht Schannes mit tiefen, glühenden Blicken zu ihm her, geht davon, und man hört ihn sagen: „Sie is net mein Modder!"

Von der Fensterecke her rufen sie: „Karling, kütt der Jan Rapper nicht? Jeht er Massematten machen, oder haben sie ihn schon in die Sommerfrische eingespunden?"

„Er kütt nicht!" ruft Schannes zwischen den Tischen her, späht, wo er einem unversehens das Glas austrinken kann. „Er is mit seine Herres zum Bambusch."

„Zum Bambusch?“ Alle Köpfe rucken auf. Ein gespanntes Horchen lauert in der verdunstigten Stube.

Schannes sagt: „Sie wöllen den Wald kaufen, sie kömmen aus Wien, der Jan Rapper führt sie, er weiß überall Bescheid, er sagt: ‚Meine Herren, det wird ’n feines Monaco in der Wald.‘“

Nun tost ein Geschwätz und Fragen und Vermuten los.

Ein Stoß wider die Tür, die sperrangelweit auffliegt, gegen einen Stuhl anschlägt und ihn zu Boden wirft. Lautlos wird’s in der Stube. Einer steht in der offenen Tür. Der Jan Rapper. Hinter ihm bläst die Zugluft seine Jacke zum Bausch. Steht mit den Händen in den Taschen der verwaschenen und kurzen Hose. Aber blankgewichste Stiefeln. Zigarette in den blasiert herausgewulsten Lippen, den weichen, braunen Filz tief in der Stirn. Schlappt so herein, nachlässig, nonchalant.

„’n Abend, Herrschaften! — Schannes, mach die Tür zu!“

„Hut ab!“ ruft der Papagei.

„Schannes, hol mir den Obermann herunter!“ Bleibt stehen, bis Schannes auf den Stuhl gestiegen ist und ihm den Hut abnimmt. Setzt sich dann auf die Tischkante, mustert die Versammlung.

„Ihr wißt’s also schon?“

„Nu, was ist’s mit den Herren?“ drängen Seifenmax, Knobelfranz und Appelfritze um ihn.

„Schwere Leute,“ berichtet Jan Rapper, und seine Zigarette schnellt nach dem raschen Takt seiner

Worte. „Wiener Schäntlemänns, die im Bambusch ein Hasarkasino aufmachen wollen. Die Sache hat enorme Schangsen, so auf der Grenz' von drei Ländern und so im gelobten Land! Gehört nicht zu Preußen und nicht zu Belgien, hat also keiner was dreinzureden von wegen der Spielkonzession. Hier haben wir doch auch sechsunddreißig Wirtschaften ohne Konzession. Na also! Feudales Geschäft, Jungs. Und wie bequem das ist! Die Herren brauchen dann nicht mehr die umständliche Fahrt nach Monte Carlo zu machen. Das Geld bleibt im Lande und ernährt uns redlich."

„Na, Jott sei Dank!" sagen sie alle, denn sie wünschen nichts sehnlicher, als redlich ernährt zu werden.

Jan Rapper bläst Rauchwölkchen mit hochgerichtetem Gesicht und fährt fort: „Die reichen Knöppe, was natürlich Jüden sind, wollen nu ein Stück aus dem Bambusch kaufen, das Terrain, das ins Neutrale fällt. Der Bambusch fällt nämlich auf die drei Teile der verschiedenen Moresnets, ist so zweiundvierzig Morgen im ganzen, ein Drittel also auf Neutral."

„Die nähern Umständ' schenken wir dich," sagt Seifenmax. Da schurpst Jan Rapper vom Tisch ab und wirft sich auf einen Stuhl und hält noch die Hände in den Taschen und krümmt sie zur Faust. Sagt lässig: „Und alles übrige schenk ich mich."

„Willst den Jeheimen machen!"

„Woll, bin als Geschäftsträger engaschiert."

„Und darum die jesalbten Trittling.“ Spähen nach seinen Glanzstiefeln

„Gehört zur Repräsentation.“

„Doför haste och woll den Rettungsring an der Aluminiumbrust?“ Spähen nach seiner Uhrkette.

„Im Auftrag des Wiener Kaisers als Abschlagszahlung.“

„Dann laß dich och noch för fünfzehn Pfennig Vorschuß geben und laß dir rasieren.“

Karling kommt und setzt sich auf Jan Rappers Knie, legt sich gegen seine Brust und stützt den spitzen Ellenbogen auf seine Schulter. Fragt gedrängt: „Bist du wirklich wat Jeheimes, Jan?“

Er spuckt den Zigarettenstummel aus, und halblaut durch die Zähne: „Die Gemeinde will den Wald nich verkaufen. Nu so muß ich Stimmung machen, zu den Leuten gehen; die fürchten mich doch, die Döppen; ja, und Renommasche schneiden. Was das Aussichten fürs Neutrale wären: ein internationales Spielkasino, es wird ein Goldland, warum nicht gar ein Fürstentum wie das Monte Carlo! Den Bürgermeister werde ich man gleich schon zum Fürsten machen.“

„Söllen wir uns dann net schon was jediegener einrichten?“ fragt Karling perplex.

Und er unsicher: „Wie meinst das?“

„No, wir könnten uns als Familisch einrichten, heiraten!“

Da schupst er sie von der Schulter ab, sie sei ihm zu schwer. „Kratz mich an der Kopp,“ sagt er.

„Häste Bienen?"

„Neä, um das Bedenkliche deines Vorschlags auszudrücken."

Knobelfranz ruft aus Tabaksqualm und Dunst: „Herr Jeschäftsführer, wie jehts denn, wenn die Schmiere dir op den Leib rückt?"

Der verächtlich: „Wenn mich ein Polyp holt, müßt ich der Kochemer nich sein, der ich bin. Prost." Und nun nimmt er seine Hände aus den Taschen, faßt zum Glas, trinkt eins aufs andere.

In der Ofenecke hocken die Weiber, säugen und wickeln ihre Kinder, beratschlagen, wie man wieder zurückebbt über die Grenze, oder „Patte malochen" oder so was sakerdüß. Fluten immer wieder über den Grenzstrich zurück. Ein Theatercoup mit dem Abschaum der Menschheit! Ob sie nun reden Holländsch oder Vlämisch, der Belgier sagt: Deutsch! Ah, Prussien! Bettler und Diebe. Also sind die Preußen Bettler und Diebe. Fi donc, Prussien! Dann sind sie mildtätig aus Furcht.

Davon schwatzen sie in der Herberge zu den „Drij Koningen". Der Schnaps dunstet. Es riecht nach Armut und Menschenatem. Im dicken Tabaksqualm die Silhouetten von Köpfen, fuchtelnden Armen, massigen Körpern. Inmitten die fahlschimmernde Lampe wie durch graue Fetzen flatternden Spinnewebs. Jan Rapper murmelt simulierend vor sich hin, stößt sein Glas auf, es springt in Scherben, der Schnaps tropft vom Tisch. Die Weiber tunken ihn mit den Fingerspitzen auf, lassen schreiende Säug-

linge davon lubbeln. Dann entschlummern die in öder Bewußtlosigkeit.

Isaias Haeringk sagt: „Nu marsch mit den Kinkern in den Sänftling!“ Meint seine dürftigen Schlafstellen; klopft auch dem über den Stuhl hängenden Jan Rapper auf die Schulter. „Och, du bist platt umgefallen wie 'n Gedankenstrich. Geh rup und steig in deinen Kahn. Gute Nachtruh!“

Jan Rapper versucht, Haltung zu wahren, hält sich krampfhaft an dem Stuhl. Seine im Schnapsdusel verschlafenen Augen zwinkern auf. „Was wünschen Sie, Sie — Sie quasi Mensch, den man mit Freimarkenpapier zusammengeklebt hat, Sie?“

Da fluddert ein Luftzug von der Tür her, zersplittert den Qualm. Jan Rapper apostrophiert noch einen gewissen Menschen, den er vor seinem Stuhle vermutet, aber niemand hört mehr auf ihn, aller Blicke wirren auf das Männchen mit flüsternder Stimme, bescheidenen Allüren und frommer Unscheinbarkeit. Steht und holt seine Broschüren: „Bibel der Pfingstleute“ unterm Arm hervor. In die Fensterecke geht er schüchtern, still, bietet seine Blätter an, gratis, bittet, drängt, betet. Man sieht stumpf über ihn hin, stößt ihn weg. Er kommt wieder und sagt etwas. Sagts salbungsvoll, das ist ihnen zuwider, das ekelt sie an. Das Fromme hören sie gern mit Donnerworten, schwungvoll. Wenn es zu ihnen kommt wie diese jämmerliche Demut, dann ist ihre Brutalität aufgestachelt, die immer roh wird, wo sie die Stärkeren sind.

Die heiseren Stimmen grölen ein Geschimpfe. Ein Trunkener greint. Ein junges Weib liegt über ihm und lacht. Unterm Tische dreschen die Fußtritte. Sie hat nicht die Kraft, sich zu wehren, reißt mit gellendem Lachen fürchterliche Fratzen, lallt Worte, gemein wie Todsünde, winkt, tuschelt geiles Flüstern.

„Neä, neä," sagt Karling, „du bist mir im Momang wirklich zu unjebildet." Und kreischt auf, von irgendwoher fliegt ein Glas, haarscharf an ihrem Kopfe vorbei. Und wiederum in Qualm und Dunst und Geschimpfe, schüchtern und unverdrossen: „Im Namen Jesu!" Eine bange, heimliche Oberstimme über Suff und Not. Christus in der Kaschemme! Seine Gewänder rascheln, sein bleiches Gesicht schwebt im übeln Dunst, wie Geister jagen im bläulichen Licht. Sein Blut rinselt in den Wust von Qualm und Flüchen. Ecce homo!

Die Schentlemänns in en coeur und mit roten Schlipsen rufen: „Hat Christus Brot för uns?"

„Warum Brot?" eifert der Treppensänger, „warum sollen wir ärme Leut Brot essen mit nix drum und dran. Ich bet schon lang net mehr ums täglich B r o t , ich will ein kleng bitzchen was dazu, was die feine Leute dazu haben, K a v i a r will ich dazu! Davon kost 'n Botterschmier drei Mark!"

„Drei Mark en Botterschmier?!" brüllen die andern.

Da spricht das Männchen: „Vergänglich ist alles Irdische. Es ist euch nichts bleibend gegeben, es

ist euch bloß geliehen! Darum sollt ihr Schätze sammeln an —!"

„Auch noch Schätze!" heult die Trunkenheit. „So eine Jemeinheit! So 'n Wucherer! Ungeziefer! Blutsauger!"

„Hört, hört ihr lieben Brüder! Schätze sollt ihr sammeln an himmlischen Gütern, die euch —."

Nun bricht der Lärm los. Sie schnauben.

„Wat? Wat? Wat?! Auch noch der Kerk (Kirche) opfern? Schätze för die Kerk?"

Karling sagt: „Jawoll, 'n Hosenknopp für den Klingelbeutel."

Das Gebrüll übertönt sie: „So ein Schubijack! Kütt der jemeine Hund zu örm Leut und bettelt för die Kerk! Schlagt 'n tot! Schlagt 'n tot! Schuft! Vampyr! Schlagt 'n tot! Schlagt 'n tot!"

„Err — Erlauben Sie mal," grimmt flügelschlagend der Kakadu.

Da geschieht das Merkwürdige. Der Pfingstmann aus der Sekte der Zungenredner tritt vor den ärgsten Schreier, wurzelt vor ihm, sagt in totstarrer Ruhe: „Jesus wird kommen!" Sagts in faszinierender Gewichtigkeit wie eine Schicksalsode. Jesus kommt! Lächelt ihn an in verschwiegener, wonnebrünstiger Botschaft. Jesus ist da! Und feuerspeiende, splitternde, rasende Worte auf einen Atemzug: „Jesus komm, Jesus komm, Jesus komm — —" Der Mann vor ihm keucht in plötzlicher, berauschter Starre, giert in die Wahnblicke des Zungenredners, ist von magnetischer Kraft gezogen, gebogen, ge-

krümmt, geworfen, lacht ihn an, haucht ihn an, turbelt um ihn, schluchzt stammelnde Schreie. Olala, olala, olala. - Da huscht von ihm weg der Pfingstmann. Über jenen kommen ist der Heilige Geist. Mag nun seine Zunge reden achtzehn Seligkeiten. Fällt in schnaubendem Eifer über die andern her. Lautlos, klanglos, dämonisch, geheim! O Jesus, komm, o Jesus, komm! Zischeln und Raunen, Spähen und Flüstern. Einer am Ohr des andern. „Ich grüße dich!" heiß und schnell. „Ich grüße dich, Halleluja!" Das Flüstern splittert wie knisternde Funken in dem wogenden, dunstenden, verwirrten Menschenschwarm, entfacht an allen Enden den großen Ansteckungsfunken der flammenstäubenden, gepeitschten, lohenden Seelen. Brennende Worte, sengender Atem, gleißende Blicke, verzückte Gebärde, gesteigerte Halluzination. Ich grüße dich, ich grüße dich, ich grüße dich, Halleluja!

Die Schrecken der Aufregung schwelgen auf. Die Blicke irren. Und der Pfingstmann in den flatternden, wie Raubvogelflügel in wildem Wirbel drehenden Rockschößen:

„Höret! Ein schmaler Steg:
Ich bin der Steg!
Höret! Eine offene Tür:
Ich bin die Tür!"

Eine elende Stimme schrillt hinein. Da wachen alle Stimmen auf. In bebenden Schreien, in frommem Greinen, in verzückter Qual, in süßem Gelächter: „O Jesu, komm!"

Jetzt! Jetzt! kommt Jesus! — Jetzt!! — — Anschwellende Schauer, nervenaufpeitschende Qual. Ein Mensch, ein dürrer Riese, steht, läßt die Eingebungen des Geistes in seine lallende Zunge rollen. Olaolaolaola — durch die festeingebissenen Zähne der pfeifende Atem. Fällt zu Boden wie geworfen olaolaolao — — —

Und einer mit leisem, zischelnden Drängen, inständig, lustschreiend, blutschreiend: Tatatatata — — Turbelt, fällt, totschlafend.

Und die andern gramgrübelnd: Jesus allein, Jesus allein, Jesus allein — — drehen sich, winden sich, stürzen.

Und fremde, müdschlaffe Stimmen starrselig: Jesus only, Jesus only — — toujours Jesu — — Stammelnder Wirrwarr, ächzender Rausch. Fassen sich, drehen sich, schleudern einander in die Arme. Schreiende Kämpfe. Sie schütteln mit schlagenden, stoßenden Köpfen die Hände. Sind voll des Geistes, der ihre blödschreiende Zunge reden macht. In ihren Körpern schluckert's herauf, das wilde Hämmern. Zerrende Sehnen; die Adern rupfen, die Augenlider flattern. Raserei des wahnschreienden Verzücktseins. Und dazwischen die Raubtierbrunst des entfesselten Menschen.

Ein Gestank, Qualm, Stäuben, Trunk und Mordlachen. Sie reißen den Pfingstmann vom Stuhle herunter, zerren ihn, werfen ihn einander zu. Küssen ihn, beißen ihn, lieben ihn in grausamer, entmenschter Umarmung. Jesus allein! Christus der Armen!

Da geht das Bibelmännchen unter in Satanswust und Bestialität. Man sieht ihn nicht mehr. Er jammert unter ihren Füßen, ihren Händen. Sie reißen ihm den Mund auf, pitschen ihm die Nase zu und schütten ihm den Schnaps aus Biergläsern ein. Er schluckt, er würgt, er gurgelt, Blut läuft in seine Augen, sein Schlund brennt wie die Hölle, und noch schütten sie den ätzenden Brand in ihn. Das Weiße dreht aus seinen Augen, flapp knicken seine Gelenke ein, er zerbricht, lautlos, besinnungslos, unter ihren blutigen Händen zusammen.

Isaias Haeringk reißt die Tür auf: „Hinaus mit ihm! Schleppt ihn irgendwo hin! Weit weg, weit hier weg!“ Drängt sie hinaus. Das Gewühl stößt gegen die Theke, der Aufbau von Flaschen und Gläsern stürzt unter klirrendem Krachen, Splittern, Rasseln zusammen. Hysterisch hupft Kakadu auf seiner bedrohten Stange, schlägt wild mit den Flügeln: „Sssssweinhund!“

Schleppen den Blutenden und Bewußtlosen hinaus. Im Handgemenge greifen sie einander an. Fäuste sausen auf. Weiber kreischen, werfen Stuhlbeine. Kinder schlüpfen in dem Gewühl durch — hinaus. Polizei! Polizei! Isaias drängt, stößt, schiebt, hinausplumpsen die schweren Schatten, klappt dann die Tür zu und in der stillen, zerstörten, blut- und schnapsdunstenden Stube noch eine empörte Stimme: „Sssschweinehund!“

In den Nachtschatten wälzt sich der blutige Wust auf der Landstraße. Stöhnen und Gebrüll weckt die

ruhigen Bürger. Alarm! Alarm! hallts im Land am Bach. Schreckhaft tost die Gewalttat. Und ein sterbender Mensch stöhnt im Straßengraben. Lichter blitzen auf in den Häusern, doch wagt sich kein Mensch heraus.

Weit in der Nacht hallt das trunkene Geschrei.

Vor dem Estaminet steht einer, hält die Hände krampfhaft in den Taschen, wankt und brüllt: „Och, was sind wir gebüldet!"

Da hallen Schritte neben ihm in der todtraurigen Nacht. Man spricht. Man nennt seinen Namen. Ein Säbel schleppt.

Mit einem Ruck ist Jan Rapper auf strammen Beinen; ein Sprung über den Straßengraben — weg ist er im dunklen Feld!

„Jan Rapper!" heult es durch die Nacht. Er wars! Er sprang ins Feld. Ihm nach! Jan Rapper! Jan Rapper! Holland in Not! Haltet ihn! Und in dem Atem der Nacht das Keuchen der wilden Hatz. — —

Da ist auf der Fahrstraße von Aachen her ein einsames Wagengeräusch. Vier Räder eines Leiterwagens holpern über den Steinkies. Mit langsamem Traben der Gaul. Seine Hufe klatschen. Dann hallts in dem Unterholz zu beiden Seiten der Landstraße. Unter dem Wagen baumelt die Laterne, wirft einen breiten Strahlenstern über den ganzen Weg hin. Strohbüschel hängen aus den Wagenritzen. Und im Wagen Kob Wetzens lange Beine im Stroh. Er liegt wider der Leiterwand, die Arme verschränkt

den Kopf schlafend auf die Brust gesenkt. Herabgezogen der Mundwinkel, und die Pfeife darin hängt ihm tief. Der Pfeifenkopf ist ohne Verschluß, und die rotglühenden Funken darin gluten in den Tabak. Die Leine ist an dem Wagenknopf festgebunden, so ist der Gaul locker im Zügel und wird den gewohnten Weg heim finden. Wenn ein Rad über einen Stein weggeht, stößt der Wagen, und die übereinandergestülpten leeren Körbe plustern im Stroh. Kob Wetz ist der Eiermann des Aachener Marktes. Er kauft in Altenberg und Umgegend an und liefert Körbe voll der Kaiserstadt.

Ein Windchen rasselt im Stroh; da nimmt Kob Wetz im Halbschlaf einen tiefen Schluck aus der Pfeife, die Glut knistert im Tabak, ein Funke quillt heraus, hält die Balance am Rande der Pfeife, krümmt sich im feurigem Fratz über den Rand hinaus, das leuchtende, winzige Fünkchen. Da fluddert das Windchen aus dem Stroh herauf, leckt es ab, und beide zusammen purzeln ins Stroh zurück. Ein Knistern springt. Tief hinein kriechts Fünkchen, das leuchtende, winzige Fünkchen. Läuft an einem Strohhalm entlang und brennt ihn der Länge nach an. Brennt ihn ab. Pfft! macht der Wind zu dem Vergnügen. Und da zuckt eine Flamme auf. Knittert wieder zusammen, duckt ein ins Stroh, tief ins Stroh, läuft am Boden hin, frißt alles auf, und mit einem Schuß wieder heraus an der Deichsel, wo das Stroh heraushängt. Der Gaul stapft trapptrapp. Da wird ihm hinten warm, und er schlägt mit dem

Schweif. Schlägt mitten hinein in die Flamme. Das Knistern springt in den Schweif. Trapptrapptrapp läuft der Gaul. Das Knistern frißt ihm im Schweif, er wirft den Kopf, die Hitze fällt ihm auf die qualligen Flanken, die rote Glut leuchtet hinter ihm. Trapptrapp, trapptrapp, trapptrapp galoppiert der Gaul, schlägt mit dem Schweif. Der glutet, der brennt, der schillert. Peitscht mit dem Schweif, wirft ihn über den Rücken, wirbelt ihn; ein Glutrieseln in der todtraurigen Nacht, ein Sengen und Brennen. Die plumpen, stämmigen Hinterbeine wirft der Gaul auf, daß sie gegen die Wagenscheere anpladdern, daß das Geschirr klingt, daß die Laterne klirrt. Und im rasselnden Lauf davon.

Da erst ist Kob Wetz völlig wach, liegt eine Sekunde starr, sieht es hell und blendend um sich. Das Stroh in Brand, die Körbe, der Gaul! Der Wagen geworfen und geschüttelt. Der Gaul im wilden Schnauben und Wiehern. Und schon nagt die Glut an seinen Hosenrändern. — Da ist er auf, mit einem Schwung aus dem Wagen, bleibt im Straßengraben liegen.

Fort, weit in die düsternde Nacht die Glutsilhouette, der lodernde Flammenwirbel, der blutrote Riesenschein wie die fliegende Hölle! Wächst und wächst, fackelt, knattert, und der Wind bläst, bläht auf, stäubt den flammenden Funkenregen. Zu beiden Seiten bröckelt's ab, morsche Glut, zerknitterte Feuerbalken. Auf den Weg hingestäubt die lange Furte schwelender Glut. — Hurijoh! saust da einer

aus dem dunklen Unterholz, nimmt einen verwegenen Anlauf, rennt gegen die Wagenscheere an, krampft sich fest, hängt da, zieht die Beine ein, läßt sich schleifen, hält sich krampfhaft; jede Sehne spannt, jede Muskel strafft. Hurijoh! und hinauf auf den Gaul, legt sich platt, krallt mit beiden Händen in die Mähne, stoßweise pulst sein Körper auf unter dem rasenden Lauf des Tieres, verankert die Füße ins Geschirr, stemmt sich. Und dann kann er eine Hand freilassen, faßt den Zügel, sucht den Gaul zu dirigieren, zerrt, redet ihm zu.

Hinter ihm bricht die rote Glut zusammen. Abgebrannt bis auf die Räder und Längsachse der Wagen. Eine kahle wildhuschende Silhouette in den Schatten der Nacht. Fort die neutrale Straße weiter ins Belgische.

Keuchende Männer stehen still und ringen nach Atem. Wieder entwischt! Jan Rapper, Jan Rapper! Hat ihn der Teufel geholt?

Und es antwortet keine Stimme in der Nacht.

Aber aufs Estaminet der „Drij Koningen" zu wallen die zersprengten Menschenschatten. Licht blitzt unterm Dache. Isaias leuchtet seinen zornerhitzten Gästen zu ihren Schlafstellen. Der Wind bläst durch die Dachluken. Auf dem Speicherboden lagern sie, wickeln die Schuhe in ihren Rock, und dann ists ihr Kopfkissen. Liegen und schnarchen, Männer und Weiber und Mädchen, fast noch Kinder, jung und allwissend. Sie fürchten nichts. Was haben sie zu verlieren? Auch im Hausflur und auf der Treppe

lagern sie. In ihre Träume tobt der Tumult. Ihre schlaftrunkenen Schreie gellen. Pfingstleute sind sie! Jetzt sind sie Pfingstleute. Jesu, komm!

Drunten in der Schenkstube hängt der kalte Qualm in dichten Wolken. Die Flamme in der Lampe schwelt den Zylinder schwarz. In seine Federboa hinein huckt der Papagei. Ab und zu hackt noch sein Schnabel, vielleicht gähnt er. Karlingchen steht da und gähnt auch. Sonst alles still wie eingemauert. Dann hört man Isaias die Treppe herunterstapfen. Er tritt herein, bläst die Kerze aus, und in die Petroleumschwaden stinkt das Stearin.

Die Ungeduld springt Karling in die Stimme: „Nu, mein beiste, leivste Isaias, en bißchen direktemang. Was willste von mich?"

Der trippelt hinter die Theke, sucht nach heilgebliebenen Gläsern: „Wir wollen das in Jemütlichkeit avmachen. Ich und du trinken en Dröppchen." Er steht schon, hält die Flasche, hält das Glas, der kleine, steife Mann hinter der Theke. Karling wehrt ab, legt die Hand aufs Glas, aber so, daß die Finger gespreizt sind.

„Neä, neä, Schluß! Mir wird's kollig."

„Nu jehste kapott!" Und schüttet zwischen den Fingern durch: „Prost!", und sie trinken. Isaias sagt noch: „Gelt, das tät dir schmecken?", greift nach der Ingwerflasche. „Siehste Karlingchen, das Vergnügen könnst dein Lebtag haben: Fressen und Saufen, sovill du willst."

Sagt da Karlingche: „Eso, dann wär man ejal

schon im siebten Himmel. Wo hinaus willste denn mit das Jeschwätz?“

„Ich möchte dir glücklich machen, Karlingche.“

Da steht Karling und hält das Glas und mustert ihn scharf. „Meinst vielleicht, daß du mir liebst? Leive Jung, hast du dir schon mal in ’n Spiegel bekiekt. Neä, jeliebt wirst du nich von mich, aber wo ich durch den Jan Rapper verlassen bin und ich mich bei dich könnt aufhalten — nu, dafür tät ich wat.“

Isaias steht steif und still und mit leblosem Gesichte. Seine Stimme knarrt: „Von wegen der Lieb ist es nich. Ich kann bequem ohne Frauenzimmer auskommen. Ich meine bloß von wegen deinem Singen. Mein Vorschlag ist der: ‚Bleib in meinem Estaminet, sing deinen schönen Jesang, und für das übrige laß mich sorgen.“

Karling liegt gedankenvoll über der Theke, tippt mit dem Finger die verschütteten Getränke auf, zeichnet Striche, Figuren, Kreise, ganz nachdenklich, aber sie denkt nur über ihren Profit nach. Schnellt dann den Kopf auf: „Isaias, was haste vor? Raus mit der Sprach!“

Isaias steif und würdig und wahrscheinlich auch ehrlich: „Ich hab vor, ein jebildet Estaminet für die Herren aus Aachen und Brüssel, die jetzt mit das Autumoppel hier herüwer kommen, zu bauen. Was der Jan Rapper hie verzählt hat, weiß ich längst. Im Hasardkasino wird gespielt, daß die Höll brennt. Und jetzt kommen die Wiener Aktionäre und wollen den Bambusch ankaufen und was Jroßartiges auf-

bauen för die Fremden — eine Spielhalle, ein neutrales Monaco. Hier können sie schalten und walten nach Beliebitum; denn Preußen allein kann nix gegen sie machen und Belgien auch nicht, und bevor sie alle zwei was machen, kann der Geulbach zum Roten Meer geworden sein, verstehste? Und darum wollt ich dem allgemeinen Bedürfnis nachkommen und för die fremden Jäste eine Damenbedienung einrichten. Du bist ja überhaupt gegen die Herrens von einer jewissen angeborenen Güte."

Da ist Karling von einem großartigen Gedanken aufgestoßen: „Wer sorgt för meine Toilotte?"

„Das lassen sich jebildete Herrens nicht nehmen," sagt Isaias feierlich.

„Na jut." Streckt sich auf der Bank aus, will schlafen, ruft noch, als Isaias die Lampe ausdreht: „Töschebei jesagt, wegwerfen tu ich mir nich."

„Neä," macht Isaias gleichgültig, verschwindet hinter dem Vorhang des Bettalkovens. Man hört die Stiefel zu Boden plumpsen. Dann wird der Vorhang beiseite gerissen und ein unüberzogenes Kissen fliegt Karling zu.

„Ich stelle dir gern alle Bequemlichkeiten."

Der dumpfe Fall des Kissens gibt dem Papagei einen nervösen Schock. Er hat heuer gerade genug erlebt, er stößt auf, peitscht mit den Flügeln: „Tür zu! Gule Nacht! Krrr! Jsch, rchrchrch."

Dann flackert noch die Flamme im verrußten Zylinder und erlöscht. Die Nacht steht vor den Fenstern.

Und wer in der gestorbenen Nacht ein Sterngucker wäre, hätte das Merkwürdige und vielleicht Schreckhafte sehen können: die Wellen himmelhoch um einen Fetzen Erde, trübe, schaumlose Schlammwellen, die gierig fressen an der stillen Ehrbarkeit eines gesegneten Landes. Auf daß dies vergessene Land, dies Zettelchen am Abreißkalender der Staaten, zur Sumpfschüssel wurde, aus der das tagscheue Gewürm Nahrung säuft. Oder aber er wird sehen unter dem nächtlichen Meridian den rauschenden Adler, die deutschen Schwingen weit, breit über den alten Berg entfaltend. Und wird auch den Löwen sehen, der schon seine Pranke über dem Dreieck dieses Gebietes erhebt. Belgiens Vorrecht!

Und der Adler wird kreisen. Und der Löwe wird wachen.

Wie lange noch? —

Aber mit Jan Rapper hat das seine Richtigkeit: Der Teufel hat ihn geholt! Spurlos verschwunden, aus dem Angesicht des Tages und den Schatten der Nacht ausgelöscht. Man hat ihn gesucht drei Tage und Nächte. Man wird ihn suchen ohne Rast und Ruh, hier und dort, spät und früh, zu allen Zeiten und so lange, bis Jan Rapper zur Legende geworden ist. Oder bis er einmal irgendwo aufgetaucht war, und man hat nicht gewußt, wann und wie und ob. Und wird immer warten auf Jan Rapper, der in Holland nicht den Fahneneid leisten will, der in Preußen sich wegen Körperverletzung an einem Zungenredner zu verantworten hat und der in

Belgien falsches Geld verbreitet. So liegen sie auf der Lauer in Busch und Feld, die Käppis, die Helme, die dräuenden Bärenmützen.

Aber Jan Rapper wird wiederkommen, das wissen sie im Neutralen. Einmal, wenn man nicht weiß, daß es Jan Rapper ist.

Kob Wetz, der sehr zerschunden heimkam (auch sein Gaul), ist anderer Ansicht. Er sagt: „So wie i ch ihn gesehen hab, halte ich ihn für den Leibhaftigen."

Gottche Liebelang und die anderen schütteln die Köpfe. Sie sind der Meinung, daß nun im Neutralen „schandalöse" Zeiten werden. Da nahm ein Zeitungsschreiber das Wort auf und schrieb einen Artikel: „Der Skandal in Neutral-Moresnet".

Und nun wurde viel Geschrei. Es hallte wieder im hohen Hause der Abgeordneten, denn dort sprach einer: „Es ist wirklich ein Skandal!"

Die schreiende Wolke.

Von Valhorn her läutet ein Glöcklein im sonnfreudigen Morgen, und eines von Lontzen und Hergenrath. Und hinter dunklen Wäldern und hochlaufenden Landstraßen eine große Schwefelwolke, die ganze Ferne verschattend. Dampfpfeifen gellen aus ihr, da, wo eine halbe Stunde weit die Erzgrube „Schmalgraf" liegt, und da, am alten ausgemergelten

Berge, wo der Zinkstoff gewaschen wird, der bläuliche Schleim in den Trichtern wallt und schlampft, und kurzum dort am Komplex der Galmeiwerke vieille montagne.

Man kann sagen, daß eine gute Grubengesellschaft eines Landes Zierde und Brotschrank ist.

Da ist noch so: Schulschwestern unterrichten gemeinsam Mägd- und Knäblein, und es ist schön und gar nicht unfair. Ist das gewisse Alter erreicht, so trennt man die Böcke von den Schafen und gibt dem Manne Lehrer, was des Mannes ist, nämlich die Knaben.

Zwei Lehrer wirken in der Knabenschule kritischen Alters. Der Zweitlehrer verdankt seine Existenz der Grubengesellschaft, auch die Schulschwestern, auch das lehrhafte Haus samt jeglichem Stein und Gerätschaften und Reparatur. Man kann nicht mehr tun, wenn man schon sowieso eines Landes Brotschrank ist.

In männliche und weibliche Reihen ordnen demnach die Schulschwestern ihre Klassen, auf daß abwechselnd das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden sich streifenweise paart. Sie wachsen auf in Kameradschaft und Treue und einträchtiger Arbeit, so wie's auch zu berichten ist von den Geweihten des Kindlein Jesu und Mariä, Noel und Rosmarin. Und eins ist gewiß, trifft eins von beiden eine gerechte oder ungerechte Strafe, so weint eins von beiden mit dem anderen. Aber Schannes kommt und schlägt mit ungewaschenen Fäusten drein, und wenn kein anderer Rat mehr ist, betet er schadenfroh,

daß die Welt untergehen soll. Weil er so viel hilfsbereite und zornige Not hat für eine von beiden.

Und nun kommt die Generalmutter Euphrosine ins Neutrale und zu den Schulschwestern. Wie sie leben und wirken und beten und arbeiten möchte sie wahrnehmen, die würdige Generalmutter. Soweit ersichtlich in Haus und Hof und Klausur, geschah da alles zum Guten und Erbaulichen. Also möchte sie auch sehen desgleichen in der Schule. Jedoch verrunzelt ihre Stirn unter dem weißen Kopfband, und ihre breite mütterliche Brust mit dem großen, flachen Kreuze darauf atmet sichtbar unter den Beschwerden einer unangenehmen Empfindung. Sie sagt, man möge ein Fenster öffnen oder auch zweie, man könne wirklich nicht genug öffnen. Das sagt sie in betracht der vielen Köpfe und offenstehenden Mäuler und in betracht der Gesundheit ihrer Schwestern. Allein trotz der vielseitig geöffneten Fenster und der einströmenden bach- und waldfrischen Luft dieses Landes, bleibt die würdige Mutter weiterhin in den Bekümmernissen einer beschwerten Atmung und den Schatten tiefer Furchen unter dem Stirnband. Sie sah über die geschorenen Köpfe der Knaben und die langsträhnigen der Mädchen und sagte: „Meine lieben Schwestern, so geht das nicht weiter, die Überfüllung in euren Schulen ist groß, ich sehe keine Notwendigkeit ein, daß Ihr die Knaben haltet zu den Mädchen. Weder die Notwendigkeit noch die Schicklichkeit sehe ich ein."

Also mußten denn die Knäblein zum Manne, die

Mägdlein zum Weibe nach Fug und Recht und Sitte.

Weil solches gesprochen die Generalmutter, wird am alten Berge ein entsetzliches Flüstern und Fluchen und Besserwissen. Und schicken wie zuvor die Knäblein zu lieben Schwestern. Rupfen und zupfen ratlose Schwestern an den breiten und mütterlichen Schürzen. Da wird groß Heulen und Abschiednehmen. In Scharen ziehen die Knäblein, sitzen vor dem geradlinigen Schulhause auf Treppe und Pflaster, jammern nach ihren Müttern, und das ist fürchterlich; denn zwei Lehrer bewachen den Eingang und wollen lieber Selbstmord verüben, als in ihre Schulen noch weiteres Menschenmaterial aufnehmen.

Es kommen Mütter und Adoptivmütter, ringen die Hände, fragen, ob denn kein Bürgermeister da sei, der Rats schaffe? Da heißt's, der Bürgermeister sei geflohen zum Landrat nach Eupen, dem die preußische Gewalt zustehe übers Neutrale. Da macht Henry Moblette sein fahles, gedunsenes und verbittertes Gesicht und reist privatissimo zum Landrat von Verviers, dem die belgische Gewalt über das strittige Gebiet zusteht. Ei, fauchen da im Angesichte des Alt-Neutralen die Aktennarben auf! Was man hüben und drüben nachzufragen hätte? Ob man die Annektionssucht da und dort wecken wolle und Neutral-Moresnet der Happen sein soll, der im Fang des Adlers oder unter der Pranke des Löwen verblute? Neutral sei selbständig und wolle es bleiben. Punktum. — Halté-la! Das habe nicht

seine Richtigkeit. Wer unter der doppelten Souveränität Preußens und Belgiens stehe, könne nicht von Unabhängigkeit reden. Und wer dazu noch bis 1856 mit der ehemaligen französischen Gemeinde Moresnet sogar unter einem gemeinschaftlichen Gemeindeverband gestanden habe, könne gewiß und sicher nicht von Unabhängigkeit, die von den übrigen Mächten garantiert sei, reden. Und das sei eben die größte Eigentümlichkeit. Es kommt gar einer, der von einer Ähnlichkeit mit der Republik Andorra spricht; doch hält ein anderer heftig an der geschichtlichen Bezeichnung als „pays quasi souverain" fest und findet Zustimmung, daß es ein beim Wiener Kongreß „vergessenes" Gebiet sei, daraufhin verschiedene Bürger geltend machen, daß dies strittige Gebiet wohl nicht gut vergessen sein konnte, da es füglich erst durch den Kongreß geschaffen wurde. Fiel dann wie ein zündender Funke das Wort, so sei es ein monströses Gebiet, wie ja auch einmal das römische Reich deutscher Nation bezeichnet wurde.

Und so wird des weiteren eine große Konfusion unter den Männern des Neutralen. Ihre strittigen Stimmen hallen wieder in der tiefen und öden Kuhle des alten Berges.

Es sitzen aber noch die weinenden Knäblein auf Pflaster und Treppen und heftige Menschen umstehen sie ratlos. Die Kob Wetzen, die doch als gute Frau bekannt ist, macht einen rabiaten Vorschlag: die Knaben durchs Fenster in die Schule hineinzuheben. Da sagen die Lehrer: „Wir werfen sie wieder raus!"

In solcher Not hört man das langsame und gemächliche Rollen einer Halbchaise, und dann wissen sie alle, daß nun ein wichtiger, jedenfalls entscheidender Moment wird. Die Frauen stehen mit gekreuzten Händen über dem Leib und warten. Ein Homöopath ist kein Mensch wie andere, er kann aus Urin den inneren Menschen weissagen, baut im Nebenberuf Häuser in den verschiedenen Moresnet und ins Deutschbelgische hinein, war einmal Vizebürgermeister — in Summa also kein gewöhnlicher Mann, der in solch verzwickten Angelegenheiten immerdar Rat wußte.

Der Homöopathengaul schlenkert die Altersknochen, er hat schon eine Nachttour hinter sich — nutzlos! Gestorben ist der Mensch dennoch. Und nun holpert und stolpert er mit klappernden Hufen. Frauen und Kinder warten in langer Kette. Ob man schon so was erlebt habe, wollen sie fragen. Der Homöopath und Bauunternehmer steckt die Zigarre in den greisen, vollen und dichten Bart, denn zwei Schritte vom Hause ab fängt er an zu rauchen, sonstwie verträgt's nicht die exakte Schwester, mit der er in treueinsilbiger Junggesellenschaft lebt. Und noch etwas von der exakten Schwester — so etwas Gutes und Fürsorgliches —: hat ihm dauerhafte Fäustlinge gestrickt, an eine Schnur genäht und ihm um den Hals gehängt. Er soll sie nicht verlieren und vergessen. Er verliert Schirme und Stöcke, der große, ungelenke Mann mit dem König-Leopold-Gesicht.

Er beugt sich aus dem Chaischen, ganz ulkig. „Na, Fräucher, macht Ihr Reichstag?“

Soundso, ob nun die Knaben auf dem Pflaster hocken müßten?

Hm, das sei eine Frage an den Bürgermeister — Zapperdiblüß, der sei geflüchtet, sich Rats holen!

Da wird das Leopoldgesicht scharf wie eine Gemme. Möchten drum also den Direktor der Galmeiwerke angehen, der sei beigeordneter Bürgermeister. Raketakeltakel rollt das Wägelchen weiter. Steif sitzt der Mann mit dem Leopoldgesicht. Er war einmal Beigeordneter. Schockschwerenot! Flucht so, denn er war auch einmal Burschenschaftler.

Da ist jetzt die hagere Mobletten. Sie schleckt den Mund wie nach Näschereien, hört nicht, was andere sagen, schwatzt unaufhörlich: „Kurasch, Ihr Fraue! Jetzt joan wir und holen uns den Direktör her. Wetzen, ziehste mit? Nolden, du auch?"

Einige Stimmen opponieren: „Das ist 'n Sache för unser Männer."

Die Mobletten hart und wissend: „Unser Männer sind Dösköppe. Bevor die dem Bürgermeister die Zähne weisen, kütt der Buß- und Bettag zweimal heran. Komm, Wetzen."

Die Opposition ruft ihnen nach: „Och, seid nich jeckisch. Wir schicken unsere Kenger einfach net mehr in die Schul, wir schicken sie lieber in die Kerk (Kirche). Es ist doch hier kein Schulzwang."

„Was jibt es dann mit der Büldung hier im Land? Neä, neä, red mir keinen Gulasch zusammen. Komm, Wetzen!"

Hurtig das Sträßchen hinunter. Mit eiligen

Trippelschrittchen haspeln die Kleinen in die Schritte der Großen. Mit hochroten, schlaffen Bäckchen der Knabe Noël, im roten Wollmützchen, an der anderen Hand der Wetzen Rosmarin im blauen Schürzchen. Die Blicke der Kinder wirren wie im Fieber. Die Geschehnisse um sie nehmen ungeheure Formen an. Es ist ein Ereignis, ein Weltzusammenbruch, Krieg gibts, Krieg, Krieg! Es ist gewiß, es ist sicher und ganz fürchterlich. Die Knabenseele ist zerschnitten, gerüttelt, in alle Häuser und Herzen geworfen. Er erlebt etwas Gräßliches, und nachts wird er sich fürchten. Er fürchtet sich gern. Und jetzt fliegt sein Atem, und sie stehen still. Da sieht er, daß der Grolles Schmetz bei ihnen ist.

Ein weiser Mann im Leben, der Grolles Schmetz, denn er beschränkt sich aufs Zuhören. Es mag die Mobletten gar sehr in die Länge reden, er hört steinern zu. Und hört noch zu, als sie längst zu Ende ist. Dann weiß man nicht, ist er ein Dummer oder Gescheiter? Und ist somit stetig im Zweifel. So kommt es, daß man immer wieder zum Grolles Schmetz mit seinen Anliegen geht. Und immer wieder in der ungewissen Voraussetzung, daß er vielleicht doch ein Gescheiter ist.

Als dann die Frau vom Henry Mobletten wieder zu reden beginnt, schwirrt von der neutralen Straße herauf das schurrende, brummsende Geräusch eines Autos. Grolles Schmetz fährt herum, daß der breite Absatz im Straßenkies knirscht. Dann gibt er den Frauen einen bedeutsamen Wink, läuft das Sträßchen

hinunter, läuft behutsam, als gingen ihm die steifen Knochen aus dem Leim, schwenkt die Arme. Halt! Halt! Drunten in der Straße surrt, hupst, knackt das rote Dienstauto, ruckt, stockt und steht. Was will der winkende Mann? Ach, Herr Schmetz, Gemeinderat, s'il vous plaît? Soundso, die Kinder und Weiber jammern an der Schultür, ob nun keine Bildung mehr sein soll, ob die Jugend verwahrlosen soll im neutralen Land, ob die vieille montagne, die Brotgeberin, das zugeben könne, ob sie nicht verpflichtet sei. — Knack! zerplatzt das Auto in herrschaftlichem Zorn; und hinter den Rundgläsern der Schutzbrille und aus dem aufgeklappten Staubmantel sehr reserviert der Direktor: „Schoff, links wenden zur Schule."

Es klingt pressiert, kurzatmig, behindert. Schnell zur Schule, schnell das abgemacht, schnell weiter. Aber abmachen muß mans. Es wird gleich viel Geschrei von draußen her, wenn in Neutral-Moresnet etwas in Unordnung ist. Unhaltbare Zustände! Schrei nach Erlösung! Preußen soll zugreifen! Die vieille montagne aber hat ein Interesse daran, daß Preußen nicht zugreift. Also avant! Surrr! Hopp! Knack!

Die Mobletten packt ihre Kinder fester, hurtig, hurtig hinter dem Auto her im Dunst der Benzinwolke. Hintennach die Wetzen mit den Kindlein, hintennach Grolles Schmetz, Gemeinderat. Alleweil wird was! Heh, was wird? Vor dem Schulhause schurrt, rasselt das rote Auto. Prasselt wie ein

Trommelwirbel in die Gäßchen und so, als wär's sein politisch Geschäft, die Leute am alten Berg zu alarmieren. Heda! Obacht! Der große Krach! Altenberg geteilt, mitten ins Herz geschnitten! Verwandte und Freunde adio, adio! Anders gefärbt in ihrer Nationalität, ade, ade! Der Preuß hat uns, der Werwolf! Taketattetak! Heraus ihr Leute am alten Berg! Der Schlächter in der steilen Gasse klinkt sein Lattentürchen auf: „Wir haben nüs mit der Politik zu schaffen, wir wählen net in den Reichstag, net in den Landtag, net ins belgische Gouvernement; man soll uns in Frieden lassen."

Vom Kramladen her ein Ruf: „Neutral bis uff de Knochen! So is et!"

Nun klappt im linken Flügel des Schulhauses ein Fenster auf. Marsch herein die Knäblein! Der Direktor hat ein Wort gesprochen. Um keinen Preis einen öffentlichen Skandal! Soll immerdar die schreiende Wolke schweben über der grünen Einsamkeit eines gesegneten Landes? Parbleu non, und wahrhaftig hat die vieille montagne ein Interesse daran, den Statusquo aufrechtzuerhalten, auch nachdem die preußische Regierung die Rechtsbeständigkeit der Bergwerkskonzession nach Ablauf der ursprünglich bloß auf fünfzig Jahre erteilten Konzession ohne Beschränkung der Zeitdauer nunmehr anerkannt hat.

Die Steintreppe des Schulhauses hinauf klettern nun die Hosenbeinchen, dazwischen bauschende Weiberröcke. Durch die weit offene Schultür strömt männig-

lich ein mit Stoßen, Drängen, Kratzen, Heulen. Immer mehr, immer mehr — ein ungeheurer Kindersegen! Ein ganz internationaler Kindersegen!

In der wimmelnden Schar wogt der Lehrer auf, kommandiert, will schieben und wird geschoben. Tafeln klatschen zu Boden, Griffelbüchsen rollen nach, Jammer und Prügel, Scharren und Poltern in den Bänken. Arme gischen auf, Herr Lehrer, Herr Lehrer! Püffe, Knüffe. Da haut der Lehrer wie ein Korndrescher drein. Da entflieht der Direktor bis in den entlegensten Schulwinkel, entweicht noch immer nicht genug, stolpert mit bedrängten Beinen in, auf und über das Gewimmel, schurft an den Wänden entlang hinaus, seine Lungen ringen nach Luft.

Noch kommandiert der Lehrer in Zorn und Not. Die Bänke quellen über von Knäblein und Frauenröcken. Da kommandiert der Lehrer: „Weiber raus!" Wo eben noch ein Sitz im Raum ist, auf dem umgestülpten Kohlenkasten, auf dem Trittbrett des Katheders müssen die Knäblein niedersitzen. Der Rest — und es ist noch eine große Schar — legt sich platt auf den Boden. Sitzen so mit hochgezogenen Knien und die Schiefertafel darauf. Sie sollen schreiben: „Die Tafel ist schwarz." Eine Seite voll, dann auswischen und schreiben: „Die Tafel ist auch rot." Eine Seite voll, dann auswischen, und danach dürfen sie schreiben, was sie wollen. Es rechnet der Lehrer, daß sie dann eine halbe Stunde „beschäftigt" sind und er sich nach jemand umsehen kann, auf den

er seine tausend Volt Galle entladen kann. Da sieht er steil an der Wandtafel stehen Grolles Schmetz, und es ist herrlich, daß der ein Gemeinderat ist. „Herr Schmetz!“ Faltet die Hände in der Gegend, wo ein Bauch sein soll, und sagt nichts weiter. Da aber Grolles Schmetz sich darauf beschränkt, mit gespreizten Fingern in sein Pudelhaar zu greifen, bricht der Lehrer von neuem los: „Herr Schmetz, zweihundert Kinder! Haben Sie das wohl schon sonstwo, außer bei Hottentotten, erlebt?“

Grolles Schmetz meint nein.

„Ja, dann bitte ich Sie!“ tobt der Lehrer, beißt sich aber auf die Zunge, um sich keiner Gotteslästerung gegen den Gemeinderat schuldig zu machen.

„Sinds grad zweihundert?“ fragt Grolles Schmetz, um doch etwas zu sagen.

„Grad oder nicht! Ich bitt' Sie! Ich bitt Sie! Wie soll ich es in dieser Luft ohne Verwesungsanzeichen aushalten?!“

Von dieser entsetzlichen Voraussetzung aufgestoßen, schnuppert Grolles Schmetz etwas die Atmosphäre auf. „Nja, die Luft wird'n bißchen dick.“

„Fenster auf!“ brüllt der Lehrer.

Huppla stoßen die Buben auf, drei Fensterflügel klappen zurück. Auf die geschorenen Köpfe bläst der Wind. Der Lehrer spricht in schrecklicher Ruhe:

„Zweihundert Kinder! Zweihundert Seelen! Für jede einzelne soll ich Gott und den Menschen Rechenschaft geben! Zweihundert Seelen soll ich kennen lernen und glücklich machen! Wenn ich auf

jede anderthalb Tag anwende, bin ich in zirka einem Jahre mit der vorläufigen Bekanntschaft meiner Klasse fertig. Muß ich als Jugendbildner mit Warenhausverhältnissen rechnen? Ich frage Sie, Herr Schmetz, bin ich ein Viehhirt?"

Grolles Schmetz meint nein und meint noch: „Man müßt Ihnen die Schul bißchen größer bauen."

Nun steht der Lehrer dicht vor ihm, und seine Ruhe ist noch schrecklicher: „Herr Gemeinderat, ich will Ihnen sagen, was Sie tun müssen: Einen dritten Lehrer muß man anstellen!"

Ein Knabe weint herzbrechend. Schannes ruft: „Herr Lehrer, es is dem Noël zu kalt."

„Fenster zu!" brüllt der Lehrer, und dann ist Grolles Schmetz über das erste Entsetzen hinweg. Er sagt: „Was sollen wir mit einem dritten Lehrer, wenn schon zwei im Schulhaus net genug Platz haben?"

„Dann bauen sie eben noch eine neue Schule!"

Aber Grolles Schmetz steht wie ein Felsen. Seine Hauchstimme macht große Anstrengungen. „Ja, dann müßt man sehen, wers macht, Preußen oder Belgien."

Der Lehrer verliert alle Hochachtung: „Jawohl, wenn Auslagen zu machen sind, dann ruft man nach Preußen und Belgien; dann vergiftet man seine neutrale Herrlichkeit, sonstwie aber muddelt man sich in seine Unabhängigkeitsrechte ein und riskiert ein schmachtendes Auge höchstens nach Belgien."

Aber Grolles Schmetz steht noch wie ein Fels: „Dann solls die vieille montagne tun, sie hat unsere

Zinkberge leer geschöpft, quasi als hätt man uns leere Schränk stehen lassen — jetzt soll man sie wieder voll machen."

Fragt dann der Lehrer, ob das noch Nationalgefühl sei, ob der Grolles Schmetz statt Blut Limonade in den Adern habe?

Da lacht ein Knabe hellauf. Der Vergleich mit Limonade entzückt ihn. Es ist der Schannes. Mit ihm lachen die anderen, die zweihundert.

Grolles Schmetz sagt: „Es ist eine schreckliche Schule", und geht davon.

Nach einem aufregenden Tage geht die spärliche Sonne unter. Die Kinderwangen glühen noch. Helden des Tages, sie! O, wie der Knabe Noël zur Nacht träumen mag. Neben Rosmarin im Bettchen sitzt er, und Mutter Wetzen steht bei ihnen und der Schutzengel auch und der Mond auch.

Mutter Wetz sagt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Die Kindlein haschen ab und zu ein behaltsames Wort auf, lallen es mit, und wo lange, unverständliche Strecken sind, gähnen sie.

Sie beten alsdann von den vierzehn Engeln, die ums Bettchen stehen, zwei zu Kopf, zwei zu Füßen, zwei zur Rechten, zwei zur Linken, zweie, die gute Kindlein decken, zweie, die sie wecken, zweie, die sie führen ins himmlische Paradies.

Es ist ein schönes und beruhigendes Gebet, es kann jetzt kein Unglück mehr kommen, nicht Brand und Not, nicht Mord und Raub, nicht Verderben

und Sterben. Vierzehn Engel tragen die Verantwortung.

Und dann ein Gebet zum guten Heiligen, der ein Frühwecker ist:

„Heiliger Sankt Veith,
Wecke mich zur rechten Zeit,
Nicht zu früh, nicht zu spät:
Wenn die Uhr sieben schläht."

Und selig und fröhlich und vertrauend, daß da der gute Heilige zur Stelle sein wird. Die Sterne wachen. Gott Vater wacht. Die Engel und die Heiligen und alle guten Geister.

Ein Gutsein schleicht in die Kinderherzen, ein Augenblickswunsch, ein Zwang zur liebsinnigen Gottlieb. Da sollen Menschen im Nachttau stehen und sich heiligen. —

Die gute Frau steht in der Heiligkeit, sie steht krumm und gebückt. Drückt die Kinderköpfe nieder, auf daß auch sie zerschlagen in heiliger Demut vor dem Herrn sind. Und sollen mit Fäustchen an ihre Brust schlagen: Jesus, dir leb ich, Jesus, dir sterb ich, Jesus, dein bin ich tot und lebendig.

„Amen," sagt die gute Frau, zeichnet Kreuzchen auf die Kinderstirnen, denn der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser. Amen, Amen. Kindlein sollen schlafen. Und taucht das Palmzweiglein ins geweihte Wasser, besprengt kreuzweise das Kinderbett und auch das große, das sakrosante der christlichen Ehe. Amen. Gute Nacht.

Der Abend flieht in die Arme der Nacht. Draußen flüchten Unsichtbare mit weißen Wolkenfäden und schöpfen den Schall und die Geräusche auf, daß eine große Stille wird. Der volle, gelbe Mond spiegelt sich in den Fensterscheiben und in den Weihern und im Geulbach.

Im Frieden der hellen Nacht schläft das Land am Bach.

Aber die Wolke quillt noch im Grasgrünen zwischen den Gärten auf. Die Sterne flüchten. Die Wolke macht viel Geschrei.

Die helle Nacht leuchtet noch, als hinter den Berglinien der Wälder das Frührot aufdämmert. Und als an den stillen Seen im gesegneten Wiesenlande Deutschbelgien die Angler und Fischer im toten Schweigen hocken. Ihre hellen Anzüge schimmern auf den Stegen, auch die großkarrierten Schals, und dann weiß man, daß es Engländer sind. Und dann weiß man noch Diverses. Wenn sie auf der Hasardstraße dem Kasino zuwandern, weiß man es. Ihr feudaler Müßiggang fällt befruchtend auf das Dreieck am Saum der Erde. Wenn sie einmal aus der grünen Einsamkeit dieses Landes verschwinden — —. So wird man sorgen müssen, daß sie nicht verschwinden. Messieurs, faites les jeux!

Es sorgt der Bürgermeister. Er sitzt zwischen ihnen, und seine Angelrute zischt.

Da kommt ein Mann daher, der das Haupt des Landes an den stillen Seen sucht. Gedeon wurde beim Korndreschen zum Richter und Kämpen gegen

die Madianiten und Heinrich beim Vogelfang zum Fürsten auserwählt, warum es denn auch weiter nicht verwunderlich ist, daß ein bedrängter Bürger einen neutralen Bürgermeister beim Fischfang um Audienz ersucht.

Als nun der Alt-Neutrale dem Bürgermeister sein Gutentag bietet, muß er eine geringe Weile auf Antwort warten, denn das Gesicht des obersten Beamten eines freien Landes mit einer Peripherie von fünfhundertfünfzig Hektaren, ist in die Tiefe gerichtet, allwo der Seegrund weißgrün übersponnen herausleuchtet. Wie schöne, versunkene Tropfsteingebilde. Wenn Fischlein darüberhin glitschen und die Angelschnur ihnen nachläuft, zittert und wellt die Wasserfläche und ritzt an allen Enden auf. Und man sagt dann, daß die Augen einer schönen Jungfrau sind wie die der Forelle, wenn sie über die Tropfsteine der stillen Seen hingleiten. Der Alt-Neutrale blickt vom Steg aus hinunter und denkt, daß die Augen Rosmarins so sein werden, wenn sie einmal Jungfrau ist.

Strählt die grauen Bartbüschel, daß sie steif und borstig gescheitelt sind, pitscht die Augen zusammen im roten Gesicht. „Sie wissen, Herr Bürgermeister, was nun geschehen muß, nachdem die Generalmutter unsere Buben verweigert?“

Der Bürgermeister taucht ärgerlich die Angelrute ein: „Muß? Wer muß denn? Wenn ihr nicht das Geschrei um das Land am Bach macht, kümmert sich niemand drum. Belgien nicht, Preußen nicht.

Aber ihr macht das Geschrei und setzt den Regierungen die Hornisse in den Kopf. Seid nur einmal still, so wirds still um euch."

Da bedenkt der Alt-Neutrale, daß er durch die Gnade des Bürgermeisters in den Rat der Zehn gekommen ist, daß er mit diesen Zehn zusammen zehnfach güldenen Rats pflegen darf, aber im übrigen in die Entschließungen des Bürgermeisters nichts hineinzureden hat. Bedarf es also nur einer mißgünstigen Handbewegung des obersten Hausherrn in der Familie von nicht vierhundert, um aus der Ratsstube die Tür ins Freie zu öffnen. Und so die zehn in ihren Ratsbefugnissen. Beschränkt sich demnach der Alte vom Berg darauf, die pure Tatsache zu entfalten, nämlich eine Aachener Zeitung. Nimm und lies! Notschrei! Unhaltbare Zustände! Preußen, Belgien zu Hilfe! „Da nun die janze Lajende schon in der Zeitung ist —."

Behäbig sagt da der Bürgermeister: „Haben wir öfters so gehabt. Wird dementiert, und dann ist die Öffentlichkeit froh, daß es aus der Welt geschafft ist."

„Aber die Hornisse!" sagt ein Mann im strengen Brummbaß hinter dem Fischer. Da dreht der sich nicht um, denn ein großer und breiter Schatten fällt über ihn hin, und er weiß nun, der Mann ist bedächtig zwischen den stillen Seen hergekommen, hat hinter ihm gestanden, überragend. Und sein Königsbart flattert.

„König Baum," spricht der Bürgermeister, „Ihr

habt ja auch einmal regiert und seid auch nicht anders weiter gekommen, als auf Euren Absätzen."

Er hat diesen großen, ehernen Mann ein paar Jahre als Beigeordneten auf dem Amt gehabt — und das vergessen sie sich nicht. Und dieser große, eherne Mann hat einmal drei Tage stellvertretend regiert; aber darüber spricht man nur im heimlichen Gelächter in den Wirtsstuben.

König Baum steht würdig und monumental: „Ich habe links herum regiert, S i e rechts herum. Das war der Unterschied." Wobei man sich denn vorstellen muß, daß Belgien links liegt, Preußen rechts.

Da blitzt die Angelschnur hoch wie ein Messerwurf. „Herr Baum, Sie regieren heute noch — mit Redensarten — das ist gefährlich."

Nun lehnt Baum auf seinem Stock, daß dessen Spitze in das morsche Brett einbricht. „Ja, Herr Bürgermeister, so regieren wir beide trotzdem noch immer zusammen — links herum — rechts herum!" Wie Messerschneiden, die aufeinanderwetzen, so klingts.

Während er noch spricht, hallen Schritte auf dem Wiesenweg. Leute aus dem „Sarg" kommen mit Milchkübeln, greifen schon von weitem des Alten Gerede auf. Jawoll! Buben alle heimgeschickt! Dem Lehrer seis nun selber schlecht geworden! Zweihundert Kinder in einem Raum für nur fünfzig! Nette Wirtschaft!

Der Alte vom Berg sagt bloß: „Da haben wirs!",

und schleicht heim und will seine Kindlein sammeln als Zeugen.

Ein Land für alle Schandtaten würde jetzt das Neutrale, sagt einer hollandsch. Mault ihn aber gleich ein anderer an, ein Belgier von der neutralen Straße. Hat eine geläufige Zunge und ein ungeheures Zahlengedächtnis. Macht in den deutsch-belgischen Dörfern Propaganda für die französische Liga. Sagt so: „Ihr Holländer stellt im Neutralen eine Gruppe von zweihundertundvier Eingewanderten, rangiert demnach in dritter Linie.“

Nanu, wenns auf die Zahl ankäm! — Es käm auf die Zahl an! Belgien dominiert in der Einwanderung mit der Zahl achthundertzweiundfünfzig. — Ob eine Zahl dominiere? Der Einfluß dominiert. — Oho, dann sei Preußen Trumpf! — Oho, wieso? — Weil es durch sein preußisches Regiment im Neutralen drangsaliere? Belgien sei loyaler!

Nun marschiert auch ein Trupp Schützen der St.-Barbara- und St.-Sebastian-Gilde aus der Arbeiterschaft der vieille montagne an. Ihre Federhüte wehen, ihre Röcke blinken. Verbandsfest!

Sie sammelten sich am Berg an und haben schon den Frühschoppen genommen, und es wird ein lautes und heftiges Geschwätz an den stillen Seen.

Wieder ruckt der Bürgermeister die Angelrute auf — zt!, schneidet die glasblanke Wasserfläche mitten durch, und sein Blick fliegt zum Angelhaken — nichts! Das Geschrei der Menschen verdirbt ihm den Fisch-

fang. Er schraubt den Angelstock los, steht und möchte etwas sagen. Da verstummen sie und sind der Ansicht, es sei höchste Zeit, daß er rede.

„Ja, nun habt ihr glücklich wieder das Lokale ins Politische hinübergemauschelt. Wegen einer Schulüberfüllung wird kein Land geteilt, verlaßt euch drauf. Der alte Berg ist nun ausgeschöpft wie 'ne leere Zigarrenkiste. Und um den Berg ging doch ursprünglich der ganze Grenzstreit zwischen Belgien und Preußen. Was ist denn der Lappen Land ohne das Bergwerk? Hats denn dann noch eine völkerrechtliche Bedeutung? Jetzt wird auch in anderen preußischen Provinzen Galmei gewonnen, so in Oberschlesien. Nun also! Das Hindernis in der Grenzregulierung ist weggeräumt. Darum en avant!"

Wirft seine Angelrute über die Schulter, nimmt sein Eimerchen, machts schnell und hastig wie einer in Zorn oder in Verlegenheit, oder wie einer, auf den zu Hause das Frühstück wartet. Ihm nach surrt das Geknurr: „Es ist klar, er will uns prüffifizieren."

Der Alt-Neutrale! „Er hats eilig. Macht ihm Platz", ruft der Propagand und beschattet die Augen.

Nun rücken und drücken sie auseinander und sehen, daß der Alte mit zwei Kindlein daherkommt, eins im roten Wollmützchen und dito Strümpfen und eins im blauen Schürzchen. Sie trippeln, sie keuchen, der Alte, die Jungen, sie schlucken und würgen an einem großen Erlebnis.

In hilfloser Güte spricht der Alte: „Da haben

mers!", und schnauft, und seine Lippen fächeln in den fast zahnlosen Mund: „Der Lehrer hat sich was jeholt in die Schule, was Ekliges auf der Brustkasten, und dann hat er jesagt, drei Deibel kriegt'n nich mehr in das Lokal hinein, bis Remedur geschafft ist. Vor den Rengern hat er's jesagt. Hüpp Noëlchen, was hat er jesagt zu üch?"

Packt mit Altmänner-Umständlichkeit den Knaben auf und hebt ihn auf die Schulter. Jetzt soll er reden. Und wie man am Phonographen die Feder rückt, hüpp!

Der Knabe krallt die Hand in den Haarbusch des Alten. Das Volk und seine lauten Reden schrecken ihn. In seinen Gedanken stehen die Eindrücke, die er empfängt, ins Ungeheuerliche vergrößert. Er fühlt das Geschaute in der Vervielfältigung seiner stets schwankenden Umrisse. Das Schreckhafte wirft gräßliche Formen in ihn, es wird in seine zitternde Seele gepeitscht. Die Menschen unter ihm, die mit zornigen Gesichtern reden, erscheinen ihm furchtbar und mit breiten Mäulern, und er denkt an die Frösche in seinem Bilderbuch, die im Mondschein mit Hängebäuchen stehen und nach Luft schnappen. Weil er aber stumm und still sitzt, schüttelt ihn der Alte im enttäuschten Stolz des Großvaters.

Aber da spricht schon Rosmarin aus der Tiefe und dem Dunst der Menge. Und spricht so wunderbar klar und sicher und doch mit hämmernden Herzschlägen. Noël guckelt zu ihr hinunter. Warum hat sie die Furcht nicht, die ihm die Stimme zerquetscht, wenn die Menschen zu ihm kommen? Fürchtet sie

die Menschen nicht? Er fürchtet alle Menschen. Nicht ihre Gesichter schrecken ihn, nicht ihre Gebärden, sondern ihre Stimmen, die vielfältigen, die mannigfachen, die rauhen und hellen oder die leisen, die wie Schakale schleichen, am meisten die leisen. Er schließt dann erschreckt die Augen und wartet, ob ihm etwas Fürchterliches kommt. Die vielen Stimmen, die für ihn keine Gesichter haben und darum so schreckhaft nahe seiner ängstlichen Kinderseele kommen. Und weil ers nicht weiß und nur fühlt, wie es ist, ists darum so heimlich furchtbar für ihn.

Aber nun steht Rosmarin mitten unter horchenden Männern und redet furchtlos. O, wie sie klein ist und mit langen Haaren! O, wie eine Hexe! Jawohl, jawohl, wie eine Hexe! Vielleicht wird er sie jetzt auch fürchten. Er wird sie gewiß fürchten. Zuckt zusammen. Der Alt-Neutrale holt ihn herunter. Wenn er nicht schwätzen will, braucht er nicht droben zu sitzen. Einfältiger Jung! Stellt ihn mit unfreundlichem Stoße und mit gekränkter, harter Altenmiene neben Rosmarin. Die Kinder huschen zusammen, halten sich mit festgekrampften Händen. Der Menschentrupp um sie drängt, zwängt, schiebt sie. Wie Blüten, die auf dem Bachgrunde schaukeln. Dann wird Luft und Licht um sie. Das Gewühl zerteilt sich, zerläuft um den Steg. Aber auf dem Steg bleibt ein Mann stehen, ein einzelner, schwenkt die Arme. Der Propagand. Und mit diesen schwenkenden Armen möchte er das zerlaufende Gewühl aufschöpfen. Und mit dieser Stimme möchte er das

verhallende Gemurre zwischen den stillen Seen zum lauten Echo wiedererwecken. „Compatriotes!"

Aber in der Sonnflut auf dem Steg taucht ein zweiter Schatten auf. Der Alte vom Berg wuchtet hinauf. Seine Augen leuchten in Zorn und Tränen.

„Ich bin ein alter Mann, und meine Knochen sind neutral jewachsen, und ich bin auf meinen neutralen Knochen immer bis dato jut voranjekommen. Nun wollt Ihr, daß ich mich umändere, ich soll ein anderes Jesicht uffsetzen, ich soll womöglich in einen anderen Rock hineingepreßt werden. Und — ich hätt jewiß jedacht, bis zu meinem Lebensend — könnt ich bleiwen — wies mich lieb war — und wie es doch immer jut jejangen ist — nu fast hundert Jahre — und nu mit einem Male solls nich mehr jut sein —." Schnuffelt seine Tränen zurück, und Noël und Rosmarin schmiegen sich an seine Knie und weinen mit. Und nur die Sonne lacht.

König Baum tritt zu dem Alten voll tiefen brummigen Mitgefühls, so wie starke Männer schwache bei einer Leiche trösten. „Lieber Mann, nu wollen wir nicht flennen, gelt, nu wollen wir uns hübsch unserer Haut wehren. Unsere Haut soll gegerbt werden, da kommts drauf an, wen wir uns als Gerber bestellen. Wir sehen Euch jetzt weinen, und Ihr seid nicht der einzige, der weinen wird. Und darum meine ich, müßte unsere Devise so sein." Stößt seinen gewaltigen Baß zu einem ganzen Orgelakkord auf: „Neutral zunächst! Belgien vielleicht! Preußen niemals!"

Sein gewaltiger Ruf donnert über alle Köpfe hin. Und da schrillt ihm die zitternde Altenstimme hinein: „Neutral auf immerdar!“

Und vom Steg flüchtet der Schatten des Alten vom Berge. Und es lösen sich viele Schatten los, folgen ihm. Neutral auf immerdar!

Sie ziehen heimwärts auf der neutralen Straße.

Schweigend stehen noch die übrigen. Da sehen sie König Baum mit schweren Schritten den See entlang gehen und sehen, daß er nicht aufrecht geht und sehr gedankenvoll. Da sind sie aufgestoßen und folgen ihm nach. Ihre Stimmen vergrollen weit zwischen den stillen Seen. Neutral zunächst! Belgisch vielleicht! Preußen niemals! Und so dreifarbig wird nun das neutrale Land.

Eine nahe Quelle lacht in leisem Murmeln. Vögel gleiten darüber hin und trinken im Fluge. Es wird eine milde Stille. Hoch im Blauen stehen die Waldhöhen.

Rosmarin und Noël kauern noch am Steg. Rosmarin flüstert grauselig: „Jetzt gibts Krieg!“ Freut sich. Krieg oder Kirmeß, für sie sinds einerlei Begriffe.

Noël macht weite Augen, höhlt den Mund, denn er wird was Furchtbares sagen: „Da werden sie mal alle tot werden!“

„Werden sie auch die Kenger tot machen, Nojechen?“

Er denkt nach. Sein Gesicht zerknittert sich, so denkt er nach. „Neä. Denn die Kengerchen sind

von lieben Gott, und darum müssen die Eltern sie verstecken."

„Wohin, Nojechen? In der Bach, Nojechen?"

„Neä. Weil man kann ja doch in der Bach hinuntersehen." Und dann wirren seine Blicke auf der Suche nach einem Gedanken. Da er ihn gefunden hat, leuchtet in heller Freude sein Gesicht.

„Die Eltern müssen uns in den Brunnen verstecken, wie Josef von seinen Brüdern, und der liebe Gott läßt dann kein Wasser drin sein."

„Werde mir auch esse, Nojechen?"

Das weiß er nicht und antwortet nicht. Rosmarin, der diese Frage sehr nahe geht, drängt und will wissen. Da läuft Noël von ihr fort, denn es quält ihn, wenn sie nun weiß, daß er keine Antwort geben kann. Sie setzt ihm nach, mit schwarzflatternden Haaren. Hinter ihm her, mit zornzuckendem Mündchen, mit großer Empörung. Und da sie kein Schimpfwort schlimm genug für ihn weiß, schreit sie: „Judas."

Da werden die stillen Seen noch stiller und so, als ob ein Totes auf sie gefallen sei.

Und im Schilf lauert noch der Kinderschrei: „Judas!"

Und es ist so, als sei jetzt immer zwischen den Seen ein heimlich lauerndes Echo im Schilf: Judas!

Wo ein Drehrad in eine Weidwiese führt, steht der Schannes und denkt, er wird das laufende Mädchen abfangen. Breitbeinig steht er. Die geflickten Hosen strippen ihm über die Waden hinauf. An

seinen Füßen schlappen die Zeugpantoffeln, die nicht für sein Schuhmaß sind. Er muß warten, bis man ihm Schuhe schenkt. Und barhäuptig ist er. Ein Wald- und Wiesenkerl. Und gesund.

Rosmarin möchte an dem großen Buben vorüber wie an einem bissigen Hunde. Und wie man gefürchtete Hunde durch hingeworfene Bissen besänftigt, so möchte sie ihm Freundliches antun. Denkt also, daß man großen Buben sehr schmeichelt, wenn man sie für gescheit hält.

Fragt: „Werds Krieg geben, Schannes?"

Er steht mitten zwischen zwei Speichen. Wenn er gegen das Rad drückt und es sich weiter dreht, ist er aus den Speichen heraus und bei ihr. Man trifft diese Vorrichtung in den Weidwiesen, damit das Vieh nicht entweicht, die Menschen aber bequem durchkommen können.

Schannes bleibt noch in den Speichen, balanciert. „Jawoll jibts Krieg; und was för 'n. Der Jan Rapper werd Jeneral von das neutrale Schlachtheer."

„O du!" lacht Rosmarin wissend, „der Jan Rapper ist üwer die Grenz und därf net mehr wiederkommen."

Nun tritt Schannes aus den Speichen heraus, wühlt die Hände in die Hosentaschen, steht gebückt wie zum Sprung. „Dumm Schütt, du! Weißt doch nix. Ich weiß wat! Ich weiß alles. Woll! Ich weiß, daß der Jan Rapper Nacht för Nacht bei der Karling, was jetzt Konzertsängerin im Estaminet

ist, jeschlichen kommt, und tagsüber ist er in Gemmenich oder in Aachen. Aber der Jan Rapper sagt, wenn ichs sage, schlägt er mich kapott, also schlag ich dich kapott, wenn du es sagst.“

Rosmarin buckelt schmeichlerisch wie ein nicht nur listiges, sondern auch treuherziges Angorakätzchen heran. „Schannes, weeßte, du kannst dich dann in unsern Brunnen verstecken.“

Schannes drückt den Leib heraus, sieht sie von oben herunter an. Ein Vagabundengentleman en miniature. „Ich verstecken mir nich. Ich kämpfe!“

Huh, er kämpft! Huh, er ist aber einer! Ein Großer, ein Gewaltiger. Sie sieht nach Noël zurück. Der steht hinter der Hecke, drückt sich in die Dornen. O der!

Schannes sagt: „Halt dir also mit mich, ich kämpf mit den Indianers.“

Da schleicht Rosmarinchen ein Schrittchen und zwei auf ihn zu. Er ist wahrhaftig ein großer und gewaltiger Jung. „Bei die Indianers schält man sich die Kopfhaut av und hängt sie an den Jürtel; dann ist man ein Jeneral und wohnt in Amerika. Und siehste, för die Reise nach Amerika spare ich mich das ville Jeld.“

Da schleicht Rosmarin noch ein Schrittchen und zwei auf ihn zu.

„Das Karling sucht nach das Jeld wie 'n Deiwel nach 'ner ärmen Seel, aberst es finds nich, es ist im Strumpf, und der Strumpf ist in einer Jegend, wo ich es nich sagen tu. Wenn ich dann die Indianers

jemordet habe, komm ich mal widder ins Neutrale und lasse mir ankiecken."

Da steht Rosmarin dicht bei ihm und häkelt ihre Hand in seine, und ihre Blicke flimmern nach der Hecke zurück. O der!

„Soll ich dir aufm Buckel tragen?" fragt Schannes herablassend.

„Aber nich in den Bach!"

Er plumpst auf die Knie nieder, und sie hängt auf seinem Rücken. Ihre Beinchen faßt er und schwankt auf. „Käs! Käs! Käs!" schreit er, „wer will kaufen gute Käs, der schneid sich hinten en Stück av."

Und hupft und stapft und springt und tanzt. Und Rosmarin kräht und lacht und juchzt. Nun ist der frechste Bub im ganzen Land ihr Pferdchen, juh! Nun ist er König und sie Frau Königin. Juh, juh! schallts und hallts im Wiesental. Und da sind sie verschwunden längs der neutralen Straße.

Hinter ihnen her über die Wiese kriecht auf allen Vieren der Knabe Noël. Wenn er jetzt schnell kriecht und wie ein Frosch hüpft — huppla, huppla! und dem Schannes ans Bein greift und zerrt — huppla, huppla! Dann liegen sie zweie im Gras und lachen nicht mehr.

Und sitzt dann im Gras, ganz still im geheimen Mut. Seine Gedanken sind wild und kräftig wie geballte Fäuste. Aber sie schlagen nicht drein, die gewaltigen und schlimmen. Sie werden den frechen, kühnen Schannes nicht schlagen. Und wenn der auch die Rosmarin von ihm fortträgt, weit von ihm fort.

Und durch den sonnblanken Himmel flog ein Licht. — Unmerklich war ein seidener Gedanke im Gewebe der Zukunft. —

In der Weidwiese brummen die Kühe, die schwarzfleckigen und braunen. In den Buchenhecken ein Rascheln, man weiß nicht wo und wie, und man weiß nur, daß etwas ist in den Buchenhecken. Die Kühe heben das triefende Maul, käuen nicht mehr. Glotzen und stieren. Die Hornköpfe schwenken und stoßen, und ganz plötzlich! — Was ist das? — Ihre Schwänze schlagen, wölben sich steif in der Luft. Mit Gebrüll und weiten Sprüngen jagen sie über die Wiese.

Hais la! Aus den Buchenhecken ein Kopf, ein ganz fürchterlicher mit hoher schwarzer, dräuender Bärenmütze. Und noch einer. Schnauzbärte und furchtbare Gesichter. Lederzeug und Waffen blinken. Belgische Gendarmerie. Husch, trabtrab über die Wiese. Dem Knaben winken sie, pfeifen sie. Der sitzt erstarrt. Er wird sterben, wenn sie ihn anfassen. „Hais la, mon vieux! St, st! Nicht schreien!“ Wem die Prärie hier gehöre, dem Jan Rapper, hein? Wer sie denn jetzt versorge, hein?

Da sagt Noël schnell und zitternd: „Er schläft nachts beim Karlingchen, und tagsüber ist er in Gemmenich und Aachen, und dann ist er futt in Wien.“

Und dann schlüpfen die Gendarmen wieder in die Buchenhecken. Eine Schwarzdrossel singt über ihnen in den schwankenden Ästchen.

Noch sitzt der Jung und macht weite vergeisterte

Augen. — Horcht, ob da noch etwas raschele in den Hecken. Es ist alles still, und nur am äußersten Gelände der Wiese stehen mit schwabbernden Hängebäuchen und langgestreckten Hälsen die Kühe und stoßen den keuchenden Atem, der in einem heiseren Gebrüll endet. Der Junge rafft sich auf, läuft, läuft, stürzt, läuft, die Böschung zur neutralen Straße hinauf, läuft wirr, läuft nicht zum grauen Haus rechts, sondern links ab nach Altenberg, o, ganz wirr, als müßt' er noch zum früheren Bäckerhaus vis-a-vis dem „Sarg“ und müßt noch da- und dorthin, und jedenfalls weit aus dem Bereich der Weidwiese und den lebendig gewordenen Buchenhecken. Die Landstraße ist fußhoch mit schlammgrauem Staub bedeckt. Auto, Velo, Motor sausen vorüber, wirbeln dichte Wolken auf. Es ist eine belebte und lärmende Straße. Karren knarren mit schwerer Fracht vorbei, zwischendurch Arbeiter, berußt und schlapp, Frauen, knochig und mit verlederter Haut. Herbe Menschen im Joche der Arbeit. Trippeltrappel, unter ihnen das scheue Knäblein, schickt allen seine freundlichen und teilnehmenden Blicke nach, allen, allen, allen. Aber wenn die Menschenblicke es treffen, schrickts zusammen, läuft, läuft. Da ists schon am Galmeiwerk, linkerhand die Bureaus. Vater Wetz sagte: „Wenn wir ihn mäl in den Bureaus unterbringen könnten.“

Rechterhand das verstaubte, schmutzige und düstere Fabrikgebäude. In den Außenbassins im Boden wallt und schlampft die breiige Zinkmasse,

schwillt wie verrührter Schaum. Hochauf der Riesenkran, befördert den Stoff zur Höhe hinauf, wo das Bähnchen im Geleise steht und die Masse weiterexpediert.

Und auch rechts, also hinter der Fabrik, die Straße zur Emmaburg. Aufgebaut in den glorreichen Spuren Karls des Großen. Wenn man im Neutralen Märlein erzählt, ists allemal der liebliche Roman der kaiserlichen Lieblingstochter Emma und ihres lieben Liebsten Eginhard, des Geheimschreibers. Wenn die Abendlüfte durch die Wälder rispeln, solls ein Minnelied sein, das da noch aus tiefen Gründen aufgestöbert wird und viele Jahrhunderte lang gesungen hat und viele Jahrhunderte lang noch singen wird von der Liebe Lust, Leid, Seligkeit und Frauenwitz und -list. Wenn man dies Tönen und Zimbeln hört, nennt mans das Emmalied.

Der Knabe Noël ist über Mittag in Altenberg geblieben. Ein Moblettenkind hat ihn bei der Hand genommen und an des Hauses Mittagstisch geführt. „Kôm, eß met uns!“ Man merkts nicht am Moblettentisch, ob da einer mehr in der Schar und vor der Schüssel sitzt. Die große geschäftige Frau merkts nicht, wenn sie nicht zählt.

Ja, so eine helle Freude ists den Moblettenkindern. Als sie gegessen haben, fällt von draußen her ein Schatten aufs Fenster, ein Arm reckt herein — und da liegts: ein Flugblatt, ein Traktätchen der Pfingstleute.

Der Mann Moblette sagt: „Er wird mal irgendwo totgehauen.“

Die Mobletten sagt im Geschirrklappern vom Spülstein her: „Die ‚Heuschrecken‘ hat er nu wie jecke Hinkel jemacht, Jungenredner vons Heilig Geist. Achottachottachott, das hat uns hierzuland jrad noch jefehlt.“

Spricht Moblette: „Aber tot machen sie ihn noch mal.“

„Warom, Modder?“ fragt ein Moblettenkind.

„Ja, weil er för den lieven Heiland sterben möcht.“

„Möchtst du för den lieven Heiland sterben?“ fragt das Moblettenkind den Knaben Noel. Er steht und wartet, was ihm einfallen wird. Er fürchtet sich sehr zu sterben, darum kann er nicht gleich wissen, ob er für Christus sterben möchte. Da aber alle Moblettenkinder um ihn bereitwilligst und ohne Nachdenken mit den Köpfen nicken und aus der Schule her wissen, daß man Leib und Leben, Gut und Blut, Vater und Mutter, Geld und Welt und alles für Gott hergeben muß, ist er sehr beschämt, daß er der einzige unter ihnen ist, der nicht eifrig steht und mit dem Kopfe nickt. Jetzt möchte er hinaus und heim und davon und möchte von den Moblettenkindern fort, die da erzählen, er will nicht für Christus sterben. Darum sagt er, das Essen sei schlecht gewesen, und dann werfen sie ihn hinaus.

Draußen im Gäßchen hocken feiernde Arbeiter der Galmeiwerke vor den Türen oder sammeln sich vor dem Werk an. Oder stehen in den Hohlweg hinein, der die nach der Emmaburg führende Straße durchschneidet und zum alten Kasino und dem großen,

stillen, pittoresk verwunschenen Weiher leitet. Stehen und liegen im Schatten der waldigen Anhöhe. Wo da in die Hügelwand und in den Einsamkeitswinkel eingebettet das Veteranendenkmal steht. Ein breitästiger Baum und ein paar übermooste Steine rundum, umwuchert wie eine Urwaldstätte. Leichensteine, die an scheubetretenen Pfaden stehen. Inmitten auf einer Platte die Inschrift: „Dem Andenken an die ruhmvollen Kriege 70/71 und seinen tapferen Streitern von Preußisch Moresnet errichtet am 22. März 1877."

Darunter der wehmütige Siegerspruch der Daheimgebliebenen: „Es ist Frühling geworden im deutschen Vaterland." Auf dieser Inschrift hockt der Braunschweiger und spuckt über die Felsblöcke hin den Tabakssaft aus. Drüben, ein paar Steinwürfe in die neutrale Straße zurück, rattert ein Herrschaftswagen vors Hasardkasino, nein, quer in die Lindenstraße und diskret ans Hinterhaus, dann sagt man, daß es Aachener sind. Geheime Gäste. Pardon! Aachen ist eine solide Stadt und hat kein Ballett. Der Braunschweiger sitzt faul und mit dumpfigem Lachen, den schläfrigen und von der Sonne geheizten Kopf vornübergeworfen, macht rüpelhafte Anspielungen auf die Fremden. Sackerdütz, was sich da rund spricht aus dem Hasardkasino. Schwirrende, gleißende, sengende Gerüchte, lüsterne Anekdötlein des Spiels — hui! Brennt da am alten Berg die kleine intime Hölle. Hei wei! Klein-Monako am alten Zinkberg. Es schwirrt in der Luft von Flüstern

und Winken und einem Odör — na, von 'nem Odör — — Der Braunschweiger spuckt wieder über die Felsblöcke. Man soll mal den Bambusch absuchen. Vielleicht hängt einer noch dort. Kob Wetz hat dessen feine Kutsche angesteigert. Gelt, Jung, dein Vadder hat se gesteigert? — Ja, nickt der Jung und steht und horcht, und als sie weiter reden, steht er mitten unter ihnen, legt die Hände auf den Rücken und hat alte Blicke wie sie.

Das Gespräch geht mühsam, einige schlafen. Die Sonne brennt Dunstschwaden aus dem feuchten Grund.

Bumbum! dumpfts da auf in den glitzerblanken Mittag. Die Kinder springen aus den Häusern. Die Katzeköpp jonn los! Hei, Katzeköpp! Bumbum! Und es klingt fast fürchterlich. Böllerschüsse, Katzeköpp, Fahnen, Musik, Schrumbidibum! Achtung! Die Barbara und Sebastianschützen! Eins, zwei, tripp, trapp, marsch! Die Wimpel schwenken an den Häusern, schwarzweißrot und schwarzgelbrot, auch solche mit den Wappen beider Länder und mit Lorbeerzweigen umgeben; auch solche mit Hammer und Schlägel und drei Sternen, das Zeichen der Bergwerksgenossenschaft. Die Kränze rascheln. Medaillen auf der Männerbrust. Achtung! Kriegerverein schlipp, schlapp! Schrumbidibum! Zwei Zylinder neben der Fahne. Rote Schärpen, Ehrfurcht und feierliche Ergriffenheit. Und am Schießplatz eine einzige Bude. Zuckerpfeifchen, Aachener Mutzen, bunte Taschentücher mit Seiner Majestät

Bildnis. Bataillon — halt! Kameraden usw. Hurra! Hurra! Hurra! Bumbum. Es ist just am Mittwoch, und das ist immer ein belebter Tag. Es ist Wallfahrtstag nach dem Bild in der Eiche. Prozessionen ziehen kreuz und quer durch die Felder. Die Schenken sind überfüllt, der Kaffee duftet. Und dann nimmt man per Gelegenheit die Spielbank mit. Das sind die Harmlosen, die draußen vor dem Hasardhotel hinter den Lorbeerspalieren sitzen, eine Kleinigkeit trinken, die Wagen und Autos zählen und jeden Augenblick erwarten, daß ein Selbstmord geschieht. Von der Spielbank haben sie bloß die Fenster von draußen angesehen. Aber es ist ihnen sehr unheimlich. Und in den staubigen Sträßchen scheints ihnen auch nicht geheuer zu sein, trotzdem dörflich-festlich die Leute wandern. Sprachen schwirren: Französisch, Italienisch, Hollandsch, auch Russisch. Und die Physiognomien! Es sind doch gewiß auch Zuchthäusler darunter. Und dann die Grenzläufer von drei Herren Ländern! Ach Gott! wie furchtbar interessant!

Als um sechs Uhr die Werke schließen, wird's beängstigend in den Sträßchen. Allüberall Dunkelheit, nur die Lichtkreise vor den Wirtschaften. Zur Aufbesserung der Finanzen hat die Gemeinde ihre Laternen entfernen lassen und läßt die zahlreichen Schenken leuchten. Ja, und nun ziehen die internationalen Kerle mit erhitzten Köpfen durch Neutral, und vorsichtige Leute weichen ihnen aus. Und verrammeln die Häuser, wo immer die deutschen und

französischen und holländischen Gassenhauer aufbrüllen.

Einer weicht nicht aus und meint im Gegenteil, er müßt ihnen im Wege stehn und splitterndes Flüstern in ihr Gesicht werfen. Jesus wird kommen! Um ihn ein paar Heuschrecken. In des siegenden Jesu Namen voran! Gefährlich und stumm lassen die Arbeiter die Pfingstleute anrücken. Und dann fassen sie ihn. Gefährlich und stumm wird im Schutze der Dunkelheit ein Handgemenge. Und im Schutze dieser Dunkelheit wird das Verbrechen. Als der Mann starr liegt, verschleppen sie ihn. Sie tragen ihn durch Gärten und über struppige Hügel und eine Einsenkung hinunter zur Veteranenschlucht. Der Abend lauert dort in der Stille und dem Grasdunst.

Als die Männer den Stummen dort niedergelegt haben, gehen sie den Pfad hinüber zum Bootshäuschen des Weihers und reinigen sich. Hinter ihnen her stampft Schannes.

„Het 'nen Kerzenstumpf. Kiekt nu, ob Uhr kein Blut an den Lappen habt."

Der Braunschweiger wispert einen Auftrag: Er soll mal seinen Stecken im Gäßchen suchen, der sei entzweigehauen, die Stücke dürfe man nicht finden. Schannes läuft. Im Gäßchen sucht er, und es ist dort totenstill geworden. Aber man hört noch etwas. Was? Ein Schluchzen, — einen ängstlichen Ruf. —

„Is hei jemand?" fragt Schannes.

„Joe." „Wo?" „Hier, hinterm Regenfaß." Ein Kind, ein Jung, wer denn?

„Zapperdiblüß, das Nojechen, was tust du denn so gottesjämmerlich krieschen?“

„Mein Mödderchen möcht, daß du helfen kommst. Die Schützen machen Konzert bei uns.“

„No, daför brauchst doch net zu krieschen.“

„Neä, daför net.“

„Woför denn?“

Stoßweise und zitternd kommts aus der geschüttelten Brust: „Es sind schleächte Menschen.“

„Ja so,“ macht Schannes, „was bist du doch’n jecke Jubbel! Wenn du dein Lebenlang immer üwer schleächte Menschen krieschen willst, sind dir deine beeden Augen bald ausjeloffen. Joe, was will dein Mödderchen? Servieren soll ich? Exküs, so schnell fluppt dat nich, da muß ich mir erst in meine Kellnerbux werfen. Na, adie, du kuriös Mannsleut.“ Und fort, es winkt Verdienst. Mag also der Stecken des Braunschweigers liegen, wo er will.

Noël geht ihm nach, will auf ihn warten. Da ruft Schannes, als der Knabe schon eine Straße hinter ihm her ist: „Net in den Weiherweg!“

Aber Noël geht in den Weiherweg. Mit gewichtigen Knabenschrittchen geht er, da wo er vor einigen Stunden in der Mittagspause bei den Arbeitern der vieille montagne stand, da, wo die Veteranenschlucht ist. Was sieht er? Er sieht nichts. Wars ein Geräusch? An den Blöcken. Es bewegt sich am Boden. Ein Hund. Nein. Was? Ein – leiver allmächtiger Gott, ein Mensch, ein weißer, blutiger. Er stöhnt, er ruft den Knaben an. Der steht, schwitzt

Angst, betet, und dann möcht er weinen und dann möcht er zurücklaufen. Er springt auf den Pfad hügelauf, klimmt, klettert. Dann hört er wieder drunten herauf den schwachen Ruf. Er steht und sieht hinunter. Von Aachen her rötet sich im Widerschein der elektrischen Lichtflut der Himmel. Wölbt sich über der neutralen Finsternis. Zwischen dunklen Stämmen sieht Noël eines Menschen Schatten. Der wankt, schwankt, torkelt, steht. Der Schatten blutet, und er spricht: „Willst du mal zu mir kommen, Kind?“

Erfroren und leblos steht Noël. Er schluckt, er möchte schreien, aber der Atem fehlt ihm.

Und wieder spricht der Schatten: „Willst du mir nicht zeigen, wo ich mir das Blut abwaschen kann?“

Da ist die unsichtbare Hand von Noëls Halse und würgt ihn nicht mehr. Seine Stimme ist klar und bebt: „Es sind schleächte Menschen.“

Der blutende Mann sagt: „O nein, so schlecht sind diese Menschen nicht. Nicht einmal so schlecht wie die Juden, die Christus gekreuzigt haben. Siehst du, sie haben mich doch nicht totgeschlagen.“ Greift mit dem Arm aus, klammert sich an einen Baum. Ei, den könnte er fast umfällen.

„Neä,“ sagt Noel verwundert, „Ihr seid nicht tot. Soll ichs dem Schannes sagen?“

„Nur ja nicht. Ich werde es niemand sagen. Siehst du, Kind, ich werde, wenn ich geheilt bin, wieder zu diesen Armen gehen und solange von

Christus sprechen, bis sie mich anhören oder totschlagen."

Da bebt die scheu-ehrfürchtige Kinderstimme zu ihm her: „Kommt Ihr dann in den Himmel?"

„Ich bin schon im Himmel."

Mit kindfrommem Staunen sieht Noël zu ihm hin. Im Hintergrunde leuchtet der rotdämmerige Horizont. Es könnte schon der geöffnete Himmel sein. Der Mann beugt sich zu ihm herab, da tropft das Blut aus der Kopfwunde ins Gras. Er sieht dem Knaben ins Gesicht und spricht: „Wenn man glücklich ist, ist man schon im Himmel. Ich bin jetzt glücklich, weil ich leiden kann für die armen Menschen. Wenn ich nicht zu leiden hätte, würde ich mich mit Nadeln stechen und mir Weh antun, um dadurch glücklich zu sein im Herrn. Verstehst du das, Kind?"

Als er das fragt, wischt er mit der Hand über die Stirn hin und fängt den Blutstropfen auf, der am Auge vorbei auf die Wange rinnt. Die rote Linie leuchtet im fahlen Gesicht. Noël sieht starr darauf und sagt mit Flüstern und Zähneklappern: „Wenn ich groß bin, will ich für Christus leiden und sterben."

Der Mannsarm reckt herüber, schiebt den Knaben so, daß er in der helleren Lichtung der Bäume steht. Will ihn zu sich emporheben, daß er nahe, ganz nahe sein Gesicht sieht — ei, sieh, da könnte er umfallen mit dem Knaben. —

Nickt, sagt: „Ja, ich glaube, du wirst solch einer." Greift in die Tasche seines Rockes und holt eine

Bibel heraus. „Die letzte, die ich noch habe. Ich meinte nicht, daß ich sie einem Kinde geben müßte. Aber ich fühle, es ist so der Wille Gottes, es liegt eine Vorsehung darin. Da — behalte das Buch. Wenn du größer bist, lies fleißig darin und denke dann an den Mann, den sie beinahe totgeschlagen haben, und der darüber glücklich ist um Christi willen."

In den zitternden Knabenhänden liegt das Buch. Es ist feucht von roten, warmen Tropfen. Mit hastigen Fingerchen stopft es Noël in die Jackentasche ein, holt sein Taschentüchelchen heraus.

„Soll ich dich abputzen, Mann?"

Da sagt der nichts mehr und liegt mit dem Rücken gegen den Baum.

„Soll ich dich abputzen, Mann?"

Da knicken dessen Knie ein, und sein Kopf sinkt zur Brust.

„Soll ich dich abputzen, Mann?"

Da fällt der wuchtige Schatten über den Knaben und begräbt ihn.

Auf der neutralen Straße klingklang vorüber ziehen die Musiker der Schützen, viel Volk hintennach. Das gellende Pfeifen des Schannes schrillt hinein. In Sprüngen kommt er durch den Hohlweg zurück, stolpert — weggeschleudert raschelt etwas. Er bückt sich. Ein Kind der Straße ist immer in heller Erwartung, einen guten Fund zu machen. Ein Buch — sonst nichts? Aber blutig — huh! Jetzt erinnert er sich: dort haben sie das Bibelmannken hingelegt. Ein schneller Blick seitwärts.

Neä, er liegt nicht mehr dort. Ein spähender Blick seitwärts. Weiterhinauf liegt was. Was Kuriöses. Schnell hinauf und mal kieken. Aber da stürzt schon der Schannes wieder herunter mit einem brüllenden Schreckensschrei, reißt den Mund auf in wildem Entsetzen. Macht dann irr und wirr wieder kehrt, läuft zurück, will wieder den Hügel hinauf. Das Nojechen liegt doch darunter, das Nojechen liegt drunter! Brüllt auf wieder im Grausen, rennt in die neutrale Straße hinein, sagts den Leuten. Die Leute schupfen die Schulter, sie wollen in diese Sache nicht verwickelt sein. Das neutrale Land steht unter solch sonderbaren Gesetzen. Man hat seine paar Jahre Zuchthaus weg und weiß nicht wie. Nun trifft Schannes auf den Feldhüter. Der sammelt ein paar Leute vom Zoll um sich. Sie ziehen mit einer Laterne aus zur Veteranenschlucht. Sie finden zwei Stumme. Über ihnen im Baumgeäst streicht eine Eule hin. Die Eule mumpft ihren Schrei. Er ist wie eine Stimme, die spricht: „Da liegt einer und ist gestorben für Christus und ist glücklich, und einer liegt noch, der will sterben für Christus.“ Und stößt mit wildschlagenden Flügeln auf: „Blut! Blut! Blut!“

Seitdem ist der Blutschrei in der Veteranenschlucht, wenn die Dunkelheit heranschleicht.

Sie haben den Knaben unter der Leiche des Mannes vorgeholt, und er war erstarrt und seine Augen weit offen. Sie haben das Kinderkörperchen mit Franzbranntwein gerieben, und es blieb steif. Es

war kein Glied zu biegen, kein Fingerchen zu krümmen. So trugen sie ihn heim zu der guten Frau.

Schannes trabte hinter ihnen her, hielt etwas im Arm und wußte nicht was, und erst als sie am grauen Hause anlangen und das Konzert der Schützen schrillt, kommts ihm zum Bewußtsein: er hat eine blutige Bibel unter dem Arm. Er hat seine Lebenserfahrung nach Gaunerehrbegriffen gemacht, und die dulden nicht, daß man sich in heikler Sache mit blutigen Dingen belastet. Aus diesem Instinkt geht er und steckt die Bibel in eine Ofenröhre, die ausrangiert im Holzschuppen des grauen Hauses liegt.

In der Nacht, als das Konzert durchs Haus schrillt, wacht der Knabe aus seiner Bewußtlosigkeit auf. Die Magd läuft und holt die gute Frau.

Die gute Frau sagt: „Da hätt' uns' Nojechen aber lang geträumt, jelt?"

Noël sagt: „Ich han Hunger."

Da kommt auch der Alt-Neutrale herein, bringts Rosmarinchen auf dem Arm.

„Häste ausjeschlafen, Nojechen?" rufts Rosmarinchen,

Noël fragt: „Han ich jeschlafen?" Sie sagen alle, ja, er hätte geschlafen.

Dann steckt der Alte das Rosmarinchen zu ihm ins Bett. Die gute Frau beginnt: „Im Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes." 's Nojechen wird jetzt wieder schlafen mit dem Rosmarinchen, joe, joe.

Die gute Frau hat nicht viel Zeit. Konzert im

Haus. Im Namen des Vaters. — Groß und andächtig schlägt sie das Kreuz. Die Kindlein tuns auch, der Alte vom Berg auch. Glaube, Hoffnung, Liebe.

Liebe: „O mein Gott und Herr, ich liebe dich von ganzem Herzen, mit allen meinen Kräften, weil du das höchste und schönste Gut bist, welches einer unendlichen Liebe würdig ist. In dieser Liebe will ich leben und sterben. O Herr, entzünde meine Liebe."

Da sind Noëls helle Augen wach und er spricht: „Wärom, Mödderche, wenn ich ihn nich kennen. Ich kenn ihm ja nich, ich habn nie gesehn, ich kann ihn doch nicht lieb han, Mödderche, wenn ich ihm nich kenne, ich kann dann doch nicht für ihn leiden und sterben, Mödderchen, wenn ich ihm nich kenne."

Und schweigt wie erschrocken. Seine Wangen glühen. Der blutende Mann steht neben ihm, sein Schatten spricht — vielleicht träumt er noch. Rosmarin bäumt zurück, reißt die betend gefalteten Hände auseinander — klatsch! auf des Knaben dünnhaarigen Kopf. Und entrüstet: „Man muß ihn aber lieben, jelt, Mödderche?"

Mutter Wetzen betet ununterbrochen und unbekümmert weiter, setzt Rosmarinchen wieder in Ordnung, stößt beiden die Köpfe in erbauliche Pose nieder. Über diesen devot gesenkten Kinderköpfchen sagt sie mit Händefalten: „Wenn du zehn Jahr älter wärst, Nosechen, wärs eine Blasphemie. — Und nu weiter im Text. Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir anbefohlen sein — — — — — — — — — —"

Dann steht der Alt-Neutrale hinter ihr: „Der Jung schläft schon widder.“

Die gute Frau flüstert: „Haste die Blasphemie jehört? Mich ist es so, als hätt er durch die Jeschicht am Verstand Not jelitten.“

Der Alte steht am Bettchen, lange und nachdenklich steht er. Die gute Frau rafft noch einiges zusammen und schickt sich an, hinauszugehen.

Da hört sie den Alten sagen: „Gut oder schlimm! Den Mittelweg geht der nich.“

„Dann jebs Gott — zum Guten!“

Sagt so und geht hinaus. Der Alte nimmt die Kerze. Das Scheinchen wirrt in phantastischen Formen an den Wänden hinauf.

„Gebs Gott!“ Und geht auch hinaus. Der Kinderatem weht durch die dunkle Stube. — — —

Der Totengeruch war im Land. Er hing in den Häusern und Seelen. Die Luft in den Wiesentälern war voll davon. Und von den vielerlei Ereignissen geschüttelt pochte der Puls der neutralen Erde.

Von Gerichts wegen sprach man von einem Fall, einem verzwickten Fall, einem außerordentlich kniffflichen Fall. Das ist so: Straftaten in Neutral-Moresnet kommen in Aachen zur Aburteilung. So hat in strafrechtlicher Beziehung und für deutsche Reichsangehörige Neutral-Moresnet als einen Gebietsteil Preußens zu gelten. Sollte man meinen: unterliege es auch deutscher Rechtsprechung. Freund, deine Meinung ist falsch. Drakonisch kommt dir das Gesetz hierzulande. Man sagt, wenn man den Täter

fängt, stellt man ihn an den Pranger und verschickt ihn zur Zwangsarbeit. Sagen dann Wissende: gibts nicht mehr! — Aber die es besser wissen, als die Wissenden, sprechen vom Code Napoléon, der in der Fassung von 1814 zivilrechtlich, und dem Code pénal von 1810, der strafrechtlich hierorts noch in Geltung ist. Und da nun diese Besserwissenden an juristischer Weisheit nicht mehr übertroffen werden können, so wird wohl ihre Ansicht die richtige sein, und man wird den Täter, wenn man ihn fängt, an den Pranger stellen, zur Zwangsarbeit schicken und so etwas schrecklich Russisches. Daß sich unter solchen Umständen kein Täter meldete, ist denkbar. Daß auch der Schannes allerlei Lügen machte, um sich aus der Veteranenschlucht herauszumotivieren, ist gewiß ebenso selbstverständlich. Aber neä, so was, daß er dann mit einem Male den Toten aus der Veteranenschlucht d r o b e n liegen sieht. — Halt! packen ihn die Amtsherren, hat er ihn also d r u n t e n liegen sehen! — Nu, haben ihn doch dahin gelegt. — Also, mitgeholfen hat der Schannes? — Gott bewahre, zwei Keäls packen so was wien Bibelmannken schon. Das hätt der B r a u n s c h w e i g e r schon massig allein machen können.

Also, der Braunschweiger!

Da brüllt Schannes auf: „Er schlägt mir kapott!“

Und da macht der Untersuchungsrichter so etwas wie einen Witz: „Sei ruhig, wir schlagen ihn zuerst kapott.“

Das erleichtert Schannes sehr, und nun macht er

sein Geständnis so wahrheitsgemäß, als es ihm eben möglich ist.

Danach kroch Schannes beim Karling im Estaminet unter, bis der Braunschweiger eingeholt war. Und dann zog der Totengeruch aus dem neutralen Land, zog in die Welt hinaus und verbreitete sich um die Gemüter gesitteter Menschen. Sie sahen mit gefurchten Stirnen nach jenem gottvergessenen Lande hin und stellten sich in den preußischen Landtag und sprachen also: „Meine Herren! Ich habe eine Anfrage an die Regierung — — bezieht sich auf den kleinen Winkel im Westen, der vorzeiten den süddeutschen Namen Altenberg führte, heute aber Neutral-Moresnet heißt — — ein Gebiet, von dem der alte Puffendorf sagen dürfte: monströs! — — kein selbständiges Staatsgebilde, keine Republik, neutral höchstens im Sinne des alten Zumpt: Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an (Heiterkeit) — — Spielbank — Dorado zweifelhafter Existenzen — — Ländchen der unhaltbaren Zustände — neues Monako — naturwidrige Schulverhältnisse — unglaubliche Rechtsverhältnisse — —

Und darum zum ersten, zweiten und dritten Male: Sollen die längst begonnenen Verhandlungen immer noch weiter schweben? Ist die Regierung willens, die unerhörten Zustände hundert Jahre auswachsen zu lassen? Sollen den dreieinhalb tausend Bewohnern endlich die Vorzüge eines staatlich geordneten Gemeinwesens zuteil werden und dieser dunkelste Punkt auf unserer Landkarte verschwinden?“

Unter diese Rede schrieben die Stenographen: „Lebhafter Beifall".

Da furchte auch der Direktor im Auswärtigen Amte seine Stirn und erkannte an, daß die geschilderten Zustände richtig seien, und daß neuerdings wieder Verhandlungen mit Belgien angeknüpft worden seien.

Auch unter diese Rede schrieben die Stenographen: „Lebhafter Beifall".

Danach zog der Totengeruch auch aus der Welt fort und verflüchtete in einer Wolke.

Und diese Wolke hing über dem alten Berge. Und wenn die hundert Jahre erfüllt sind, wird sie wieder ein großes Geschrei erheben.

Es soll dies Land nicht zur Ruhe kommen. Sie wissen nicht, wie sie eines Morgens aufwachen werden am alten Berg.

Und wachen auf in einem großen, blitzhaft einschlagenden Ereignis: Preußen hat kurzerhand die Spielbank aufgehoben. Belgien erklärt sich mit diesem Vorgehen solidarisch. Ein Staatsstreich, schneidig und preußisch.

Danach stob das letzte Auto aus dem Neutralen hinaus.

Was soll aus diesem Kinde werden?

Die Adventnächte fallen früh in den Abend und die Abende früh in den Tag, manchmal schon um vier Uhr nachmittags.

Es ist die Zeit heimlicher Erwartung auf den, der da kommen soll. Die Kindlein fröstеln in andächtigen Schauern. Die Großen stehen neben den Kleinen und lächeln stark und verschwiegen. Und wenn deren fröstelnde Schauer auf die Großen und Starken hinüberfiebern, haben die so wehmütige Wünsche.

Und die Erde knarrt im Frost. Kein Schnee, aber Reif in den Waldtälern, in dem Geäst der Wälder, auf den Dächern und im Schilf der Seen und Weiher. Die weißen Spreiten schimmern im Frühabend wie umdüsterte Geheimnisse. Man denkt, es müßte eine Hand auftauchen und die dunklen Schleier heben, und nun erstrahle mit einem Male die enthüllende, blitzende, märchenweiße Herrlichkeit. So wunderbar ist das in den Frühabenden im Advent.

Eine Straße läuft da rundum auf hohen Hügeln um die Wiesentäler, schlägt ihre Bogen um stille deutsche Dörfchen, angereiht in Waldeinsamkeit nebeneinander, Astenet, Walhorn, Lontzen. Die im Tale drunten um den alten Berg wohnen, können die Silhouetten der Wagen und Menschen auf dieser Bergstraße vorüberhuschen sehen. Wenn die Dunkelheit dick zum Greifen wird, hallen die Geräusche von dort ins Tal.

Hurtig rollt ein Wägelchen. Kob Wetz sitzt auf hohem Bock. Er schwatzt viel; es hallt in die Nacht. Wenn die Straße abwärts führt, ruft er seinem Fahrgast zu: „Bremsen, Herr Baum!" Dann biegt der mächtige Mannskopf aus dem Halbverdeck des Chaischens heraus, und der Eiswind zaust den Königsbart.

Mit der erstarrten Hand tastet Baum nach der Kurbel über dem Wagenrad, drehts wie ein Orgelchen und summt dazu. Läßt die Hand darauf, gleich steigt die Straße wieder, und er muß zurückkurbeln. Die Gefälle sind hier nahe beisammen.

Die weißen Tabakwölkchen wallen über das Verdeck hinauf, inmitten der glutrote Punkt der Zigarre und sonst sieht man nichts. Ab und zu die polternde Stimme in die schrille. Zu dieser Stimme denkt man sich den großen, eckigen Mann, solch einen mit weitausholenden Schritten und Hosen ohne Bügelnaht und an den Knien durchgedrückt, solch einer sans façon und gerade heraus und ehrlich. Und ein bißchen vernachlässigt.

„Kobes!"

„Was believt?"

„Die Bauern sind jetzt auch so klug wie Menschen. — Der Witz stammt doch von Euch?"

„Jawoll."

„Er ist gut, der Witz."

Kob Wetz klagt. Es sei mit den Bauern der drei Moresnet kein Handel mehr zu machen. Sie lesen Zeitungen, sie sind aufgeklärt. Über die Grenze im Deutschbelgien sei das noch fein beim Alten, sogar beim Uralten, und das Uralte könne man getrost bei Melchisedech taufen lassen. Die Leute lesen nicht, kaum mal im Gebetbuch. Sie könnens nicht. Nicht deutsch, denn sie sprechen nur Platt und sind keine Deutschen. Nicht französische und sind doch Belgier. Ja, schön, und lesen also keine Zeitungen. Zeitungen

sind Sozialdemokraten für ein unschuldiges Gehirn. Ja, was für Leute! Brave Leute und gar nicht saumäßig schlau. 'Gott behüte sie.

Meint der Kob Wetz.

Und hurtig, ganz hurtig rollts Wägelchen. Die dunklen Baumstämme jagen vorüber, dann eine helle Bresche und wieder dichtverhangenes Dunkel. Das Klatschen der Pferdehufe hallt in die düsteren Waldtiefen. Der kreisende Schein aus der Wagenlaterne tanzt auf der ausgestorbenen Straße. Dunkel und still sitzt der Mann unter dem Verdeck. Die Zigarre ist erkaltet. Kob Wetz hat kein Feuer mehr, er auch nicht. Es ist ein Elend, und der große, eckige Mann, der mit ungebügelten Kleidern einhergeht, ist unglücklich. Er hat, wie gesagt, eine edle und aufopfernde Schwester daheim, aber wenn er raucht, bekommts ihr nicht. Er knurrt dann heimlich und ist ritterlich und raucht auf seinen Fahrten und freut sich. Gestohlene Mannesfreuden für den großen Jungen.

„Kobes!"

„Was believt?"

„Könnt Ihr weit sehen?"

„Je nachdems nötig ist. Wenns drauf ankommt, kann ich, wenns believt, überhaupt nix sehen."

„Ja, dann seht mal in schräger Richtung nach dem Bambusch hinüber. Da ist doch ein Licht, was?"

„Einen Momang! Drehen Sie locker, wenns believt! Ein Licht? Jawoll. Wenn der Himmel nich höher wär, könnts auch 'n Stern sein. Nu,

wenn die Sterne jetzt so tief hängen, sparen wir auch noch die Laternen vor den Wirtshäusern. Joe also, es ist ein Licht."

„Dann Achtung, Kobes! Ruft ihn an, wer es auch sei, ich muß Feuer haben."

„Woll, und wenns gleich'n Freimaurer mit'm Pferdefuß ist!"

„Der mit'm Pferdefuß kommt nicht mit der Laterne."

„Jetzt ist überhaupt kein Pferdefuß von der Sorte mehr in unserm Land. Die Spielbank ist von uns jenommen, und nu sind wir jesäubert. Amen."

„Und nun kräht schon ein halbes Dutzend Jahre wieder kein Hahn mehr nach uns. Wißt, ein talentierter Dichter, Goethe mit Namen, sagt das feiner so: ‚Über allen Gipfeln ist Ruh.'"

„Aber es bruddelt doch schon widder in der neutralen Kaffikanne."

Da biegt König Baum aus dem Verdeck heraus und zu Kob Wetz auf dem Kutschbock hin: „Was damals zwischen den Seen gesprochen worden ist, hat der Wind nicht verweht. Wir habens all mit heimgenommen hinter unserer Weste, wißt Ihr. Neutral zunächst, Belgien vielleicht, Preußen niemals! Darüber sind wir ein paar Jahre älter geworden, aber es steckt noch immer hinter unserer Weste. Neutral zunächst, Belgien vielleicht, Preußen, ja, Kob, ist das Licht immer noch nicht bei uns?"

„Es ist um die Waldbiegung, wenn wir durch die Schneise sind, treffen wir drauf. — Wissen Sie, ich

bin för den alten Schlendrian hierorts, ich stehe mich besser dabei. Es kommt uns allens darauf an, die Hand offenzuhalten. Vadder im Himmel, wat jebste? In Belgien hätten wirs leichter mit die Steuern. Dat is die Essigessenz vons Janze."

„Schwätzt keinen Käsequabb, Kobes. In Neutral sind die Steuersätze leichter als in Belgien. Aber das ist schon so, jeder nach seinem Profit. Nach der Art färben sie sich hier den Patriotismus auf."

„Wenns believt, das is nich richtig. Mein Alter zum Beispiel hängt anm Neutralen wie anm Frauleut."

„Ja, Kinder und Alte haben noch Ideale. Die anderen sind dreifarbige Hundsfötter. Auch das Gottche Liebelang, zu dem wir jetzt bald hinkommen. Er nickt dem Bürgermeister ins Gesicht, der Hammel. Losschlagen soll er, daß es Funken spritzt. Wenn eine Hose am Platzen ist, kann ein anständiger Mann sie nicht mehr tragen. Nu, Neutral ist jetzt wie 'ne Hose am Platzen. Es muß repariert werden. Die Verhandlungen schweben. Jahrelang schweben sie. Kobes, was für ein Gefühl hättet Ihr, wenn man Euch sechs Jahre schweben ließ, zum Beispiel am Galgen?"

„Gar keins mehr," sagt Kob Wetzen, „da kommt der Mann mit dem Licht." Brrr! Hüh! Der Gaul steht, keucht. „Habt Ihr Feuer, Musjö?"

Der Mann aus der Nacht hakt das Diebeslaternchen von seiner Brust. Zündhölzer hätte er nur wenige und müßte sie gebrauchen. Tritt an den Wagen, schiebt das Glas zurück. Der Herr möge

seine Zigarre an der Flamme entzünden. Sein Deutsch ist nicht gut. Ob er Belgier sei? Der Mann sagt: ja. Ablehnend und kurz. König Baum biegt aus dem Verdeck ins Helle, flammt die Zigarre an, sein Bart gerät in Brandgefahr. Da flucht er wie ein Türke. Oder wie ein gewesener Burschenschaftler. Aber wenn er grob sein will, verraten ihn seine Augen. Wohlwollende Großvateraugen, die auf die Welt blicken wie auf seine Enkel.

„Wollt Ihr nach Henri Chapelle?" fragt Baum.

„Nein, nach St. Paix."

„So. Dann also abbiegen von der Landstraße hier. Ein St. Paixer seid Ihr aber nicht, man hörts an Eurer Sprache. In St. Paix werdet Ihr kein paar Sohlen verschleißen."

„Mein Sohn ist da."

„Grenzbeamter?"

„Nein, Curé."

Da lüftet König Baum seinen Hut: „Vor dem Curé in St. Paix allerei Hochachtung. Der ist im Land dort der Herrgott und Kulturträger und Gott weiß was. Das ist ein schwarzes Land. Man könnts in Schnee legen, und es bleibt noch wie eine frisch ausgeschachtete Kohle. Ja, da hat Euer Sohn eine priesterliche Freiherrnstelle und braucht keinen Papst zu beneiden."

„A vot' service!" sagt der Mann, greift an den Hut und geht und ist in der Nacht verschwunden.

„Der leidet nicht an Munddiarrhöe," meint König Baum und legt sich ins Verdeck zurück.

Kob Wetz gickelt ein spitzes Lachen. Jüpp! und sagt nichts.

„Kobes!“

„Was believt?“

„Es hat mich etwas sehr verwundert an Euch — daß Ihr die ganze Zeit über geschwiegen habt! Seid Ihr krank?“

„Ich sagts Ihnen ja schon vorhin: je nachdem ich nix sehen kann, höre ich auch nix.“

„Kennt Ihr den Mann?“

„Kennen schon, aber reden hab ich ihn heut zum ersten Male jehört.“

„Na, dann kennt Ihr ihn auch nicht.“

„Soll ich meinen! Er kommt an die Stücker zwölf Jahr jeden Monat zu uns.“

„Da schlag doch gleich —. Dann ist der ja ein Hausfreund!“

„Nu, wenn das 'n Hausfreund ist, der jeden Monatsersten reinkommt, zwanzig Marker auf den Tisch zählt, nicht Tag und Adie sagt und mich und meine Frau anfunkelt, als hätten wir 'n unehelich Kind uff de Welt jesetzt!“

„Hm, ah! Von der Qualität. Vater oder Großvater?“

„Jroßvater nateerlich, aber was für 'n Jroßvater! Hat das Kind noch net enjekiekt, hat net mal miau nach ihm jeschrien, wat doch jeder Vater tut. Meine Frau hat ihre lieve Not, das Kind zu verstecken, wenn er kömmt, damit ers net mal wie 'ne Katz nimmt und das Jesicht uffn Rücken dreht, meint meine Frau.“

„Ist es der Jung?"

„Joe, der Jung."

„Was sagt denn der Herr Curé von St. Paix zu dieser lebendigen Visitenkarte der fünften Todsünde?"

„Jottojott! Der Curé weiß nix davon. Das soll verschwiegen werden wie im Jrab."

„Was Ihr hiermit getan habt."

„Ja nu, man weiß doch immer, w e m man so was sagt. Dem Herrn Baum wird kein Mensch glauben, wenn ers weiter erzählt, der ist ja sowieso schon als Freijeist bekannt."

„Da schlag doch gleich. — Rechts wenden Kob! Beim Gottche Liebelang hats Einjährige ein Geldstück verschluckt. Ich habe für inneren Verkehrsdurchgang gesorgt und sehe nur eben mal nach, ob die Verdauungsmaschine zurückgegeben hat, was eigentlich in den Geldbeutel des Gottche Liebelang gehört." Ist über dem Sprechen schon aus der wollenen Reisedecke heraus, auf dem Tritt, über die weißgepulverte Landstraße, eine primitive hohe Steintreppe hügelauf, zwischen den fauligen Strünken des Gemüsegartens hin und in den dunklen Hausgang. Holla, Leute! Ein Licht wirrt drinnen im Haus, ein Stuhl scharrt, Gottche Liebelang wumpt auf Strümpfen heran.

Draußen steht Kob Wetz neben dem Gaul, stapft sich die Füße warm. Drüben an der Straße, etwas ins Unterholz hinein, ragt ein überdachtes Holzkreuz. Als Kob Wetz hinhorcht, hört er um dieses Kreuz herum hastige Schritte.

„Ist da wer?“ Keine Antwort. Da holt er aus der Lederstulpe vom Bock die Peitsche, stellt sich mitten in die Landstraße und klappert einige Male nach dem Kreuze hin. Das Geräusch wird stärker, und da stapft Kob Wetz bis dicht an den Straßenrand, bekreuzigt sich und sagt die Formel:

„Mensch oder Vieh oder Deuwel,
steh, wer du bist!“

Sagt dann: „En Dunnerkeil! Seid Ihrs, Eierlieschen?“

Da schwenkt die Gestalt den Körper vornüber, läßt einen Strom Wasser aus dem Munde, spuckt aus, wischt sich mit der steifen Schürze die Lippen.

„En joe, Kobes, ich han Zahnweh, der Back ist mir geschwollen und 'n Fistel ist dran.“ Und nun hätte ihr der Kob Wetz den ganzen Zauber vermacht. Er wisse doch, man müsse bei Reifnacht zum Waldkreuz hin, den Mund voll Reifkörner nehmen und so lange ums Kreuz herumgehen und beten, bis der Reif geschmolzen sei. Aber nun habe ihr ja der Kob den Zauber vermacht.

„Wenn das so ist, will ich net stören,“ sagt Kob Wetz rücksichtsvoll, tritt zurück, „jute Besorgnis!“

Da hallen Stimmen in die Nacht droben vor dem Hause. Baum tritt mit den erfreuten Eltern heraus, sie begleiten ihn, sie sind ihm dankbar, sie lachen. König Baum lacht auch, ruft: „Ja, denk' mal Kob, ein Zweipfennigstück!“ Und zu den einfältig glücklich lachenden Eltern: „Wenn's noch mal vorkommt, sorgt wenigstens, daß es ein Louisdor ist. Adie!“

Jüpp! Hoppla, bremsen! So mal wieder Orgeldrehen. O, Susanne, wie bist du doch so schön. Was? Das Eierlieschen? Und macht den Hokuspokus! Na, wirds der König Baum mal heranlocken, wenns wieder die Eier bringt. Arm Dier, auch so eines von den hin und her geschmissenen Kaufkindern.

Kob Wetz sagt: „Das ist noch zu dem Curé von St. Paix eingepfarrt. Es hat schon bei ihm angefragt, ob es sich 'n Jebiß einsetzen lassen soll. Dat muß der Pastor entscheiden."

„Hm so, bei den Bauern, die noch keine Menschen sind."

„Joe, von der Art: „En Buer, en Bier (Eber), en Stier — sind der Biester vier."

„Vier?" fragt König Baum und wullst die Lippen im Bart. „Wo ist denn das vierte?"

„Der Bauer zählt für zwei. — Jüpp!"

Sie sind nun wieder eine Strecke im dichten Wald und es ist zum Greifen finster. Das letzte deutsche Dorf liegt hinter ihnen, schnurstracks läuft die neutrale Straße von Moresnet her weiter bis Henri Chapelle. Links hinter dem vereisten Wald das schwarze Land, wo der Curé wohnt, der seines Volkes Papst ist. Kein Laut von dorther. Wie ein Land mit gestorbenen Träumen.

Eine steingraue Giebelwand hoch und steil. Der Verkaufsladen darin liegt dunkel. Die Fenster der Wirtsstube leuchten trübrot.

Kob Wetz sagt in den Wagen zurück: „Wenn sie

dann also nach dem Jung sehen wollten! Er hats immer so mit Kopping zu tun und überjibt sich — mit Respekt zu melden. Meine Frau ist dann gleich so wabbelig jestimmt, denn die hats auf den Jung — ujeh!“

Springt schnell ab und wirft dem Gaul die Decke über. Da hört er König Baum schon im Hausflur. Spektakelt Trüd, die Magd, an.

Trüd, die Magd, wirft Eimer voll Wasser über die unbehauenen Steine, und Trüd, die Magd, hat gleicherweise das Schenkzimmer gewaschen; die Dielen sind noch feucht, die Lampe ist tiefgeschraubt und stinkt. König Baum wettert und schraubt das Licht hoch. Da sieht er am Ofen Mutter Wetzen im Sessel, die Füße auf dem Schemelchen, still und ungemütlich und fröstelnd. Über den Schoß hängen ihr lange Bubenbeine.

„Dem Jung ist es so kollig und hat Kopping —“

„— und übergibt sich, mit Respekt zu melden,“ poltert König Baum drein. „Stellen Sie mal die Buxenbeine aufs Piedestal, und holen Sie mir derweil ein Käseschnittchen, aber keinen Herver.“

„Vadder!“ ruft die gute Frau, „steh er mal auf, bring er dem Herrn Homöopath en Käseschnittchen, nich von hiesigen.“ Macht ihren Schoß breit und hebt den Jung aufrecht. Im Hintergrund schurft der Alte hinaus.

„Fühlen Sie mal sing Köppchen,“ sagt die Frau mit gebrochener Stimme, „dat ist Fieber im vierzigsten Grad.“

Julius Baum fühlt das Köppchen, auch die Stirn, besonders den Schädel.

Brummt: „Was ein Kopf! Die Schädeldecke breit und flach wie ein Brett. Kämmen Sie ihm die Haare hoch, sonst fällts auf. Was ich sagen wollte — stammt der nicht von einem Krüppel —“

Da macht die gute Frau entsetzliche Zeichen der Abwehr. Sie gilt doch wie eine leibhaftige Mutter, und sie hält ihn wie ihr leibhaftiges Kind, ihn und das Rosmarin, aber besonders ihn, er ist wie ein Mädchen, sie kann ihm schon ihr Leid klagen. Und man solls ihn nicht wissen lassen und sagen, was doch so traurig ist. Mit ihrer Erlaubnis sein Lebenlang nicht. Und ob er nicht die horchenden Augen des Jungen sähe? Rühre nicht daran, bitte, König Baum.

Das und derlei spricht aus den entsetzlichen Zeichen der guten Frau. König Baum versteht und schweigt. „Macht ihm Kompressen mit Sauerkraut auf den Kopf, das nimmt die Hitze. Und schickt mir dann morgen früh das Trüd oder den Schannes ins Haus, dann lasse ich ihm Kräutertee kochen. Und nun marsch mit ihm in den Schlummerkasten. — Wo bleibt denn mein Käse, wird der noch gebuddelt?“

„Trüd!“ ruft die Frau mit umschlagender Stimme. Ein Eimer rasselt auf die Steine nieder, Trüd steht in der Zimmertür und schnaubt mit ergeben gesenktem Kopfe. Sie soll den Jung in die Kammer tragen. Die packt den Jung auf zwei feiste Arme, seine langen Beine hampeln herab, seinen Kopf

drückt sie an ihren schweren Busen. Die Blicke des Knaben wirren zurück zu König Baum. An dem großen Mann klettern sie hinauf, den großen Mann möchten sie totbrennen. Er haßt ihn. Warum? Er weiß nicht.

Die Treppe hinauf beginnt Trüd eintönig Kirchenlieder zu singen, dazwischen rauhe Trostesworte. Jungchen kriegt Sauerkraut auf 'n Kopf, feines prima Sauerkraut, gelt, Jungchen. Drückt seinen Kopf noch fester an den schweren Busen, schnauft. Aber noch wirren des Knaben Blicke die Treppe hinunter in die offene Schenkstube hinein. Was steht in den wirrenden Blicken? König Baum, ich hasse dich, ich hasse dich, ich hasse dich! Und nun sind die Augen wie aus einem Greisenantlitz. Was für Augen!

Als wären sie einmal starr geöffnet gewesen, als eine Leiche über ihnen lag.

Und als suchten sie in der Welt umher. —

Trüd sagt: „Schön prima Sauerkrautchen kriegt der Jung auf 'n Kopp."

Da sagt der Jung tief und traurig: „Ich hasse ihn!"

Als Trüd überlegt hat, ob er das Sauerkraut oder den homöopathischen Verordner meint, sagt sie hart und feierlich: „Das mußt du beichten jonn. Wenn man jemand gehaßt hat, muß man beichten jonn."

Da drückt der Jung sein Gesicht tiefer in den Busen der Trüd, und seine Stimme dumpft heraus: „Und wenn ichs gebeichtet hab, haß ich ihn widder."

„Dat macht nüs," sagt die Trüd, „du mußt es nur immer widder beichten."

Nun wühlt sich der Jung aus ihren Armen heraus, sitzt aufrecht, seine Stimme ist klar und erstaunt: „Wenn ichs aber immer wieder tue!"

„Das macht nüs," sagt die Trüd und weiß nichts mehr.

Drunten schurft der Alt-Neutrale in roten Pantoffeln daher und stellt vor König Baum das Käseschnittchen hin. Es ist zwar nur noch dreiviertel Stunde vor der Heimkunft, aber König Baum profitiert, um seiner Leidenschaft für Käse zu fröhnen; denn auch diesen verträgt die sonst edle und aufopfernde Schwester nicht im Haushalte. Danach wird er rauchen, um den Käsegeruch zu morden und danach Pfefferminz nutschen, um den Tabak aus seinem Munde zu räuchern, also noch ein erkleckliches Stück Arbeit.

Mit kauendem Mund fragt König Baum: „Nun, Altmännchen, sind die alten Knochen als noch immer im Leim?"

Der pitscht die Augen zusammen, als müsse er in eine fremde Weite schauen, und als sei er nur noch auf der Welt, um seine neuen Pantoffeln auszutreten und dann nach getaner Arbeit die Tür des Lebens hinter sich zuzumachen.

„Joe, wie Gott will; ich sagen all immer, solang unser neutrales Ländchen net aus den Fugen geht, halten auch meine alten Knochen zusammen."

Und König Baum trocken und kurz: „Dann lebt Ihr nicht mehr lange!"

Der Alte tritt dicht heran, seine knochigen Finger

krampfen sich an der Tischkante fest. König Baum aber wiederholt: „Dann lebt Ihr nicht mehr lang Und warum? Seht mal so 'ne Sache mit der Schule. Sonstwo ist so 'n Schulangelegenheit eine lokale Nixda. Hierorts wird sie'n völkerrechtlicher Hemmschuh. Die vieille montagne hat sie erbaut. Wie ja überhaupt ganz neutral eine Kolonie der vieille montagne ist. Aber man wagts nicht, den Lehrkasten als Gemeindeschule von Neutral-Moresnet festzulegen, solange die Auseinandersetzungen des Vermögens zwischen den drei Anteilen von Moresnet nicht beendet sind, und das dann zu weiteren Verwickelungen Anlaß geben könnte, ob das Schulhaus nebst Grund und Boden mit zur Teilungsmasse gezogen werden darf. Na ja, von derlei Kuriosa wimmelt hier das strittige Gebiet. Und an diesen Bagatellen scheitert immer wieder der gute Wille beider Regierungen."

Altmännchen stößt den Greisenkörper auf, und aus dem häutigen Gerunzel flammen ein Paar Jünglingsaugen. „So könnt Uhr allemal schwätzen, weil Uhr kein Herz för das Ländchen habt. Uhr seid keine Alt-Neutrale! Uhr seid keiner aus der Blutslinie 1816." Sein Atem rasselt. „Uhr habt das neutrale Gefühl net! Uhr habt bloß die neutrale Zunge!" Er hebt den Teller mit beiden ungeschickten Händen auf und läßt ihn auf den Tisch niederklirren, „das ist et! Das neutrale Gefühl, das habt Uhr net! Und das kömmt nur aus der Blutslinie 1816!"

Seine Augen tun sich weit auf und suchen in dem einen oder anderen die freudige Zustimmung. Man

nickt ihm ja auch zu, man ist eifrig und äußerlich und leer für diese Rührung. Aber man nickt. Der alte Mann, der das Gefühl sucht, betrügt sich und sieht nur auf ihr Nicken und nicht auf die leeren Augen.

„Ist es denn nich so, sagt? Man kann doch nich aus seiner Haut, wenn man sie lieb hat. Und: neutral bis auf die Knochen! hat es doch immer geheißen.“ Und ganz hilflos: „Ist es denn nich so?“

„Gewiß ist es so,“ sagen dreie, fast nachsichtig, fast, wie man einen Betrunkenen beschwichtigt. Da sieht er nicht mehr ihr Nicken und sieht nur die leeren Augen, und er schurft in den Hintergrund, setzt sich und ist still. Und nun ist ihm, als hätte er nichts mehr in der Welt zu tun.

Und dann kommt die Nacht und macht alle Seelen still.

König Baums Haus steht mitten im Flecken, auf einem der vielen Hügel und in einem Fetzen Wald. Man klettert den Pfad hinauf und drückt die Lattentür auf, und geht zwischen Baumstämmen durch, zu dem niederen Haus mit grünen Holzläden und Schindeldach. Dahinter dehnt sich ein Komplex von zerfallenen Gebäuden der ehemaligen Brennerei. Auch König Baums Haus hatte dazu gehört. Da hat er aus einem unfreundlichen Fabrikraum eine freundliche Diele gebaut, aus der breit und eichen die Treppe in den Oberstock hinaufführt, und liefert so Kunststücke seiner zweiseitigen Begabung als Baumeister sowohl wie als Homöopath. Wenn in der Diele die Hausglocke schrillt, weiß man, daß es Kund-

schaft ist, und führt sie an die erste Zimmertür. Daneben eine lange Bank hinläuft für die wartenden Patienten.

Es ist naßkaltes Wetter und daher keine Kundschaft und daher die Bank leer. Aber in der Stube hört man Julius Baums Polterstimme: „Dornschlehblüten sieben Gramm, Spitzwegerich zwei Gramm, Micralium drei Gramm — mache das fürs graue Haus zurecht."

Eine dünne Mädchenstimme antwortet aus der Küche, aber es ist doch die fürsorgliche Juliane Baum, weit und breit bekannt als edle Mama, die sich solchermaßen in der Stimme jungmädchenhaft erhalten hat. Sie spricht dem Manne Julius seine Verordnungen nach, exakt gewissenhaft und fügt erläuternd hinzu: „Verstopfung, Kongestionen, Appetitlosigkeit ist der Alte wieder kollig?"

Julius Baum donnert: „Ist doch kein Quantum für einen ausgewachsenen Menschen!"

Juliane hadert mädchenhell: „Kinder und Alte machen wir doch mit gleichem Quantum, schweig, du bist vergeßlich." Punkt. Die Fläschchen klirren, dann fliegt ein Guckfensterchen in der Wand auf, eine Hand langt herein, schiebt Schächtelchen aufs Brett, Knochenmehl, Wacholderbeere. — Diese Hand greift aus' wie Geierfänge, eine rundliche Hand, resolut und beweglich, und der man es ansieht, daß sie fürsorglich hausen kann, zum Beispiel mit dem halben Wirtschaftsgeld.

Schritte am Fenster vorbei, lange, lässige, träge,

flegelhafte. Die Glocke klingt an der Diele wie ein Uhrschlag, breit und sonor. An der Zimmertüre steht: „Ohne anzuklopfen herein.“ Aber der Mensch draußen klopft. Julius Baum erhebt seine Stimme: „Na, du Schlingel, lesen kannst du wohl nicht?“

Der Schlingel tritt herein, steht auf Strümpfen, die Holzschuhe warten draußen.

„Och, das Anklopfen macht mich ja keine Mühe.“ Streicht sich mit beiden Händen über das glitschglatt geölte helle Haar.

„Mama!“ ruft König Baum, „gib dem Schannes die Medikamente für das graue Haus!“

Das Guckfenster spricht: „Wenn sie fertig sind, eher nicht.“

„Ja, dann mußt du noch hinaus und auf der Bank warten.“

Schannes' neugierige und eventuell für den eigenen Profit interessierte Augen wandern an den Zimmerwänden hin, haften an den gekreuzten Schlägen der Burschenschaft.

„Haven Sie schon jemand damit totjestochen?“

„Noch nicht, aber ich kanns ja noch, du Gauner.“

Schannes lächelt nachsichtig. König Baum wirft zwar die Menschen um, aber dann stehen die umgeworfenen Menschen wieder auf und wundern sich, daß sie vor König Baum umfallen konnten.

„Wenn i ch so was hätt, wär mir schon fein jeholfen.“

„Um irgendeinem zwischen die Rippen zu fahren, du Galgenstrick.“

„Neä, in Europa nich."

„Im Mond doch auch nicht."

„In Amerika."

„Du willst doch nicht den Präsidenten dynamiten?"

„Och neä, die Indianers."

„Was haben dir denn die Indianer getan?"

„Man muß sie ausrotten."

Da legt sich Baum gegen die Stuhllehne zurück, daß sie knackt, mustert den langen Buben, der doch wahrhaftig nicht einfältig ist, ruft: „Mama! Mach für den Schannes einen Wühlhuber zurecht!"

Das Guckfenster spricht: „Ach was, gib doch dem Jung kein Abführen, dem hängen sowieso schon die langen Hüften im Buxenbein." Und spricht noch weiter und stößt die Fläschchen und zermahlt die Beeren, derweil Schannes wieder mit zwei Händen über seinen Kopf hinglättet und fast vorwurfsvoll seine Worte hinknodert: „Ich hab do nun mal jespart und jespart, und das Karling hat mir dafür jenug jeklopft und wissen wollen, wo ich mein Verdienst hintue. Und nun könnt ich bald reisen, als Kohlenträger hätt ich Freifahrt auf einem Dampfer, das hat mich schon der ausm Zuchthaus von Werden jesagt, der war schon in Mexiko." Seine Blicke fallen wieder auf die Schläger. „Wenn ich nu noch n Fischmesser von dieser Jüte hätte. — Machen Sie denn noch was mit das Besteck, hei? — Ich möcht Ihnen das abkoofen."

König Baum hört sich das an, klopft dann mit dem Brieföffschneider auf den Tisch: „Marsch hier-

her, stelle dich mal vor den Tisch hier! Brust heraus, Schultern zurück! — Was hast du denn da in den Buxen stecken?"

Schannes holt ein Fläschchen heraus: „Han ich fast beinah verjessen; das Wasser von der Jung möchten Sie untersuchen."

„Quatscht der Schlingel seine Indianergeschichten und vergißt den Urin!" Und während er das Fläschchen gegen das Licht hält, schüttelt: „Die Indianermucken kannst du verschwitzen, Indianer gibts nicht mehr, wenigstens keine solchen, die du ausrotten mußt. — Der Mutter Wetz kannst du sagen, der Jung hätts auch was an der Leber." Stellt das Fläschchen nieder. „Mama! Bist du denn noch nicht fertig?"

„Wenn ich fertig wäre, hätte ich die Flaschen hingestellt, also frag doch nicht so überflüssig," sprichts' Guckfenster.

„Was stehst du denn jetzt verdattert?" fragt König Braun den Indianertöter. Dem flüchtet das pfiffige Lächeln aus dem Gesicht; jetzt hat ihn der König Baum wirklich geworfen.

„Es sind keine Indianer mehr?" würgt er heraus.

Da sieht Julius Baum ihn genauer an. In dieser Bubenseele sitzt etwas, das Zweck für ihn hatte, das seinem verwilderten Leben Sinn und Inhalt und Ansporn gab. Vielleicht ein Ideal. Indianer hieß das Ideal. Vielleicht wars auch bloß das Pseudonym. Da fühlt König Baum, der die inneren und äußeren Schäden heilt, daß man Ideale, welcher Art immer, nicht aus einem verwilderten Leben reißen darf,

und spricht: „Indianer gibts freilich noch, aber — die sind doch nicht mehr genau so wild, wie du es jedenfalls mal gelesen hast." — Da klirrts im Guckfenster, husch, husch, eine Hand. In der Diele klangt mit großartigem Mundvoll die Glocke. Kundschaft. In der schon geöffneten Tür dreht Schannes sich wieder um, sein Blick hängt an der Wand mit den Schlägern; langsam, ganz langsam schließt er die Tür.

Das Guckfenster spricht: „Es ist heute Nordwind, und dann bläst er dir durch die Fensterritze auf die Beine, wart, ich schick dir die Decke 'nein."

„Es bläst ja nicht."

„Gewiß bläst es."

„Ich spüre nichts."

„Ach, du weißt ja nicht einmal, wenn du was spürst."

Kommt schon der Hausknecht herein und wickelt König Baum ein.

„Peter! Jetzt läßt du niemand herein, bis der Herr seine Milch genommen hat."

„Gewiß nicht, Bröle."

„Na was, Milch!" knarrt der Mann Julius, „warum denn Milch?"

„Du hast gestern die Fahrt gemacht und scheinst erkältet."

„Ich kann doch auch die Milch während der Konsultation trinken."

„Peter! du läßt niemand 'nein."

„Gewiß nicht, Bröle."

Das Guckfenster hat immer recht behalten, und

darum fügt sich König Baum. Das Guckfenster rechnet auch damit, daß König Baum die Konsultationen unentgeltlich erteilt und sich nur die Medikamente bezahlen läßt. Das Guckfenster ist der Meinung, dieses Nebenvergnügen zum Wohle der Menschheit könne man Julius Baum gönnen, da er für keine Kinder zu sorgen habe. Hätte er Kinder zu versorgen — doch darüber spricht das Guckfenster sich nicht aus. — — — —

Und noch immer dauert die Schneeschmelze, füllt die Weiher und Seen und besonders die Tümpel und Mulden in der tiefen Kuhle des alten Berges. Man spricht davon, daß an den Seen das Wasser überschwemmen wird, daß die Wiesentäler sich füllen. Fürchtet auch für den Fischweiher am alten Schloß, der die Brut auswerfen könnte. Überall im durchweichten Boden die schwarzen Wasserkreise, tief und tückisch. Schwer und naß liegt noch der Schnee auf den Dächern und den vielen überdachten Kreuzen im Land. In die eisfeuchte Luft qualmt der Schornstein vom grauen Haus. Mit grämlichem Gegacker suchen die Hühner das Trockene auf, unter dem Holzverschlag, der am Hause hängt und nach drei Seiten verbaut ist. An der offenen Seite tröpfelt vom Dache ab das Wasser herunter und grenzt in nasser Linie den staubtrockenen Boden des Schuppens ab. Eine Säge schnarrt. Stimmen hallen gedämpft. Über den Sägebock gebeugt steht Schannes. Knarrknarr schurpt die Handsäge, am anderen Ende faßt sie der junge Noël, hockt auf den Knien, stößt vor, reißt

zurück. Das Sägemehl stäubt über ihn. Hinter ihm türmt sich der Holzstoß. Knarrknarr, hurtig für die Feiertage das Scheitholz, Kleinholz für die Festtagsküche, knarrknarr ohne Aufhören, ohne Geschwätz zu machen; wenn der Alte es hört, schleicht er heran, knodert über Faulheit und Zeitverlust. Alte Leute wollen noch zeigen, daß sie notwendig sind auf der Welt.

Schannes hat die Ärmel des bunten Arbeitshemdes aufgekrempelt, auf seinen dünnen, sehnigen Armen springen die Muskeln.

„— und wenn König Baum es sagt, ist es nicht wahr,“ spricht Noël, spricht es leise, aber so, daß mans ihm glauben muß, denn er sagts nicht aufdringlich, und wenn mans ihm nicht glauben will, wird er nicht drängen, darum glaubt man's ihm, die Kinder glaubens ihm, denn sie wollen nicht gedrängt sein. Und man kann von dem lang und hungrig gewachsenen Schannes nicht sagen, daß er kein Kind mehr ist. Er hat noch eine Naivität. Wenn die ihm genommen wird, ist er kein Kind mehr.

„Warum soll er denn meinen, daß es keine Indianers mehr jibt?“

„Er weiß es nicht.“

Da macht Schannes ungläubige Augen: „So 'n jelehrter Koppe! Er hats doch aus deinem Wasser jesehen, datste es an die Leber hast.“

„Er weiß es aber nicht.“ Läßt dann die Säge los, er kann nicht arbeiten, wenn er etwas Wichtiges sagt. „Er weiß noch etwas nicht, er sagt, daß ich von einem

Krüppel herkomme, mein Mödderche ist doch kein Krüppel."

Da hört auch Schannes auf zu sägen. Er ist sehr verdutzt, er möchte etwas sagen und weiß nicht wie. Dann kommt ihm ein schöner und schlauer Gedanke. Er stapft hinter den Holzstoß, wo der Alt-Neutrale sich im Winkel eine Werkstatt eingerichtet hat, und holt aus dem Handwerkskasten ein Stück Kreide.

„Da, schreib mir mal deinen jeehrten Namen auf, hier auf die Ofenröhre — siehste net? Hinter dir."

Noël bläst die dicke Staubschicht von der zwischen Gerümpel und Abfall liegenden Röhre, faßt das Kreidestück fest, schreibt: Noël Wetz.

„So," sagt Schannes, „na dann!" Und sagt weiter nichts. Sie sägen. Knarrknarr springts in ihre jungen Gedanken. So ists mit den Wetzekindern. Wie 'mit vielen hierzuland. Es ist ein schweigendes Übereinkommen zwischen Erzieher und Pflegeeltern, man hält das Traurige geheim, bis der Zufall es preisgibt und das Traurige zur Schmach macht. Schannes hat diesen Zufall schon gehabt, als er anfing, auf damals sehr krummen Beinchen zu stehen. Karling hatte kein Interesse daran, dem Schannes diesen Zufall hinauszuschieben. Und darum sagt Schannes: „Na dann" und weiter nichts.

„Noël spricht: „Wenn es keine Indianers gäb', dann wär auch doch Amerika nicht."

Nun sagt Schannes wie ein Wütender: „Ist denn Amerika noch da?"

Da sagt Noël ernst wie ein Greis: „Am Samstag war es noch da, wir haben et gelernt.“

Reißt der Schannes die Säge aus dem Holz: „Jut, dat jenügt mich, denn jeh ich aber auch. Und wenn du wat wert bist, Jung, jehste mit mich.“

Noël sitzt still und betroffen. Seine Blicke hängen an dem langen Schannes. „Ich mag net kämpfen.“

„Wat willst du dann?“

Das weiß Noël nicht. Er sagt: „Das Mödderche meint, ich müßt jetzt schon anfangen, för einen Beruf zu beten.“

Schannes wirft einen scheelen Blick zu ihm hin: „Joe, ich glaub auch, mit dem Beten ist es so eher wat för dich. Wenn ich bete und mir dabei unser lieve Herrjott vorstellen will, dann hat der fluppdich haste net jesehn das Jesicht vom Karling oder vom Jan Rapper, der wahrscheinlich auch in Amerika ist, oder so irgendjemand, dem ich jern was aufpetzen möcht. Sag, wie stellst du dir denn unser lieve Herrjott vor?“

Eine freudige Verklärung pulst in dem Knabengesicht auf: „Mit einem schönen, ausgekämmten Bart und Haare bis auf den Rücken. Dann nenn ich ihn Christus. Wenn ich aber gesündigt hab und beichten muß, dann ist er Gott Vater, so wie er im Paradies gerufen hat.“ Und macht sich die Stimme männlich: „Adam, wo bist du? — Und wenn ich lernen muß, und es ist schwer und ich zum Heiligen Geist bete, dann sehe ich ihn wie eine Taube, so wie er über die Jünger kam.“

Baß verwundert steht Schannes: „Wer sagt das dich denn all.“

Und treuherzig: „Mein Mödderchen.“

Schannes reißt ein Scheit Holz aus dem Stoß, daß die erschreckten Hühner aufgackfend davonflattern.

„Das Karling hat mich mein Lebtag net so was gesagt. Ich hätt doch auch in so'n Wetzenhaus kommen können. Warum haf das denn der lieve Herrjott nich so eingerichtet? Warum ist denn der lieve Herrjott mit dich besser jeweäs.“ Hält inne, da er des Knaben weite Augen sieht: „Ja so.“ Und schweigt. Sie sägen. Sie sägen lange. Vom Dache tropfts eintönig.

Dann spricht Noel leise und klar in das Plustern und Schnarren. „Weißt du, was das Rosmarin mich jesagt hat? Die Schulschwester hat erzählt, hier im Land gibt es Kinder von wirklichen und gestorbenen Eltern, und weil so viele Eltern in der Welt gestorben sind, tragen die Engel ihre Kinder hierher und legen sie am alten Berg nieder, und wer eins will, kommt dorthin, es zu holen, denn diese Kinder sind Geschenke des Himmels, Schannes. Bist du auch ein Geschenk des Himmels?“

Da zerreißt dessen Gesicht zu böser Fratze; er lacht hart und roh, ein gemeines, in seinen Untiefen aufgeschütteltes Lachen.

„Joe, joe, Mannken, ich bin so ein Jeschenk, das vom Himmel jefallen ist, jrad auf den Mist vor das Karling sein Haus, und ein Engel hat daneben jestanden und aus seinen himmlischen Buxen zwei-

tausend Marker jenommen und neben mir jestreut, nur damit das Karling sie verludern soll. Joe, sehste, verstehste, kapott jehste, so 'n Jeschenk bin ich. Häähää!" Und lacht sich die Seele voll Gift und Blut, und knarrknarr jauchzt ihm die Säge darein.

Noël sitzt wie gelähmt, seine Hand krampft um den Sägegriff, aber arbeitet nicht. Mit heftigen Stößen saust die Säge durchs Holz, reißt, zerrt den Arm des entsetzten Knaben mit sich, renkt ihm fast das Glied aus. Er hat das Gemeine gehört, das Frevelnde, Zerstörende, und der Schrecken fällt ihm wie eine Lähmung auf die Seele. Er möchte davonlaufen, er möchte um Hilfe schreien, er möchte den Schannes ins Gesicht schlagen — oh! Da fährt ihm die Säge wider die Brust, er fällt hintenüber, liegt da, rührt sich nicht. Schannes steht still, stellt die Säge gegen den Bock, langt mit dem Arm herum. „Biste umjefallen vor Bejeisterung? Neä, Jung, laß dir nich allen Dreck vorquatschen. Sie belügen und betrügen einen. Das Karling hat mir nich belogen und betrogen, darum weiß ich allens. Nur", und nun läßt er Noël los, „mit den Indianern noch nich, und das will ich jetzt selbst sehen gehen." Setzt sich aufs Holz nieder, sein Kopf hängt tief. „Wenns nu auch mit die Indianer nix ist, dann —" er hustet rauh, er weiß dann nicht mehr, was dann, in seinem Leben ist dann nichts mehr. Es raschelt hinter ihm. Noël steht und atmet fast nicht mehr. Er weiß jetzt, daß es wirklich keine Indianer mehr gibt, die der Schannes bekämpfen könnte, jetzt mit einem Male

weiß er es. Sie belügen und betrügen einen! Man muß alles, alles, alles wissen wie der Schannes. Aber der Schannes weiß nicht, daß es keine Indianer mehr gibt. Und Noel weiß es. Jetzt — jetzt weiß ers. Es schreit und stöhnt in ihm: sie belügen und betrügen einen! Aber was wirds dann mit dem Schannes, wenn es keine Indianer mehr gibt? Und da fällt Noël über ihn her, von hinten her. Drückt ihn, preßt ihn, sagt: „Joe, joe, Schanneschen, liev Schanneschen, es g i b t Indianers."

Schannes kennt das nicht, das Drücken und Pressen so in plötzlicher, stürmischer Zuneigung. Er lächelt verlegen, aber es ist sein heimliches Gaunerlächeln, macht sich von dem Knaben los und sagt — ja, warum sagt er das? Er sagt: „Ich danke schön."

Danach langt Noël mit dem Arm her und drückt Schannes das Stück Kreide in die Hand: „Schreib doch auch deinen Namen her."

Da schreibt Schannes auf die Ofenröhre unter denjenigen Noëls: Johannes Dietrich.

Noël liest: „Noël Wetz, Johannes Dietrich. — Meinst du das ganz gewiß, daß ich nich von einem Krüppel herkomme?"

„Döskopp! Sonst wärst doch nich einjeschrieben: Noël Wetz." Und so dankt ihm Schannes die Wohltat von vorher. Zwei Bettler, die sich Almosen schenken. Ihre Blicke treffen flüchtig zusammen. So viele Gedanken stehen in den Blicken. Aber vielleicht wissen sie selbst nicht, in welchen Untiefen diese Gedanken lauern.

Sie sägen. Sie sägen lange. Das Wasser tropft vom Dache. Görököök sagt grämlich ein Huhn.

Die Feiertage warten auf den Hügeln des Landes. Die Lüfte haben Weihrauchatem. Die Reden der Menschen sind nun wie süße Geheimnisse, die aus ihren Blicken lächeln. Aus den Wäldern holen sie sich ein Tännchen heim. Freuen sich Kindlein, die Großen. Mutter Wetzen tuschelt dem Schannes zu, er solls im Schuppen verstecken. Schannes tuschelt dem Noël zu: „wir wollens im Schuppen verstecken." Sie versteckens. Tuschelt hierauf Mutter Wetzen, vom Speicher herunter soll Schannes die Schachtel mit dem Christbaumschmuck holen. Tuschelt Schannes dem Noël zu, wir wollens holen. Fragt da Noël und horcht schon im Sprechen auf die Antwort, wers tät dranhängen? Sagt Schannes: der Alte und ich.

Da summt Noël ein fürchterliches Getöse ins Ohr: sie belügen und betrügen dich! Aber weil der Schannes annimmt, daß ein Junge wie er das wissen muß, schluckt er einige Male im heftigen Würgen und sagt bloß: „Ich möcht mithelfen."

„Dann sag nur an dein Modder: ich weiß alles! Wenn das an Weihnachten ein Kind an seine Modder sagt, dann darf es mithelfen."

Sagt dann: „Ich weiß alles, Mödderchen." Froh ist die gute Frau, hat weniger Arbeit, weniger zu verstecken; der Junge fragte viel, sie konnte nicht immer antworten. Rosmarin fragt nicht, lebt in den Tag hinein. Jungens sind gescheiter; man ist

froh, wenn sie ohne besonderen Zwischenfall aufgeklärt sind.

Am Vorabend der heiligen Nacht schneit es in die Wiesentäler, weich, weiß, heimlich und märchenhaft, deckt das ganze Land, die Hügel und die Kreuze, mit schimmerndem Gestreusel zu.

In der Schenkstube im grauen Hause schmücken sie den Baum. Es ist kein Gast da. Die heilige Nacht schließt alle Menschen ein in den Hausfrieden. Schannes klebt Fähnchen. Das Goldpapier knittert. Der Alte taucht Nüsse in Mehl, summt dabei Lieder der Weihnacht; dann bleibt ihm seine Zunge in den vorderen Zahnlücken hängen, und dann lacht Schannes. Mutter Wetzen kommt herein, sieht mit Wohlgefallen den werdenden Zierbaum, putzt die nassen Hände an der Küchenschürze ab, winkt Noël heran. „Jeh rauf zum Rosmarinchen und sag, daß es Christkindchen mit 'm brennenden Kerzchen am Fenster vorüberjeflogen is."

Noël wartet noch; es ist ihm ganz unfaßbar. Er möchte zu Schannes laufen und sich Rats holen. Da klopft ihm Mutter Wetz lächelnd auf den Rücken: „Jeh, jeh nur."

Geht also und sagt: „Rosmarinchen, es Christkind ist vorbeijeflogen mit'm Kerzchen in der Hand."

Aus den Kissen guckeln hellstrahlende Augen: „Hats auch en weiß Kleidchen an, Nojechen?"

„Ja, es hat en weißes Kleidchen an."

Faltet Rosmarin andächtig die Hände und lallt von feierlich jauchzenden Herzschlägen gestoßen, innige Gebete, während Noël leise die Tür öffnet und davonschleicht.

Trüd begegnet ihm auf der Treppe, kommt mit einer Schürze Äpfel vom Speicher herunter, rotwangige Äpfel für den Christbaum. Noël langt danach. Jesses nein, nein! Wer am Vorabend vor Weihnachten Äpfel ißt, bekommt das ganze Jahr hindurch geschwollene Drüsen. Stapft polternd die Treppe hinunter. Noël steht droben, muß denken. Es ist jetzt eine große Unordnung in ihm, er weiß nicht mehr, was er glauben soll. Jedenfalls sei die Trüd dumm, denkt er. Die Trüd will ihn bloß belügen und betrügen, denkt er auch. Schleicht hinunter. Am Tische steht er, da, wo die Äpfel liegen.

Er sieht nicht hin, man soll nicht meinen, daß er an die Äpfel denkt, er denkt gar nicht daran. Hebt dann die Hand und legt sie auf den Tisch. Hebt die Hand vom Tisch und ganz sacht, ganz leise leichthin über die Äpfel, streicht bloß darüber. — Und dann krampfen ihm die Finger zusammen, und er hält den Apfel, und der ist schon in der Hosentasche. Er lächelt verlegen und aufgeregt, sieht den Alten an, den Schannes, die Trüd. Keiner hats gemerkt. Jetzt läuft er hinaus vor die Tür mitten in den Tanz der Schneeflocken, den Apfel, der das Strafgericht nach sich zieht, in der krampfenden Hand. Der Apfel duftet reif. Man muß hineinbeißen und sehen, ob die Trüd dumm ist. Man muß wissen, obs wahr ist. Der Knabe Noël hat eine Lust, Gott und die Menschen zu versuchen. Der Knabe Noël hat greise Gedanken. Er hat die Augen einer Mutter, die im Venn gestorben und verdorben ist. Und er hat

Augen, die weit offen standen, als man eine Leiche von ihm wegnahm. Und er hat eine Kinderseele, die in stürmischen Ereignissen groß geworden ist. Aber was das Wichtigste ist: die Seele und diese Augen waren nicht wie alle anderen. Man sagt das von Künstlern oder Verbrechern. Müßt demnach der Knabe Noël ein Künstler oder Verbrecher werden.

In den Apfel beißt er, und sein Saft rinnt ihm in den Mund. Da hält er inne und horcht, ob es nicht donnern und krachen wird und nicht Blitze fallen, die den Leib der Erde aufreißen. Ob nicht so etwas ganz Gräßliches geschähe? Horcht. Der niedere Himmel liegt auf den weißen Hügeln, still und stumm und gnädig. Violett und weiß und rot in breiten Riesenbändern zerschnitten. Es ist eine große Stille. Es ist eine heilige Heimlichkeit. Unendlich und still. In dieser stummen Heiligkeit hängt die weiche Nacht. Aber eine leise Riesenhand reckt vom Himmel herunter und vor der Tür des grauen Hauses nieder, faßt den Knaben Noël beim Kragen, und seine Haare sträuben. Da speit er den Saft aus und was seine Zähne zerkaut haben. Und da hört er drinnen seinen Namen rufen. Mutter Wetzen steht an der Treppe und winkt. Man hörts Rosmarinchen helljauchzende Lieder singen. Noël soll hinauf, ihm sagen, es müßt jetzt fein schlafen, damit das Christkind ungesehen ins Haus komme und seine schimmernden Gaben niederlegen könne. Der Knabe steigt hinauf. Oh! machts Rosmarin in schauervollem Entzücken. Da legt Noël den Apfel neben

ihr Gesicht in die Kissen. Es soll ihn essen, es soll ihn essen. Obs die Drüsen haben wird? Läuft aus der Kammer. Wenns wahr ist! Wenns nun wahr ist — —. Hält an der Treppe inne. — Wenns nun wahr ist — — — —

Als die Glocken durchs Land hallen und die Lüfte wie Weihnachtslieder tönen und die Psalmen zum Altare steigen und die Menschen durch die verschneiten Straßen eilen, als sei ihnen allen eine heimliche Freude geworden, und als sie aus dem Hochamt kommen, mit kalten Füßen in die warmen Wirtsstuben stapfen, viel und freundlich schwatzen und einander „Fröhliche Weihnacht" zurufen, und dann am zweiten Weihnachtstage stärker der Schnee fällt und die Leute sich rüsten, um der Armenbescherung in der Schule beizuwohnen, da steht Noël bei Rosmarin und sieht, daß sie heil und gesund bleibt. Da sagt eine traurige Stimme in ihm: „Es ist nicht wahr."

Auch hat die Mutter Wetzen sich aufgemacht, um der Armenbescherung beizuwohnen; denn sie hat wie die anderen ihre etliche paar wollene Strümpfe beigesteuert. Kob Wetz ist im neuen Wams, streckt sich hinter dem Ofen aus und schläft. Da schlüpfen die Kinder hinaus in den Holzschuppen und möchten spielen mit ihren Christkindsachen. Rosmarin kämmt das Flachshaar ihrer Puppe, erzählt in frohherziger Kindereinfalt: „Vorig Jahr hat sie einen Arm kapott, jetzt hat'n das Christkindchen wieder dranwachsen lassen."

Da wirft Noël sich platt ins Sägemehl, obschon

er nun den neuen Anzug mit den langen Hosen hat, lacht häähäh, wie der Schannes, sagt: „Es ist nich wahr.“

Rosmarins frischhelle Stimme zetert drein: „Es wär nich wahr?! Biste dumm? Hier ist den Arm, hier ist den, guck, da guck doch, du dumme Jubbel!“

„Aber kein Christkind hat ihn gemacht, die Modder hat ihn gemacht, nä, nich die Modder, das Großvadderchen. Jetzt weißt dus, aber du weißt noch nicht alles.“

Ihre Blicke wehen hilflos. Wie er so daliegt mit den langen mannhaften Hosenbeinen, die Ellbogen aufstützt und das Kinn in die Hand, fängt sie an, etwas an ihm zu fürchten. Was? Daß er jetzt ein Jung ist mit langen Hosen? O, was will der große Bub dem kleinen Mädchen antun! Gar nicht wissen will sie es. Nein, nein. — — Doch ja! — — doch nein, nein, um Gottes willen nein.

Und dann haucht sie leise zitternd: ja, ja!

Noël sagt: „Dann setz dein Püpplein nur gleich weg, denn jetzt wirst du nicht mehr damit spielen, jetzt ist alles nicht wahr.“

Sie umklammert ihre Puppe fest und innig, aber neben dem Buben, der jetzt mannhafte Hosen hat, kauert sie nieder, und Noël spürt, wie ihr ganzer Körper zittert.

Das Holz duftet harzig. Die Spatzen hüpfen herein. Rosmarin hockt auf den Knien, ihr blaues Röckchen bauscht fast über ihn. Sie reckt den Hals. Es ist ein helles Horchen in ihr.

Noël sagt: „Es gibt kein Christkind!“ Wartet und sagt wieder: „Es gibt kein Christkind.“ Und nichts mehr und denkt, nun müsse etwas geschehen. Rosmarin horcht noch, sie horcht mit strahlendem, lautlosen Lachen. Und plötzlich in heller Erlösung: „Nojechen, was bist du 'n dummer Keäl! Du hast es Christkind ja selbst gesehn, du kamst mir sagen, mit Kerzchen in der Hand vorbeigeflogen ists!“ Ach Gott, ach Gott, sie überstürzt sich, sie hastet, sie jubelt.

Noël sagt: „Es ist nicht wahr, ich habs nich gesehn. Sie belügen und betrügen uns.“

Er sagts fest wie ein Kredo. Ei, man könnts dem Noël glauben, so sagt ers. Ihr Kinderherz erschüttert und strauchelt. Sie hat eine Angst, o eine Angst! Aber sie sagt blind und taub und toll: „Neä, neä! Der schöne Baum ist doch da. Das Christkind —.“ Sie hält tödlich entsetzt inne, sie ist umgeworfen von dem, was sie jetzt denken muß. Da rafft Noël sich auf, sitzt neben ihr und fängt an: „Nu muß ich dir alles sagen, wie das mit dem Christkind und dem Baum und mit allem ist. Der Baum ist eine Tann, den hat der Schannes im Walde geholt, dann hast du ins Bett gemußt, dann haben wir ihn geschmückt.“

Sie sagt ihm leise hinein: „Es ist nicht wahr.“

„— dann hat die Modder gesagt: ‚Geh rauf und sag dem Rosmarinchen, es Christkindchen wär mit 'm Kerzchen vorbeigeflogen; und da hab ichs gesagt “

Rosmarin in leiser Not: „Es ist nicht wahr.“

„— dann haben wir den Baum angesteckt, und die Modder hat dich wachgeschellt, nich das Christ-

kind, ich weiß es! Es ist kein Christkind und kein Sankt Niklaus. Nix ist. Ich weiß es."

Es klingt furchtbar in dem Kindermunde, die trostlose Öde: ich weiß es!

Da streift ihn noch der Hauch: „Das ist nicht wahr."

Nun weiß er, daß sie es glaubt, und er streckt sich wieder hin. Sie sitzt noch straff. Gramlinien zerren in ihrem frischheiteren Kindergesichte. Ihre kindhafte Seele ist geknickt. Es ist kein Christkind, es ist kein Sankt Niklaus. — Noël sagt: „Jetzt weißt du alles und bist klug und keine dumme Schütt mehr. Mußt doch froh sein."

Sie nickt: „Joe, ich bin froh."

„Wenn man alles weiß, können sie einen nicht mehr belügen und betrügen. Du mußt doch froh sein."

„Joe, ich bin eso froh." Steht auf und geht. Die Puppe läßt sie neben ihm liegen. Bis zum Eingang geht sie, wo der Schnee liegt und die Spatzen auffliegen. Sie ist schwer, die Freude, schwer wie ein Tränensack. Sie müßt leichter sein, die Freude. Lieber Gott! Lieber Gott! Lieber Gott! Und geht und geht. — Und fährt herum — — wild wie der Teufel, o, so kinderwütig und grausam und haltlos. Auf den Liegenden im Sägemehl stürzt sie zu, mit erhobenen Armen, mit geballten Fäusten, und über ihn her in Wut und Schnaufen. Sie rauft ihm die Haare, sie kratzt ihm blutige Striemen, sie reißt ihm die Ohren, daß sie bluttröpfeln. Und wirft ihren Kopf auf seine Schulter, beißt ihm ins Zeug; und

Weinen, ganz trostloses Weinen; ihre brennenden Tränen überfluten ihn, ihre geschluchzten Schreie gellen an sein Ohr.

Er liegt still, kein Glied zuckt. Kein Fluch. Es schmerzt viel, gar viel. Er wird stillhalten, düster und stumm.

Da rennt sie von ihm, in den Schnee hinaus; ihre Spuren sind tief in der weißen Spreite. Die Wut ist aus ihr, das Leid brennt. Warum ist heute noch Weihnacht? Sie mag keinen Christbaum sehen, sie wird still hocken mit den Scherben ihrer zerbrochenen, süßen Geheimnisse. O, eine Kinderseele im ersten Leid!

Und Noël liegt noch. Sein schmaler Jungenkörper zuckt. Liegt zerschunden und blutig und erstarrt. In den Augen eine schillernde Feuchtigkeit. Er hört hinter dem Holzstoß ein Geräusch. Ein Schurfen. Jemand kommt. Der Alte kommt. Hat da still und vergessen gesessen in seinem Werktagswinkel. Hat zur Weihnacht einen weißwollenen Wams gekriegt. Sein Altenkörper gebückt und eingesunken darin. Als Noël den Alten sieht, wird seine Brust von Schluchzen gestoßen; aber er weint nicht, er hustet, rauh und trotzig; dazwischen quillt ein Tropfen über das zuckende Gesicht. Er sagt: „Ich hab sie doch froh machen wollen. Sie ist nicht klug."

Da rafft der Alte ihn auf, setzt ihn steil. Seine Stimme ist schleppend und zahnlos: „Jung, sie werden dich mal verbrennen oder steinigen oder so was." Klopft ihm das Sägemehl ab. „Man hätt

dich in den Masern sterben lassen sollen, es wär besser." Führt ihn an der Hand. „Jung, mach sie nich klug, mach sie nich klug, sag ich dich. Sie steinigen dich. — Oder so was."

Des Knaben Blicke hängen an ihm; sie verzehren seine dumpfen Worte, sie sind wie aus der Tiefe gesprochen. Und sieht die Altenaugen eingesunken im buschigen Kopf und aus dem Hautgerunzel heraus schon die Ewigkeitsblicke.

Nachdem aber der Alte vom Berg dies gesprochen hat, ist der Glanz hinweg und versunken im wüsten Gerunzel und stacheliger Haut.

Die Luft ist eisklar wie Kristall. Die reine Unendlichkeit dehnt sich über Wälder und Höhen bis an die Himmelsgrenzen. Die Menschen atmen tief. In den Tälern läuten noch die Weihnachtsglocken.

Kob Wetz wacht auf; draußen an der Schwelle klopft jemand den Schnee von den Schuhen. Er reckt sich, streckt sich, kraut sich im Nacken, reißt den Mund auf und gähnt. No's Traudchen schon zurück? Ei Donner, schon dunkel — no, was ist denn?"

Die gute Frau fällt auf den Stuhl, der Hut sitzt ihr schief. Son Schandtat! Da ist der Kob Wetz auf den Beinen. Für Schandtaten hat er ein nervöses Interesse. Wat denn, wat denn? Ob mit Schmuggeln was?

Die Frau nimmt bedächtig ihren Hut ab, schüttelt die Schneeflocken herunter und sagt: „Neä, Jott sei Dank. Es ist Einbruch verübt worden beim Julius

Baum, während der Bescherung, während alles aus'm Haus ist, auch in der Nachbarschaft."

Kob Wetz legt sich wieder zurück. „Das ist doch net, um rinzukommen und auf'n Stuhl zu fallen. Der Julius Baum kanns eher vertragen als'n anderer, er hat för keine Kenger zu sorgen."

„Aber nu jrad auf Weihnachten!" sagt die gute Frau.

Draußen wieder das Plumpsen auf der Schwelle. Trüd ruft schon im Hausflur: „Wat'n Schandtat."

„Joe, joe, wievill war denn in der Kasse?" schrillt ihr Kob entgegen.

Trüd schnauft: „Sie waren net an die Kasse."

Einbruch und nicht an der Kasse! Mach sich einer einen Vers drauf, der Kob Wetz nicht. Trüd sagt, ein Säbel sei gestohlen. Weder Kob Wetz noch seine Frau Traudchen wissen darauf ein Wort zu sagen. Einbrechen, um einen Säbel zu stehlen! Wer trägt hierorts Säbel? Die Polizei. Wenn nun noch hierorts die Polizei stiehlt, dann ists Zeit, daß man hierorts aufgeteilt wird. So ist die Ansicht Kob Wetzens. Er horcht. Wieder geht draußen die Tür, aber die Hoftür. Man klopft nicht seine Schuhe ab, man humpt mit Schneeballen an den Sohlen an die Stubentür. Schannes tritt herein, das Gesicht fahl, die Nase rot. Wo er geht, zieht sich eine weiße Schneespur. Da habert Kob Wetz ihn grob an. Und zurück stößt Schannes, noch die geöffnete Tür in der Hand, hinaus und kommt nicht wieder.

Die gute Frau sagt: „Brauchst ihn net grad eso

anzuhauchen, er is doch 'n ärm Jong, der wie'n verloffener Hund überall unterschlupfen muß."

„Er ist'n Gauner," sagt Kob Wetz.

„Auf die Art kann und muß jeder'n Gauner werden," sagt die gute Frau.

„Traudchen, halts Maul!" sagt Kob Wetz.

Da zieht eine Schneewolke auf und wischt den letzten Tagesdämmer hinweg. Stockfinster ist der Weihnachtsabend. Wer nicht getrieben ist, verläßt nicht das Haus, also muß einer getrieben sein; denn es klopft am Fenster zur Schenkstube. Ob der Schannes da sei? Wer kömmt nach dem Schannes in der Winternacht fragen. — Allmächtiger Gott! Die Polizei. Kein Schannes ist da. Wo ist der Schannes? Wo anders als bei dem Karling. Nein, auch da nicht. Was denn Schreckliches sei? — Da sind die Männer des Gesetzes wieder verschwunden in Nacht und Schnee.

Am Morgen erzählen die Fuhrleute, daß Schannes doch beim Karling eingefangen worden sei, des Einbruchs verdächtigt.

Am Nachmittag sprengt der Berittene an. Haussuchung. Man fahndet nach dem gestohlenen Schläger. Schannes verrät das Versteck nicht, er sagt, und wenn sie ihm den Kopf abschlagen, und er verräts nicht. Also suchen sie in Keller und Bettlade, in Stall und Scheuer, dann im Holzschuppen. Mit Murren und Schrecken folgt überall hin die Familie Wetz. Sie räumen den Holzverschlag aus, sie lesen auf der Ofenröhre „Johannes Dietrich" — aha! Heben die Röhre

auf; es klirrt — aha! Stülpen sie um; es klirrt stärker, aber es fällt nichts heraus. Da krempelt die preußische Polizeimacht die Ärmel hoch und greift in die Röhre, faßt zu — aha! Herausscharrt der Schläger, und es plustert zu Boden. Ein Buch. Die Spitze des Schlägers hackte darin. Sie stehen ratlos. Ein Buch, verstaubt, zerknittert, — blutig, ah!

Zwischen dem Alt-Neutralen und Kob Wetz durch drängt Noël. Er sieht das Buch, den Einband, das Blut. — Dunkel wirds vor ihm, als ziehe wie eine schwarze Wolke ein schwerer, schrecklicher Traum vorüber, und als breche nun mit einem Male eine Untiefe in ihm auf. — Grell und klar flammt ein gräßliches Bild vor ihm auf, er ist gestoßen, er schreit: „Das Buch ist mein!" Springt an dem Polizisten hinauf, reckt mit beiden Händen nach dem Buche. Der schnellt den Arm hoch. Halt! So ohne weiteres, nein. Wie das Buch mit dem Säbel zusammenhängt, muß man erst wissen. Marsch! Sie reiten, sie gehen zurück, Noël hintennach. Ab und zu gellt seine Notstimme: „Gebt mir das Buch!"

Die neutrale Straße hinauf bis zum Spritzenhaus.

„Gebt mir das Buch."

Im Spritzenhaus hockt der Delinquent. Sie treten zu ihm ein. Vor der Tür harrt Noël.

„Gebt mir mein Buch!"

Da kommen sie heraus und werfen es ihm zu. Er läuft und steckts wieder in die Ofenröhre. Und dann steckt ers in den Hühnerstall. Und als zwei Tage vergangen sind, Schannes im Gefängnis zu

Aachen sitzt und kein Berittener mehr am grauen Hause antrabt, holt er das Buch heraus, bläst den Staub ab, glättet die zusammenklebenden Blätter, und wo Blutflecken sind, legt er andächtig den Finger darauf. Ein Frösteln aufs andere läuft ihm über den Rücken, und immer wieder tupft er auf neue Blutspuren und ängstigt sich und kann doch nicht aufhören. Und wahrscheinlich steht der Schatten des Ermordeten neben ihm und spricht: „Ich bin für Christus gestorben."

Da überfällt ein plötzliches Grausen den Knaben; er stürmt auf, er wirft das Buch —. Rosmarin steht am Eingang. Ihr langes, schwarzes Haar hängt lose, auf dem Scheitel die blaue Schleife. Ihre helle Schürze steift. Sie steht selbstsicher und vollentwickelt. Ein Kind, dem schon die Männerblicke folgen.

„Was machst denn du?"

Er verbirgt seinen Schrecken, er schämt sich, unmännlich zu sein. Nimmt das Buch auf.

„Es ist eine Bibel. Soll ich dir predigen?"

„Aber nich zu lang." Sie setzt sich aufs Holz, er springt auf den Block. Predigen ist sein bevorzugtes Spiel. Er predigt, wo immer sich ein Zuhörer bereit findet, am liebsten vor dem Alt-Neutralen. Der machts just so wie in der Kirche; er schläft ein, und dann predigt ihn Noel wach. Die gute Frau sagt: „Aus dem wird'n Pastor." Kob Wetz pfeift durch die Zähne. „Traud, das ist'ne Idee!"

„Ja, aber —," wendet die gute Frau bedeutungsvoll ein.

Kob Wetz macht einen glättenden Handstrich.

„Das machen wir, Traudchen, machen wir.“

Und Kob Wetz schleppt einen ungeheuer praktischen Gedanken mit sich herum.

Derweil ist das graue Haus ein berühmtes Haus geworden, und da Noël und Rosmarin im Holzschuppen beisammen stehen und Noël noch in voller Predigt losdampft, kommts trippeltrapp daher über den Schnee, Kindlein von Moresnet; sie wollen die Ofenröhre sehen, worin der „Einbruch“ gesteckt hat. Ihre Schrittchen knistern in der überfrorenen Schneedecke. Viele Kindlein, Buben und Mädchen, stämmige und schüchterne und ganz stille, die hinter den anderen stehen, erfroren und so mit kranken Blicken. Oder so mit Blicken, die suchen, wo sie zu Hause sind.

Rosmarin stößt die Röhre, daß sie rollt. Sie wälzt in das Sägemehl, tunkt die geschriebenen Namen ein, und zweimal blitzt im Rollen die Kreideschrift auf, dann bleibt die Röhre so liegen, daß die Namen vor den vielen Kinderaugen sind. Sie lesen: „Noël Wetz. Johannes Dietrich“. Sie sprechen untereinander über den Fall, vernünftig, und wie sie es von den Alten hören. Und die Buben fluchen, und die Mädchen schneuzen sich. Wie sies von den Alten wissen. Die knisternde Frosthelle des Wintertages hängt im Eingang des Schuppens. Ein Huhn hat ein Ei gelegt und läuft schnatternd in der Verwandtschaft umher und macht viel Aufhebens davon. So geht unter Hühnern und Buben und Mädchen ein lebhaftes Gespräch, und dann steht der Noël

mitten unter ihnen und sagt etwas Kurioses, er sagt es aber mit Augen, die bei jedem wie ein schleichender Schatten stehenbleiben und auf die altväterlichen Reden fallen, daß die verstummen. Er sagt: „Ihr müßt mal all euren Namen drauf schreiben", zwängt einem schon die Kreide in die Hand. „Ihr müßt das mal", drückt einen an der Röhre nieder. Da schreibt der schief und ungelenk: „Gustave Moblette". Es waren aber noch einige aus dem Hause Moblette, für die Gustave Moblette Schriftführer ist. Und da ist noch eins, von dem Gustave Moblette sagt: „Ich will als seinen Namen hinschreiben, es ist nicht von uns." Er schreibt: „Margretchen Josef". Die anderen rufen: „Man nennts doch't Polkagretchen!" Sie wissen auch warum: seine Mutter hat so geheißen, sie war Tanzmeisterin an einem Herzoghof gewesen, und der Vater wäre der Josef mit 'm Orden, so was Hohes mit Auszeichnung. Da weint das Polkagretchen. An ihm vorbei drängen die übrigen, die sich auf die Röhre einschreiben wollen. Es werden viele Namen gekritzelt, steif und schief und ungelenk, auch korrekt und Schönschrift, auch unleserlich und verwischt und wie verschämt. Die Kinderstimmen schwatzen, lärmen, lesen, diskutieren heftig. Püffe, Stöße. Sie stolpern über die Röhre. Da zieht sie Noel zwischen ihnen heraus, stellt sie gegen die Wand. Seine Blicke jagen darüber hin. Viele Namen, viele Namen. Der Jakob Jonas, der Leo Heinrich, Josef Ignaz, der Franz Friedrich, die Susa Matthias, die Brigitte Michael. — Da muß Noel die Hände

falten. Geschenke des Himmels. Engel haben sie niedergelegt am alten Berge. Viele Namen, merkwürdige Namen, merkwürdige Kindlein, der Himmel hat sie gezeichnet, ihre Blicke suchen. — Und Noël betet noch, Geschenke des Himmels, Engel haben sie getragen, Amen, Amen. Da stürmt er zu ihnen und küßt sie: den Jakob Jonas, den Josef Ignaz, die Susa Matthias — — —.

Die Jungs und die Mädchen lärmen lachend, stapfen in den Schnee hinaus und lärmen lachend. Warum hat er den Jakob Jonas geküßt und die anderen? Warum hat er die Susa Matthias geküßt und die anderen? Ihre Schrittchen knistern im überfrorenen Schnee, ihre hellen Stimmen hallen. Da zittern und wüten die Geküßten, folgen in den Schneespuren den Vorangehenden und zürnen sehr, daß Noël sie geküßt hat. Er hat sie aus der Schar der anderen herausgenommen und gezeichnet, und zürnen sehr. Und stapfen in den Spuren der anderen, die Gezeichneten des Himmels. Aber ihre Blicke suchen in den Spuren der anderen. Wo da ein Weg heimwärts führt. –

In dem kristallenen Tag, der durch den Eingang des Schuppens schimmert, steht Rosmarin, und in ihrem buschigen wallenden schwarzen Haar blinkern die Eislichter. Warum er hätt' den Jakob Jonas und die anderen, die Susa Matthias und die andern geküßt? Noël tritt bis hinter das aufgestapelte Holz zurück und antwortet nicht. Rosmarins Frage hallt ihm nach, sie zwackt wie eine Zange und klemmt ihn.

Und so robust und unerbittlich ist Rosmarins Kinderseele hinter ihm her. Noël antwortet nicht. Da springt sie zu ihm hinter den Holzstoß. Und selbstverständlich und vaiv: „Küß mich doch, Noje!"

Er steht abgewandt mit dem Gesicht dicht an der Holzwand. Er schüttelt den Kopf. „Ich tun es nich!"

„Aber du beß mein Bruder!"

„Aber du beß kein Geschenk des Himmels!"

„Aber warum denn nich?"

Nun dreht Noël sich um, steht vor ihr, und seine Gedanken arbeiten. Seine Augen flackern auf und verkünden das Ereignis in seiner Seele. Er wird erzählen, was so schön und dunkel und geheimnisvoll ist. Er wird weite Irrgänge laufen und alles aufstöbern, was schön und dunkel und geheimnisvoll ist. Er wird seine Gedanken so weit schicken, daß sie wie Traumlichter aus der Ferne blitzen, wie die goldfunkelnde Dunkelheit italienischer Kathedralen. Und er beginnt: „Es waren Eltern gestorben und gingen in den Himmel, und im Himmel gingen sie an die Sterne und guckten auf die Erde herunter, und als die Nacht hell war, warfen sie ihre Kinder durch die Sterne, und es flog ein Engel vorüber, das war der Schutzengel. Der nahm die Kinder auf seine Arme, und als die Kinder weinten, sagte er: ‚Seid still, ich suche euch eine Mutter!' Da flog er ganz leise und legte sie an den alten Berg und stand daneben, und man konnte ihn nicht sehen. Da kamen viele Mütter und holten Kinder, und als dann die Nacht vorüber war, und es waren noch Kinder da,

und es kamen keine Mütter mehr, da holte er die Kinder und legte sie auf den Mist, und diese Kinder wurden von bösen Müttern geholt, der Schannes zum Beispiel, und auch die Susa Matthias und noch andere. Dann weinen die Eltern im Himmel durch die Sterne, aber das kann man nicht sehen. Mit den guten Müttern ist der Schutzengel gegangen, aber man konnt ihn nicht sehen. Er bleibt aber in den Häusern und muß acht geben, ob die guten Mütter gut sind und den Kindern Freude machen; denn es sind Geschenke des Himmels, und wenn es ihnen schlecht geht, weinen die gestorbenen Eltern durch die Sterne."

„Du lügst! So hats die Schulschwester nich erzählt," sagt Rosmarin, und hupf! fällt wieder auf ihr Verlangen zurück: „Küß mich, Noje!"

Sie hat keine Gedanken, die ihr keine Ruhe lassen. Sie hat Eintagsgedanken, die wie goldschimmernde Lämmer auf der Sonnenwiese hüpfen. Und da der Jung noch steht und denkt, was er sagen muß, daß er sie nicht küssen will, greift sie mit rundlicher Jungmädchenhand in sein seidig dünnes Haar, zieht seinen Kopf hinterrücks und küßt ihn. Und da ist es, daß durch eine Ritze des Daches die frohblanke Sonne hereinfällt und ein wenig Schnee nachkörnt, als sei da mit leisem Getrippel ein leuchtender Zukunftsgedanke vorbeigegangen. Und dann schreckt draußen die Sonne zurück, urplötzlich wie von ihrem Zukunftslächeln entsetzt. Ein vergrämtes Düster wallt in die Holzecke. Noël spreizt die Hand gegen die Brust Rosmarins, drängt sie zurück, langsam und scheu,

sein Gesicht zuckt in verlegenem Lachen, indessen Rosmarin standhält und die jungatmende Brust furchtlos seinen Stößen preisgibt. Dann saust er unversehens an ihr vorüber und hinaus. Ei, da will Rosmarin ihm das antun, was ihn totärgert. Ruft ihm nach: „Die gestorbenen Eltern weinen nicht durch die Sterne, sie sind gar nich im Himmel, sie sind im Fegfeuer!"

Er steht, er horcht, er bebt. „Nich im Himmel? O du! Eltern kommen in den Himmel!"

Sie beharrt: „Zuerst ins Fegfeuer, sie müssen gereinigt werden, das steht im Katechismus!"

„Eltern haben keine Sünd!"

Sie lacht, sie frohlockt: „Sie müssen ins Fegfeuer!"

Da steht er wie geworfen und geschüttelt, krampft die Hände zur Faust. Sie darf nicht frohlocken, darf nicht, darf nicht. Er schleudert ihr zu: „Es gibt kein Fegfeuer!" Und ist fort.

O, o, o! Sie läuft hinter ihm drein, sie läuft ins Haus, sie steht atemlos in der Stube.

„Der Nose sagt, es gibt kein Fegfeuer!"

Im Sessel am Ofen knarrts. Der Alte sitzt und strickt. „Hast dus jehört, Traudchen?"

Traudchen sitzt am Fenster, macht den Schoß breit und zählt Hände voll Münzen hinein, sagt: „— 51, 52, 53, ja, ich hans jehört, 54, 55, mit dem Jung ist es'n kuriös Sach, 57, er hat immer was von geistlichen Dingen zu schwätzen, wir machen'n Pastor aus ihm, 58, 59, 60, 1, 2, 3, 4, 65, der Kobes ist nüber zu dem Curé von Sankt Paix —."

Da knarrt und quietscht der Sessel. „Wat? Wat? Zum Curé von St. Paix! Von St. Paix?“ Die Zunge bleibt ihm in der Zahnlücke hängen.

Die gute Frau sagt: „66, 67, Rosmarinche, geh naus, 68, 69, 70“, legt beide Hände in den Schoß, reckt flüsternd zu dem Alten hinüber: „Nu, was denn? Er ist doch sein Onkel.“

Die Erregung wallt über den Alten, er kommt ins Lallen. „Und, und, und das sagt Ihr ihm, dem Curé?!“

„Neä, Vadderchen, das sagen wir nicht.“

„Wenn er nu — ja, wenn er nu fragt, Traudchen?“

„Er fragt net, Vadderchen, der kümmert sich net um die Verhältnisse hüerorts, der ist 'n kurios Mannsleut.“

Legt sich dann der Alte wieder in den Sessel zurück, greift zum Strickzeug. Ein verklärendes Schmunzeln zerrinnt in dem Altmannsgesicht. „Wird ihn also zum Pastur einstudieren, unsen Jung.“

„Joe, joe, wird ihn, Vadderchen. Wenn er dann bloß mal auf das Gymnasikum ist, werd' ich schon Rats schaffen.“ — Sie hat auch für das Gnadenbild vom „Eichschen“ Rats geschafft. Es soll den Altar neu renoviert haben, mit Goldtünche und Schnitzwerk und vielleicht einem Pelikan vor dem Tabernakel, so denkt sichs die gute Frau und sammelt Gelder, 72, 73, 74, 75. Ein Windstoß pufft in den Ofen, stäubt die Asche auf. Die Türe näselt leise in den Angeln, und Noël schiebt sich herein, langsam zu Mutter Wetzen hin, drängt sich an ihre Schulter

und legt den Arm um ihren Fetthals und sieht in ihren Schoß, wie sie zählt. Sie spürt seine nestelnden Kinderfinger an ihrem Ohrläppchen, nickt und sagt: „80, 2, 4, 86, Noëlchen, mein Liebchen, es j i b t 'n Fegfeuer, absolut jibt es eins, gelt, mein Lievchen?"

Da geht die Türe heftig auf, brrr! Pff! Deiwel! trampelnd und die Hände reibend kommt Kob Wetz zurück, geradenwegs an den Ausschank und gießt sich einen Korn ein. „Jung, jeh naus." Und dann: „Tag mitsammen, ich bin zurück."

Der Alte aus dem Sessel, die Frau vom Stuhl recken auf. „Und?"

Kob Wetz platscht in die roten Hände. „Abjemacht! Der Jung wird Pastur!"

* * *

Da rüstet sich Mutter Wetzen zum Ausgang, und das ganze Haus ist um sie.

Trüd steht am Ofen, breitet den schwarzen, losen Mantel der Frau aus, daß er erwärme. Derweil steht die Frau am Spiegel zwischen den Fenstern, setzt auf den glatten Kopf den Kapottehut. Gediegener Samt und vorn einen Veilchenstrauß. Die Kinderstimmen hallen erregt. Ein Ereignis. Der Noël wird Herr Pastur. Die Mutter geht mal zum Curé, die wird mal ausführlich schwätzen, die wird mal alles in Ordnung bringen.

Dem Altvadderchen sind wieder einmal die Filzsandalen von den Füßen geschlupft. Der Jung kommt vorüber und hängt sie ihm in den Fuß ein

und so, wie man das in der Gewohnheit hat. Sprang dann auch schon der Jung rittlings auf das gekreuzte Bein. Großvadderchen, Galloppreiten! Aber Großvadderchen ist älter und der Jung schwerer geworden. Jetzt reitet auf dem welken Bein Rosmarins grünäugige Puppe. Wenn sie fällt und sich den Kopf bricht — was liegt daran! Wenn man nun doch nichts mehr glauben kann!

Fertig ist Mutter Wetzen, sagt Adie, und wo der Paraplui wär und zum Abendessen Kartoffeln pellen und nochmals Adie. In der Tür steht sie, erinnert sich, sucht in ihrer Kleidertasche.

„Brauchst doch kein Jeld!" ruft Kob Wetz aus dem Gang, steht an der Kellertreppe und will mit einem Fäßchen auf dem Rücken hinunter. Neä, kein Geld, aber die Kastanien, Rosechen, die Kastanien! Drei Kastanien trägt Mutter Wetz in der Tasche, betet tagtäglich drei Vaterunser dazu, das hilft gegen Gicht. Mutter Wetz würde Schuhe und Strümpfe vergessen, aber nicht ihre Kastanien, sie haben ihr die Gicht vertrieben, die Kastanien und ihre Gebete.

„Merci, Rosechen; also nochmals Adie!" Der Wind wirft die Türe hinter ihr zu. Der Alte schlurft auf und ans Fenster, gebückt und mit abgesessenem Hosenboden. Noel trägt ihm das Sesselkissen nach. Nun sind sie alle am Fenster: Alterchen, Trüd, die Kinder. Am Grenzpfahl dreht sich Mutter Wetz um. Die Kinder winken, Trüd lacht einfältig, der Alte stiert aus versunkenen Augen. Adie! Nun ist Mutterchen in Wind und Schnee verschwunden.

Vom Fenster huschen die Gesichter. Noël wirft sich in den Ofensessel, holt die Bibel und singt das alte Testament. Da schläft Altvadderchen friedlich ein. Da legt Rosmarin Streichhölzer in gewissen Abständen auf den Boden und springt darüber.

In der Winterweite aber trabt die gute Frau. Ihr Mantel strafft über die wappenden Hüften. Der Atem vereist ihr. Weiß und verödet die Landstraße. Sie weicht ab, wo im Schnee eine Pfadspur zwischen den Seen hinführt und über den langen Steg.

Auf dem langen Steg geht einer mit Hirtenhut und herabhängender Troddel. Hat sein Brevier in Händen und betet. Belgische Geistliche beten ihr Pflichtpensum, wenn sie wandern. Grüßen Vorübergehende, beten und nicken.

Die gute Frau stapft hinter ihm her, hustet und stapft noch. Sie sind vom Steg herunter und auf dem hartgefrorenen Wiesenweg. Da sagt sie: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Er bleibt stehen, hält noch sein Buch offen. Sie sieht sein Gesicht über die Schulter zurück. Aber sie sieht von dem Gesicht bloß die Augen. Oder vielmehr die Augen sieht sie nicht, sondern das geschwollene Fleisch um die Höhlen und die starken Brauen. Wenn man das sieht, weiß man, welch ein energischer und robuster Charakter der Curé von St. Paix ist. Aber wenn man dann die versteckten Augen in den Höhlen auffindet, weiß man nichts von ihnen, sie haben keine Merkmale.

Steht also und hört, was die Frau von ihm will.

Sie sei die Frau Wetz. Der Herr Wetz sei bei ihm gewesen, ob sich der Herr Curé erinnere? Der Jung soll Pastor werden, und der Herr Curé soll so gut sein, und ihm 'n bißchen nachhelfen bis zum Gymnasikum. Dafür tät ihm die gute Frau für seine Kirche in St. Paix sorgen, tät Gelder schaffen für ordentliche Kirchenwäsche, für ein Rauchfaß oder Chorstühle, oder was er wolle; sie versteht das Betteln um Christi willen, sie bittet nicht, o nein! Die Christen mit den schweren Geldbörsen sollen sich freuen, wenn Mutter Wetz kommt und ihnen Gelegenheit gibt, etwas für ihr Seelenheil zu tun. Sie gibt diese Gelegenheit den Christen und Juden, sie sagt: „Wir sind alle Brüder!" Und den Christen sagt sie, wie reich die Juden geben, und den Juden klagt sie, wie die Christen schachern, somit denn Juden und Christen mit der Mutter Wetz zufrieden sind.

Als sie von all dem gesprochen hat, klappt der Curé von St. Paix das Buch zu, und beide gehen nebeneinander her, der Curé, die Frau, was sonst ein Curé nicht tut. Ja, und ob der Knabe ein belgischer Geistlicher werden soll? Ein deutscher wäre der guten Frau lieber. Als deutschbelgischer Curé kennt der auch das Deutsche, aber Belgisch wäre ihm lieber. Indes hat die Frau einen tief versteckten Plan im Hinterhalt, sagt, er könne vorläufig so zwischen deutsch und belgisch hermachen. Ob das ging? Der Curé meint, es könne dem Knaben nicht schaden, wenn er als deutscher Geistlicher auch im Französischen durch sei. Falls er in der preußischen

Wallonie angestellt werde! Ei ja, gewiß, bitte, wie der Herr Curé will.

Meint dann der Curé, es sei alles in Ordnung, greift grüßend an den Hirtenhut. Die gute Frau aber beginnt: Zweitens. — Und sie traben noch nebeneinander, sie sind aus den Seen heraus und erblicken in der kristallenen Luft die alten verlassenen Schlösser dieses Landes.

Zweitens, sagt die gute Frau, habe sie noch etwas auf ihrem Gewissen — der Jung leugne das Fegefeuer! Ob das ein Behinderungsgrund sei für geistlich zu werden? Sie wolle doch keinen Luther großziehen. Andererseits seien das doch wunderbare Zeichen, daß er auf geistliche Dinge versessen sei und über das nachdenke, was er glauben soll. Meint, so habe sie wie ein vorurteilsloser und aufgeklärter Mensch gesprochen, so wie man offenen Herzens sprechen könne bei einem Seelsorger.

Der Curé verändert sein Gesicht nicht, sagt, für das der Knabe nicht ans Fegefeuer glauben wolle, soll sie eine Ginsterrute drehen und ihm die Hosen herunterknöpfen und so weiter. Für alles andere soll man ihn nur herschicken zu dem Cure von St. Paix.

Dann läßt er die gute Frau stehen, zweigt einen Weg ab, in dem eine Furte von Kohlenschutt von der Eisenbahn her gestreut ist, schlägt wieder das Brevier auf und wandert weiter zwischen Hecken. Das ist an der Stelle, wo die ungeheuren Mauern des mittelalterlichen Schlosses Molinar aufragen. Ausgetrocknet, mit Geröll und Gestrüpp liegt der Wall-

graben. Bauern hausen in dem Gemäuer. Aber die Herrschaft soll noch die Jagdzimmer in den Türmen haben. Wenn da einmal die Prunkkutsche über die Steinbrücke donnert — Darauf warten die Bauern.

Heim stapft Mutter Wetz und freut sich und summt Kirchenlieder. Der Winterwind streicht ihr über den Hut und rückt ihn schief. Und so behaglich und von keiner Unmöglichkeit bekümmert, strahlt das feist mütterliche Gesicht. So in dem wohlwollenden Selbstbewußtsein, mit Gott und der Welt auf dem Duzfuß zu stehen.

Während jener zwischen den Hecken dahingeht: draußen liegt eine Welt. Ich habe nichts mit ihr zu schaffen. — —

Totgefrorene Januartage. Eine dünne, glasige Reifdecke und kein Schneehügel mehr. Die fauligen Riedgräser an den Seen frieren zu Büscheln. Die Wiesenebene liegt weit in den bleichen Himmel hinein, schwimmt hinein und nimmt die paar verstreuten Häuser mit in den verschneiten Ozean ihrer Einsamkeit. Und man fühlt, daß man weit von Welt und Menschen und den Geräuschen hinweggeht.

Ein Mensch geht den knisternden Pfad, ein kleiner Mensch, der Knabe Noël. Über die Mütze hat der den roten Wollschal gebunden und einige Male um den Hals gewunden. Es flattern noch zwei Enden über die Schulter. Der Alte hat ihn an langen Winterabenden gestrickt.

Schräg und quer durch die Felder geht Noël,

hält den Steg in Sicht und sieht zu, daß er nicht irgendwo einbricht, wo die stinkende Fäulnis der übergetretenen Seen liegt. Und geht und ist zwischen Wiesenzäunen und Kreuzen und Feldkapellchen der einzige Menschenschatten. Auf der Höhe taucht der Kirchturm im Eisweißen auf und daneben das Schindeldach des Pfarrhauses.

Noël tritt an der Giebelwand ein durch die Küche. Er scheut es, an der verwitterten Haustür zu schellen. Sie steht in der Wand wie geklemmt und eingerostet und läßt sich nicht öffnen. Also geht er durch die muffige Küche. Eine Kammertüre ist da halb offen, und die Pfarrköchin ruft ihm allemal ein freundliches Wort heraus. Heut sagt sie von drinnen her, er soll die Türe fest schließen, auf daß die Katze nicht hereinschleiche. Er sieht nach dem Herd hin. Aus einem strohgepolsterten Körbchen ein Gepiepse. Zitternde Küchlein mit gelbem Haarflaum darin.

Tritt in die Pfarrstube und nimmt einen freundlichen Gedanken mit. Es riecht in der Stube nach schwerem Tabak, und es ist still und beklemmend. Der Curé steht am Schreibpult, lang und schwarz, die Schleppe der Soutane aufgeschürzt. Sein Knochengerüst ist groß und stark, aber er ist lang und eckig. Er müßte wie ein Stamm sein. Wie der Mann, der noch ungebrochen zwischen den Baumstämmen des Hertogenwaldes einhergeht. Ohne sich umzusehen, sagt er: „Setze dich und warte.“

Noël geht in die Küche zurück und in die Kammer, läßt sich den Schal abwickeln, kommt wieder in die

Stube, sucht nach einem Stuhl und findet keinen, der nicht mit Büchern belegt ist. Da stapft er wieder in die Küche, schleppt einen Stuhl her und rückt ihn mit viel Geräusch an den Tisch. „Ich hab 'n Platz, Herr Pastur," sagt Noël, da er annimmt, der könnte ihn vergessen haben.

„Warte." Es klingt wie ein Hammerschlag, der alle Freude totschlägt. Noël lauert zu ihm hinüber. Das blanke Winterlicht fällt über den großen, schwarzen Mann. Er ist ein feiner Mann, gut ausgebürstet und kein Knopf verschlissen. Noël schupft die Schulter hoch, als schabe ihn das Hemd auf dem Leibe. Die Ungeduld juckt ihn. Es ist furchtbar schlimm, in der stillen Beklemmung dieses tabakgeschwängerten Pfarrzimmers zu warten.

„Herr Pastur, ich hab' gewartet."

Keine Antwort. Tief hängt der Kopf über dem Pult, man sieht ihn nicht mehr. Ein tiefschwarzer, kopfloser Schatten. Da rutscht Noël bedächtig vom Stuhl ab und will leise hinaus. Nun taucht der Kopf über dem Schatten auf, ein fahles, rückwärts gewendetes Gesicht, wie dicke Striche die Brauen darin. Er bohrt den Knaben in den Grund. Der steht und nestelt erschreckt an seiner Jacke. Der Curé tritt an den Tisch, holt den Knaben beim Arm und drückt ihn auf den Stuhl nieder.

„Du willst geistlich werden? Dazu fehlt dir das eine Notwendige: dich bezähmen zu lernen. Ich habe dich prüfen wollen. Wenn ich wissen will, wie die Leute, die hier gesessen haben und noch sitzen

werden, nach innen sind, lasse ich sie warten. Je nachdem, wie sie dies ertragen, offenbaren sie ihren Sinn. Von dir weiß ich nun leider, daß du nicht Herr über dich bist. Du mußt das noch lernen. Mit Gottes Hilfe werden wir es fertig bringen. Die ersten Menschen konnten das auch nicht, und darum sind sie in die größte Sünde gefallen, die uns allen den Tod des Leibes brachte. Ich werde dir daher vom Sündenfall erzählen, und bis morgen kannst du darüber nachdenken und wirst mir es nacherzählen." So möge er horchen, was da geschrieben stehe von der ungezähmten Begierde im heiligen Buche.

Es sei ein Paradies gewesen, glücklich und schön und überaus glückselig. Zwei Menschen darin. Sie sollten nicht essen von einem Baume unter allen anderen Bäumen. Es war ein Apfelbaum. Aber da aßen sie und waren verdammt, verurteilt und verstoßen, geschlagen und gezüchtigt mit Tod und Gebrechen, Unheil und Last, Verfolgung und Verderben und fluchwürdigem Kindersegen. Sie sollen nun alle des bitteren Todes sterben, die Kinder und Kindeskinder und kommenden Geschlechter und alle die Unschuldigen. Der Säugling, der nicht einmal die Augen geöffnet hatte, um die Welt anzusehen, trug schon die Sündenschuld. Und auf die Abertausende, die da noch ihre Säuglingsaugen zum ersten Lächeln öffnen sollten, wartet schon der Erbfluch einer Sünde.

So geschehen im Garten des Paradieses und gesprochen von Gott dem Herrn, der allgütig und

gerecht, sanftmütig und demütig und aller Tugenden voll ist.

Und so möge der Knabe Noel beherzigen, was ihm zur Erbauung und Nachahmung gespendet worden sei durch den Mund des Curé von St. Paix.

Der Knabe Noel geht in tiefer Beherzigung und großem Schrecken. Im Munde der Schulschwestern floß diese Erzählung einst wie Balsam. Da haben die Kindlein gehorcht und nichts dabei gedacht und nur für den Augenblick gegruselt und das Gruseln dann vergessen und den lieben Herrgott im Sinne gehabt wie einen Strengen und Harten, strenger und härter wie Vater und Mutter, vielleicht etwa wie der Herr Lehrer, der die Buben über die Bank legt und mit dem Stock loshaut.

Aber nun hört ers im Munde des strengen und gerechten und harten Curé von St. Paix, und der liebe Gott aus der Schwesternschule wächst ihm in brutale Umrisse hinein. Groß und blutig und drohend steht vor ihm die Sünde des Ungehorsams. Er eilt und holt Rosmarin zu sich her. Sie hats mit dem Gehorsam allemal leicht genommen, jetzt muß sie wissen, wie das ist.

„Hör, wenn du ungehorsam bist, stirbst du!"

Sie weiß Bescheid und sagt: „Ach, neä, man kommt bloß in die Höll."

Sie gehen zur Wetzen und wollen von ihr Entscheid. Sie schwankt noch zwischen Bedenken.

„Woll. So nach und nach kann das dazu führen, daß man in die Hölle kommt."

Weswegen denn nun alle Menschen sterben müßten?

Weil den lieben Gott beleidigen schlimmer sei.

Warum? möchte der Bub wissen.

Nun nimmt ihn die gute Frau zwischen die Knie, drückt ihn in ihren Schoß. Aufgepaßt! Die Eltern beleidigen sei schlimm, den König beleidigen schlimmer, den König der Könige, nämlich den lieben Gott, sei noch furchtbar viel schlimmer.

Warum? möchte wieder der Bub wissen.

Aber da ist mit der guten Frau kein Spaßen. Weil eben der liebe Gott mehr sei als alle Menschen und selbst die Könige.

Da sagt der Bub dem Weinen nahe: „Er ist doch auch viel gütiger als alle Menschen.“

Nun läßt ihn die gute Frau und denkt, sie müsse das einmal tun, was der Curé ihr gesagt habe von der Ginsterrute und den aufgeknöpften Hosen.

Es geht dann noch der Knabe Noël in tiefer Beherzigung und großem Erschrecken und innerem Erfrieren. Die Tage so und die Nächte nicht anders.

Zum Curé von St. Paix kommt er und sitzt mit lahmer Zunge. Soll erzählen, was geschehen sei im schönen und göttlichen und glückseligen Paradiese. Da packen den Knaben die unerklärlichen Schauer, sie schütteln und werfen ihn, sie machen ihn stumm. Und so wie vielleicht Menschen und Kinder und das liebe Vieh im traurigen Moor sind. Und so wie die Moorsonne einem lechzenden Weib auf den bloßen Kopf gebrannt hat, der Vennwind durch die herben

Lungen strich und nun in eines Kindes Seele die schweren Gedanken der Einsamkeit nisten.

„Bringt mans nicht in ihn, klopft mans ihm ein," denkt der Curé, steht auf und holt aus dem Pfeifenkasten das Rohrstöcklein, das in den Religionsstunden zur Nachhilfe herangezogen wird.

Da wirren die Bubenaugen, und er beginnt und stößts heraus: „Es war ein schöner Garten und er gehörte einem jähzornigen und rachsüchtigen Mann, und der hat dann die böse Welt daraus gemacht."

Mit Kopfschütteln hört es der Curé von St. Paix, schreibt ein Brieflein und gibts dem Knaben mit.

Der Mutter Wetzen kund und zu wissen, sie habe sich getäuscht, als sie annahm, der Knabe sei klug. Er sei verstockt und dumm und bringe es nicht über das erste Paradies hinaus.

Bis in die innerste Seele hinein zerknittert sitzt die gute Frau, indessen Kob Wetz hineinkommt, den Lederriemen von der Hose schnallt und nach dem Grundsatze des Curé von St. Paix: „Bringe ichs nicht in ihn, klopfe ichs in ihn", die Schläge auf den Buben niederprallen läßt. Ei, haspelt da Altvadderchen aus dem Sessel auf, zerrt Kob den Buben aus den Händen, hadert mit zahnlosem Mund: auf die festen Happen des Rosmarin könnt der Kobes so herumhacken, aber nicht auf so 'n zerbrechlich Jüngelchen. Flüchtet mit dem lautlos schluchzenden Knaben nach dem Sessel zurück. Rosmarin steht zwischen zwei Fenstern, macht dem Alten flammende Augen. „Ich leugne doch nich 's Fegfeuer!" Springt

davon, häkelt sich an Kob Wetzens Arm und hinaus.

Die gute Frau hat sich etwas überlegt, holt einen versteckten Plan aus der zerknitterten Seele und beginnt fein säuberlich einen wichtigen Brief zu schreiben.

Der aufgestäubte Schnee prickelt ans Fenster. Ein Schlitten klingelt vorüber, husch! läuten seine Glöckchen in der Ferne. Noel liegt an der Altenbrust, die unter schwachen Atemzügen stößt. Ein fieberndes Flüstern und Schluchzen weht zu dem Alten hinauf. „Und es ist doch so, Großvadderchen, gelt? Ein reicher Mann hatte einen schönen Garten, da gingen zwei Menschen hinein spazieren. Sie kamen an einen Baum, und darauf stand ‚verboten'. Aber sie aßen doch Früchte davon. Darauf wurde der reiche Mann jähzornig und ließ die zwei Menschen mit flammenden Schwertern hinausjagen und ließ sie dann wieder verhaften, und sie mußten schwer arbeiten, daß ihnen die Hände bluteten. Und dann mußten sie sterben und auch ihre Kinder und die ganze Familie. Großvadderchen, und es steht geschrieben, der jähzornige und rachsüchtige Mann sei der liebe Gott gewesen."

Großvadderchen kaut auf die eingesunkenen Lippen, sagt: „Das muß ein schlechtes Buch sein."

„Es ist das heilige Buch."

Großvadderchens Kopf hängt tief. Er schweigt lange. Man hört noch die Glöckchen in der weißen Ferne. Es ist viel anders geworden, er kennt sich nicht mehr aus in der Welt. Vielleicht haben sie jetzt auch die Bibel umgeschrieben.

„Fertig," sagt Mutter Wetzen vom Tische her, putzt die Feder im Haar ab. „Passens up, Vadderchen, ich les'n vor."

An wen, möchte er vorher wissen.

An den Erzbischof! Wie sie es immer vorgehabt hat. Der Erzbischof sei selber mal ein armer Bub gewesen und habe auf ander Leuts Kosten studiert, und es sei bekannt, daß er armen Buben, die gleich ihm Priester studieren wollten, forthelfen möchte. Ja, Altvadderchen, was die Wetzen einmal sagt, tut sie auch.

Klebt den Brief zu und schlägt ein Kreuz darüber. Mit Gott! Geht hinaus an die Türe und wartet auf den Briefträger. Verspricht auch drei Wallfahrten zum Gnadenbild.

Wartet viele Tage in naiver Sicherheit. Der Erzbischof wirds machen. Sie hat ihm die Sache ausführlich und ohne Umschweife auseinandergelegt und so, wie Mutter Wetzen immer spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Daß sie da einen grundgescheiten Buben im Hause habe, der nichts sehnlicher wünsche, als sich dem geistlichen Stande zu widmen, was ja auch das Beste wäre für ein armes Waisenkind und so weiter. Wartet viele Tage.

Kob Wetz sagt: „Das fluppt dir net, Traud."

In diesem Augenblick bringt der Postbote einen Brief vom Pfarramt Moresnet. Kob Wetz werde ersucht, sich beim Pfarrer einzufinden. Die Eheleute sehen sich an. Sie nickt mit breitem Behagen. „Das ist von wesen! Jeh, zieh deinen Staatsrock an."

Als Kob spät abends zurückkehrt, schnarrt er schon in der Türe: „Schaff den Jung ins Bett!"

Die Frau sieht ihn an. Seine Stirn ist verrunzelt. Er gießt sich einen Korn ein, noch einen. Der Ärger würgt ihm im Halse.

„Nu haste uns mit deinem Jeschreibsel fies in die Katakomben jebracht," nörgelt er sie an, „der Jung is doch 'n unehelicher Möps, und so wat wird doch nich ohne großartigen Dispens net Jeistlicher!"

Da hört man nichts mehr in der Stube, so bebt der ernüchternde Schrecken darin. Kob Wetz wandert mit langen Schlotterbeinen durchs Zimmer, hadert:

„Und was der Pfarrer uns zumutet, ist eigentlich noch fieser. Der sagt an mich, der Fall läg anders, wenn wir den Jung adoptieren täten, also daß ich sein jesetzlicher Vadder würde. Nu, so wat!"

„Nu, wat denn?" fragt sie aufrecht, „wär das dat Elend all, wenn wir den Jung annehmen und dafür 'n Pastur in die Familich kriegen?"

Da steht Kob Wetz wie angewurzelt: „Du wärst imstand, jeck Mensch!"

„Jewiß wär ich es! Du hast mich nich so gestellt, daß ich uff meinen Lorbeeren ausruhen kann. Die Schnapsbrennerei ist verhypothekt, und wenn ich in meinem Alter in so 'nem Pfarrhaus von unsen Jung unterkriechen kann, is mich das ein großer Glücksfall."

„Und dafür willst du mich zum Vadder von dem unehelichen Möps machen!" wütet Kob los.

Da wütet auch sie: „Dann bist du doch irgend wat."

Sie leben im Streit und Zank eine Woche. Dann

hat Kob Wetz sich das überlegt. Schließlich finden in einem Pfarrhaus auch dreie Platz. Das ist immerhin ein tröstliches Bewußtsein, wenn eine Brennerei nahe dem Bankerott steht.

Zieht demnach wieder seinen Staatsrock an, erklärt so und so dem Pfarrer, er wolle Vaterstelle annehmen. Sagt der Pfarrer, der Erzbischof habe Erkundigungen über den Knaben erbeten. Wie nun die Schulschwestern übereinstimmend berichteten, habe der Knabe Neigung zum Lügen, vergrößere das Kleine, mache in die klare Wahrheit hinein allerlei Floskeln und sei nicht imstande, etwas der strikten und einfachen Wahrheit gemäß wiederzugeben. Er müsse das pflichtgemäß dem Erzbischof berichten.

Schreibt da das erzbischöfliche Amt zurück, da der Knabe lügenhaft sei, tauge er nicht zum geistlichen Stande, und könne deshalb die Unterstützung nicht gewährt werden.

Schreibt da die Wetzen kurzerhand zurück, wie die Sache zu nehmen sei. Der Jung hätte seine eigene Idee, die er so mal 'n bißchen überall hineinflechte, den sollt der Herr Erzbischof mal die Bibel erklären hören! Und wie der Geschichten erzählt! Daran könnte auch der Herr Erzbischof seinen Spaß haben und tät nicht gleich von Lügen sprechen. Und überhaupt, ob sogar der Papst von sich sagen könne, daß er noch nie gelogen habe.

„Das ist jesalzen," sagt Kob Wetz, als sie den Brief abschicken.

Warten viele Tage. Und dann kams. Unterstützung gewährt, zwanzig Mark monatlich.

Kob Wetz kichert sein pfiffiges Lachen. „Dein Mundstück jefällt sojar dem Erzbischof.“

Nun richtet es die gute und schlaue Frau so ein: Dem Lehrer bezahlt sie die Stunden, und der Curé von St. Paix tuts umsonst. „Doppelt hält besser,“ sagte die gute Frau. Und der Knabe Noël nahm zu an ungeheurer Weisheit, die ihn zu guterletzt auf das Karlsgymnasium nach Aachen brachte.

Da holte die Mutter Wetz abermals einen versteckten Plan heraus, ging nach Aachen zum Juden Klaubermann. Ein famoser und edler und freigebiger Jüd, dessen linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, und der nicht fragt, ob Christ, ob Jud, ob Hottentott, wenn er gibt von seines Hauses Reichtum, ein Jüd, wie gesagt, vor dem in Aachen ehrenwerte Leute den Hut ziehen und sagen: „Ehre dem Jud Klaubermann! Er beschämt uns Christen!“

Zu diesem Manne geht Mutter Wetz und stellt ihm die Zumutung, er soll ihr und dem Erzbischof helfen, aus einem angenommenen Knaben einen katholischen Priester zu machen. Da sagt Jüd Klaubermann, wie und was, das sei ihm gleich, er fühle als Begüterter die Verpflichtung, wohltätig zu sein — nichts weiter. Zählt ihr bare dreihundert Mark in die Hand. Ob er eine Quittung wolle? Nein, er fordert keine Quittungen. Da er kein Gläubiger sein will, mag er keine Schuldpapiere. Das Geld habe er nun auf ihre Hand und ihr Ge-

wissen gelegt, nun trage sie die Verantwortung und die Schuld und die Strafe, wenn das Geld nicht zum Rechten verwendet werde.

Reist dann die Mutter Wetz heim um dreihundert Mark schwerer und Verantwortung und Schuld und Strafe.

Es ist die Zeit, daß die Drossel brütet und die gelben Bachstelzen übers Feld hinhuschen. Die Zeit nach Ostern.

Da zieht der Knabe Noel als Studentlein ein in die Kaiserstadt Aachen.

Die große Sehnsucht.

Jetzt ist das so, daß Schannes hinter Gitter und Schloß sitzt und die Menschen mehr in Aufregung bringt, als hätte er Indianerschlachten geschlagen. Man spricht und redet und gestikuliert am Landgericht. Man echauffiert sich am Reichsgericht. Man drangsaliert die Oberreichsanwaltschaft. Man zitiert Zivil- und Feriensenat, und dann sind die Akten nur mehr als Frachtgut zu befördern. In diesen Akten kommt „Johannes Dietrich, genannt Schannes" 523 mal vor, und das ist schließlich auch ein Erfolg, der einem Schannes, genannt Johannes Dietrich, zur Popularität verhilft. Vielleicht haben zwei Menschen darob in heimlichen Schrecknissen gezittert. Zwei Menschen irgendwo in der weiten Welt, die einmal zusammengehörten in sündroter Lieb und

jetzt voneinander nicht mehr wissen und doch unbewußt wieder zusammengehören im Zittern der heimlichen Schrecknisse aus der sündroten Lieb, die da am Landgericht, am Reichsgericht, am Zivil- und Feriensenat gen Himmel schreit. Ein ganz niederträchtig blutrebellischer Schrei: Johannes Dietrich, genannt Schannes!

Also sitzen die Richter mit gefurchten Stirnen. Artikel 384 des Code pénal. Einbruchsdiebstahl: Todesstrafe, Zwangsarbeit auf Lebenszeit, Deportation, Zwangsarbeit auf Zeit, Zuchthaus usw. Die Richter furchen die Stirnen. Unser Gesetz kennt nicht Zwangsarbeit und Deportation. Also Zuchthaus!

Mit finsteren Stirnen sitzen die Richter.

Am 15. Februar eines weingesegneten Jahres, wo danach in der Rheinpfalz nur dumme Kinder zur Welt gekommen sein sollen, entscheiden die Richter. Mindeststrafe von fünf Jahren Zuchthaus für den Johannes Dietrich, genannt Schannes, von zwei zitternden Menschen irgendwo in der weiten Welt.

So gesprochen mit Kopfschütteln und Bedauern, da habe indes in einem Falle das Landgericht die Ansicht vertreten, deutsche, im Neutralen lebende Reichsangehörige seien in strafrechtlicher Beziehung nur nach deutschem Strafgesetz zu verurteilen, habe da das Reichsgericht unwirsch die Allongeperücke geschüttelt und auf dem Standpunkt des Code pénal verharrt, habe dann auch der Oberreichsanwalt unwirsch die Nasenbasis zerknittert und Einholung des Ausspruches der vereinigten Strafsenate beantragt.

Und danach blieb alles beim alten. Und so gings auch mit der Schandtat des Schannes. Sie hat eine Revision und den Sechsten Zivilsenat überstanden, sie hat mit Wetter und Zeter und Mordio die Presse erfüllt, sie hat Worte wie Dynamit in die öffentliche Meinung geschleudert: Tigerrachen des Code pénal! Grausamkeit überwundener Gesetze! — Man las es an dem Frühstückstisch bei warmen Semmeln. Derweil sich der Schannes, genannt Johannes Dietrich, auf dem Schub nach dem Zuchthaus befand. Fünf Jahre! Basta. Schluß.

Jetzt wird der Schannes heimkommen, wenn ihm ein Schnurrbart gewachsen ist. Und nach einer vermauerten Jugend! Aber das ist nach Artikel 384 des Code pénal kein Diebstahl, der strafbar ist.

Um eines Säbels willen, der bei König Baum verrostet hing!

So hat ers nicht gewollt, der König Baum mit dem großen, polternden Herzen. Aber ein Gesetz hat eherne Grundsätze. Viel lieber hätte ers dem Schannes in die ungewaschene Hand geworfen, das verrostete Bierschwert: „Da! geh und schlage so viele Indianer tot, als in deiner Einbildung leben!“ Und hätte dann dem Guckfensterchen gesagt: „Jeder Mensch muß seinen Fimmel haben, sonst geht er zugrunde.“ Wäre er nicht Burschenschaftler gewesen und nicht mit dem großen, grundgütiggroben Herzen behaftet, so hätte er das so gesagt: „Jeder Mensch muß seine Ideale haben.“ — Oder wäre

er der Johannes Dietrich: „Jeder Mensch muß seine Indianer haben.“ — —

Was soll nun aus dem Schannes werden, wenn er mit dem Schnurrbart heimkommt und keine Indianer mehr hat! — — —

Der Schannes ist nicht mehr heimgekommen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun stand wieder die schreiende Wolke über dem alten Berg. Wie an einem sterbenden Körper noch ab und zu der Puls stößt und zum Leben zurück will, so peitschten und peitschen noch etappenhaft die Ereignisse das versickernde Lebensblut in den verdorrten Adern eines „Ländchens“ an. Es ist eine endlose Agonie, die darum so erbarmungswürdig ist, weil keine Rettung mehr zum Leben sein kann. Und weil die Leidtragenden in der qualvollen Ungewißheit stehen: Wie lange noch? Die da in ihrer Jugend geschäumt haben, sind reif und still geworden. Sie rotten sich nicht mehr an den Seen des schwarzen Landes zusammen und werfen feurige Worte vom Steg, aber sie arbeiten reif und still und stark. Und unter dem dreischneidigen Schwert zermürben sie ihre Knochen, still und reif und stark. Und in diese Minenarbeit tönt wie das Betglöckchen des Eremiten die Stimme des Alten vom Berge, eine Stimme aus der Ofenecke, ein verschrumpftes, dünn und spitz gewordenes Altenstimmchen. Aber man hörts noch. Man hörts wie ein Betglöckchen. Es ist ja beten, wenn einer unter der Weste noch das läuternde Gefühl hat: Patriotismus! Und wenn so ein ganz

Alter noch die einzige Lebensanknüpfung hat: Patriotismus! Er wird nicht den Staub der Welt von seinen Füßen schütteln können, solange noch der und jener in seine Ofenecke kommt und fragt: Altvadderchen, wie wars im Jahre soundso? Wie wurde da völkerrechtlich entschieden? Ist die Verordnung in Kraft getreten? Erinnert Euch mal, Altvadderchen, erinnert Euch.

Und wie gesagt, er ist achtzig und wird nicht sterben. Des Menschen Fimmel ist sein Himmel! wird König Baum sagen. Er hat sein Ideal! wird die Lichtgestalt sagen. Er hat seine Indianer! wird vielleicht der Schannes sagen.

Und wenn dann nicht mehr der und jener zu ihm in die Ofenecke kommt — —

Es kommt einer und sitzt bei ihm, und wenn die Ferien sind, steht immerdar neben dem alten Sessel der Stuhl für den großen Buben, der in Bonn mit dem farbigen Käppchen einhergeht, und der ein Jüngling ist, wie sie der Psalm preist, schlank wie Ölbäume! Und der sein Jungmanngesicht zwischen den aufrechten Schultern trägt in blütenhafter Frische und Reinheit. Aber schon Wolkenzüge tiefer Gedanken auf seiner Stirn. Und so einer ists, dem die Augen der zerdrückten und hastenden Menschen lechzend folgen, als sei an den Schmachtenden der taufrische Morgen vorübergegangen. Und so wie Menschen uns durch ihren Anblick erquicken und erfrischen.

Aber man wird in diesem Jünglingsgesicht die Augen sehen und fragen, von wannen er kommt. So wie man Abgesandte fragen wird — —

Sitzt bei dem Alten in der dämmernden Ofenecke. Im morschen Gebälk tickt der Holzwurm. Wenn er dort sitzt, ist er wie von unsichtbaren Armen gehalten und eingeschlossen. Wenn dann der Alte das Hautgerunzel öffnet, leuchten Ewigkeitsblicke. Mit scheuem und fast ehrfürchtigem Fürwitz wartet der Jüngling auf diese Momente wie Pilger vor dem Mysterium, bis die Tore sich öffnen. Und möchte hineinstaunen in das Panorama der Ewigkeit. Und sitzt gefangen und gehalten in der Ofenecke, weil der Ewigkeitsatem um ihn webt.

Wenn der Alte die Zunge aus der Zahnlücke loskriegt, lallt er ihm seine neutrale Not. Noël hört dann, wie sie kommen und fragen und sagen, daß der Alte die lebende Geschichte des neutralen Ländchens sei, daß keine Literatur darüber existiere, daß die nun fast jahrhundertalte Chronik der Geschehnisse in Zeitungsausschnitten verzettelt sei. Da klopft Noël ihm auf das kantige Knie, schüttelt ihn aus der Versunkenheit der achtzig Jahre wach, will ihm eine Freude sagen: die Chronik des Ländchens soll er ihm diktieren.

Nun ist die Ofenecke vermauert mit den Quadern verstaubter Ereignisse, die dichter, immer dichter zwei Menschen einspinnen: den Alten, den sie aus der dumpfen Bewußtlosigkeit aufjagen, die welken Backen aufblähen, den Jungen, dem sie das nach Idealen oder Indianern suchende Tatenherz warm brennen. Wenn jetzt die Männer in der Ofenecke reden, sitzt mit glühendem Gesicht, mit eiferndem Atem der

Jüngling unter ihnen, und wenn sie nun aus der Geschichte des Landes wissen wollen, schütteln sie nicht mehr den Alten wach. Und sprechen doch und reden mit jenem wie mit dem Alten und erwärmen sich an so viel Lieb und Begeisterung und Jugendwagemut. Aber König Baum kommt und legt seine große Hand auf den schmalen Jünglingskopf. Er soll die Finger von heißen Kohlen lassen! Er soll das einstürzende Haus, das keine Grundmauer mehr hat, nicht mit seinem jungen Rücken stützen! Die Stunde ist da, wo das nun fast Hundertjährige sinken muß.

Dieses Muß spricht König Baum mit der Wucht eines Hammerschlages. Es hämmert den Alten aus seiner Betäubung. Er rafft sich auf, will aufrecht, wirft seine Zunge im Mund, die verblaßten Augen stieren aus dem Gerunzeln, sprechen will er, opponieren will er, die Zunge freihaben will er. Da spreizt ihm König Baum die große Hand auf die zerdrückte Brust wie vorher dem Jüngling auf den schmalen Kopf. Still, Altvadderchen! Was ist denn noch solch ein Altvadderchen? Man drückt ihn mit dem kleinen Finger nieder, ihn und seinen neutralen Traum. Und dann schlummert Altvadderchen wieder in seine Betäubung zurück.

Trüd kommt mit Kob Wetz und rückt die Tische in der Schenkstube zusammen, daß eine lange Reihe wird. Es ist Versteigerung, und die Landwirte rücken an. Die aus den drei Moresnet, die sich kennen, kommen an die Ofenecke und schwatzen mit König

Baum. Gottche Liebelang bringt die Nachricht, daß die Anwohner am „Eichschen", durch die Klosterbrüder aufgestachelt, den Wallfahrtsweg selbst ausbauen wollen. Also Selbsthilfe. Und sagt noch, daß sein Kind eine traurige Krankheit erleide, es wehre sich, in die Kerk zu gehen. Oho, meinen sie, er solls beim Pastor verbeten lassen. Doch kommt dann Grolles Schmetz mit noch gewichtigerer Kunde. Der Wiener Projektenmacher tauche wieder auf, er wolle unter der Hand einen privaten Spielcercle errichten!

Oho, ob er denn nicht wisse: Paragraph 284 des deutschen Gesetzbuches, poltert Baum. Wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft, neben welchem auch Geldstrafe usw. Indessen König Baum wirft zwar die Menschen um, aber sie stehen wieder auf und wundern sich, daß er sie umwerfen konnte. Grolles Schmetz jedoch bleibt auf seinem Standpunkte; nicht aufhörts hierorts mit den vielen Überraschungen. Man sitzt quasi an der Hausschwelle von drei Staaten. Es könnte hierorts ein Idealländchen sein. Das packt den Jüngling hinter dem Sessel des schlummernden Alten. In seinem horchenden Gesichte brechen die Augen wie phosphorausstrahlende Schlünde auf. Ein Idealländchen und frei und glücklich, gesetzlos und eineinzig. Seine Jünglingsträume haben weiße Schwingen und flattern nun über den redenden Männern hin und finden für ihre Unendlichkeit keinen begrenzenden Horizont mehr. Und nun

schwellen unter diesen flatternden weißen Schwingen die Stimmen an, werden heftig und vom Widerspruch gestoßen. Das aufwiegelnde Element ist unter sie gekommen, der Propagand, der den aufregenden Ereignissen folgt oder sie ankündigt wie der Pfau den Tiger. Er wirft unter die murrenden, schwatzenden, lachenden, streitenden Stimmen das Wort: Petition! Er hats vor Jahren geworfen, aber es fiel wie ein Samenkorn auf steinigen Boden, fiel auf laue Herzen, auf harte Köpfe, auf tatenlose Hände. Jahre sind darüber hin. Und nicht mehr werden viele Jahre darüber hingehen. Die Stunde klopft an die Türe von Neutral-Moresnet, die letzte Stunde, die Todesstunde. Wo ist ein Mund, der für sie redet? Wo ein Arm, der für sie wirkt? Jetzt tage die belgische Kammer. Dort ein Mund, der für sie redet, dort ein Arm, der für sie wirkt! Männer von Neutral-Moresnet, auf! Unterzeichnet die Petition! Verschreibt euch Belgien!

Er holt aus der Brusttasche ein Aktenblatt, es stehen schon Namen darauf. Die Gesichter der Männer blitzen auf in Neugier und Interesse und Pfiffigkeit und Vorsicht. König Baum steht groß und sieht über sie alle hin. Und sieht ihre Gesichter. Dem Propagand wirds nicht allerweg glücken. Es sind da Mißtrauische und Vorsichtige. Halt! Hört! Da rasselts im Sessel. Mit Todesgewalt will der Alte auf, lallt. — Still, Altvadderchen! Und König Baums Hand liegt ihm wie ein Schicksal auf der Brust. Während nun der Mann mit dem Königs-

bart und dem polternden Herzen spricht, schleicht der Propagand und tupft diesen und jenen an. Er möge unterschreiben. Man hört zu dem Redenden hin, man langt eben schnell die Feder her, unterschreibt. Es hat die linke Hand nicht gewußt, was die rechte tat. König Baum redet:

„Wer spricht noch von unserem Neutralen als einem vergessenen Ländchen? Kann man vergessen, was man umstreitet? Nie ist eine unbedeutendere Landecke bedeutender umstritten worden. Es ist das Ländchen, das man in großes Schweigen versenkt und doch mit dem lautlosen Lärm politischer Gedanken einspinnt. Oder vielmehr nicht einmal das Land. Nein, nur einen Punkt an dem Dreieck dieses Landes. Der Pointe avancée aus Artikel 25 der Wiener Schlußakte. Dieser Pointe avancée, der bei den mangelhaften kartographischen Hilfsmitteln jener Zeit aus der Demarkationslinie herausgebogen oder gemessen wurde in den Kanton Aubel hinein. Was da in der Grenzregulierung festgelegt wurde, ist ja so klar. Artikel 25 gibt die allgemeine, Artikel 66 die spezielle Bestimmung. Aber ein klares Ding kann durch eine unklare Brille gesehen werden. Die Niederlande setzten diese Brille auf, machten mißgünstige Nachbargesichter und konstatierten: Die genaue Grenzlinie ist nicht festgelegt in den beiden Artikeln, sondern nur der Nordpunkt. — Gut, also messen sie vom Nordpunkt aus. Preußen aber hält sich an den Wortlaut und mißt von Süden nach Norden.

haben also so gemessen oder vielmehr haben aneinander vorbeigemessen. Einige sechzig Häuser für Preußen, einige achtzig für die Niederlande, inmitten der Restlappen. Wohin mit dem Lappen? Lohnt es sich, darüber zu streiten? Ei gewiß und sicher. Warum? Keiner sagts, keiner schriebs in die Akten, und es war doch so wichtig, daß es in jedermanns Gier stand — der Reichtum nämlich, der in der Erde dieses Restlappens lag: das Bergwerk, der alte Berg!"

Da ist der Propagand an der Eingangstüre und faßt den Feldhüter ab, der hereinkommt. In seiner fuchtelnden Hand raschelt das Blatt.

König Baum spricht: „Man wirft nicht leichtherzig eine gefüllte Goldtruhe hin. Preußen nicht, die Niederlande auch nicht. Aber hört, ihr Männer, nun meinte Preußen, es soll und darf und muß die Hand ausstrecken, es sei sein Besitzerrecht, garantiert durch Artikel 25 und 66, die seine Grenzauffassung rechtfertigt. Warum griff Preußen damals nicht energisch zu. Nun, wenn es dazumal Bescheidenheit, oder Friedfertigkeit oder Nachbarliebe markieren wollte, so rächt sich das jetzt, nämlich seine Versäumnis, ein Recht durchzusetzen, das man in der Hand zu haben glaubt. Es rächt sich in dem nie endenden Wanken und Schwanken, Feilschen und Parlamentieren um einen zur Lappalie gewordenen Landfetzen. Jetzt ists nicht mehr des Streitens wert, denn die Goldtruhe des alten Berges ist ausgeschöpft, jetzt möchte einer dem anderen das Almosen

eines wertlosen Ländchens zuwerfen. Aber einer will vom anderen kein Almosen. Also um Rechte läßt sich jetzt nicht mehr streiten. Wie nun zum Ziel und zur Aufklärung kommen? Man weiß nicht, man zögert, man schiebts auf die lange Bank, man entschuldigt sich, wenn etappenweise die lästigen Mahner auftauchen. Man macht Vorschläge. Belgien soll sich seinen Anteil auszahlen lassen. Oder Belgien soll als Eintausch für das strittige Gebiet den Herzogenwald hergeben. Oder man soll Belgien Neutral-Moresnet überlassen als Kompensation für ostafrikanische Grenzberichtigungen. Oder Belgien und Preußen solls aufteilen. Bah, zwei Könige teilen fünf Pfennige!"

„Aber die Seelen!" sagt da jemand hinter dem Sessel. Sie schauen alle dorthin, und die junge, werbende Stimme sagt wieder: „Ihr sprecht vom Lande, ihr sprecht nicht von den Seelen." Und da ist noch Stille, und man weiß nicht, was er will. „Um eines materiellen Vorteils willen wollt ihr sie verschachern. Euere Stammesgenossen! An allen Enden des deutschen Volkstums ringen wir um jede einzelne Seele, die uns verloren gehen könnte. Vergeßt ihr die Riesenopfer, die man bringt, um sie aus der Verwelschung herauszureißen? Und nun wollt ihr auch die paar hundert Eingeborenen der Verwelschung preisgeben!"

„Hört ihrs," zischelt der Propagand, „er ist ein Agent der Preußen!" Und das Zischeln läuft um die Tische, drängend, brennend, stachelnd. Und das

Blatt in seiner Hand knistert, und ein Wort knistert: „Die Petition — unterschreibt die Petition!"

Aber die Jünglingsstimme wird körperlich, tastet nach den murrenden Männern, fiebert wie mit heißen, weichen Händen auf ihren Schultern. „Ich bitte euch, macht nicht von euch reden, da man euch vergessen hat! Euere Vergessenheit erhält euch den Verfassungszustand, wie es keinen gab, noch geben wird. Frei ist das Ländchen von dem, was sonst in den Staaten dem idealen Verfassungszustande entgegensteht. Darum flüchtet alles Neue, das man aus der Welt hinauspeitscht, hier auf diesen 550 ha — oder mehr, nicht einmal genau weiß man's — zusammen: neue Sekten, die sich auf unserem Fruchtboden zur Urgemeinde zusammenschließen wie die engen lieben Kreise der ersten Christenheit, die dann gigantisch aufwuchs aus den engen, lieben Kreisen. Neue Gründungen der Weltsprache. Neue Zentralen internationaler Bestrebungen. Neue Existenzen! Überall und in allen die Hoffnung: Hier ist Neuland!"

„Oui, parbleu: Verbrecherneuland! Prostitutionsländchen!" zischelt der Propagand. Da unterschreiben vier Bauern.

Noël redet wie mit verbundenen Augen: „Auf diesen fünfhundertfünfzig Hektaren ließe sich der theoretisch durch Jahrtausende übernommene Idealverfassungszustand realisieren. Somit sei das Land gegeben, die Materie. Aus diesem Fruchtboden soll die neue Menschheitsidee erstehen, aus den engen, lieben Kreisen, die gigantisch in die

Welt hinauswachsen. Was die Philosophen aller Jahrhunderte, die Philantropen, Humanitäre, Dichter für die Menschheit gefordert haben zu einer großen Idee der Menschheitsziele, hier kann sie keimen, hier von fünfhundertfünfzig Hektaren ausgehen. Ein Land, das Seelen züchtet wie die Bienen, die nicht nur kein Aas berühren, sondern schlechte Gerüche fliehen! Ein Land, das die Zunge der Menschheit reinigt wie der Seraph mit glühender Kohle aus dem Heiligtum die Zunge des Jesajas."

Und nun ist sein Gesicht wie die Gemme Platons. Männer von Moresnet, hört! Was spricht der da, der Feuerkopf, der stille, der scheue? Wie viele Stimmen hat der, wieviel Lächeln und Freude und Trauer? Aber spricht doch Worte wie Hochverrat. Wie klingt das unter Christen? Freiheit? Sozialdemokratisch klingts!

„Warum wollt ihr, die ihr nun frei seid, in eine Staatshürde hinein? Liebe Männer von Moresnet, wir wollen wohnen bleiben wie in einer schönen, versunkenen Stadt. Wenn wir nicht sagen, daß wir leben, weiß man nichts von uns. Ich bitt euch, macht eine Familie, die sich selber lebt, nicht tot! Ich bitt euch, macht sie nicht tot!"

Da spricht eine unbarmherzige Stimme, kalt, trocken, ruhig: „Phantastereien! Hier ist kein Wolkenkuckucksheim, hier wollen nahezu viertausend Menschen in staatlich geordnete Verhältnisse wie überall in der Welt." Und König Baum tritt an den Tisch, trinkt sein Bier.

Der Propagand schiebt ihm das Blatt hin: „Unterschreiben Sie nicht?“

„Meine Mutter war belgisch, mein Vater deutsch. Mein Gemüt ist also zweistreifig. Wer uns nimmt, zu dem gehöre ich. Aber ich enthalte mich der Provokation.“

Da treten zehn Bauern heran und unterschreiben.

„Großvater!“ gellt da die Stimme Noëls. Was will das Großvadderchen? Aller Blicke fallen dorthin. Der Alte hat sich aufgerichtet, die gichtkrummen Hände um die Sessellehne gekrampft, den weißbuschigen Kopf in den Nacken zurückgebäumt. Der Arm König Baums langt her, möcht den Alten einknicken wie einen Strohhalm. — Da hat ihn Noël umfaßt, stützt den schlaffen, zitternden Greisenkörper, reißt ihn empor. Großvater, rede!

Aus dem zahnlosen Munde lallt der Notschrei: „Neutral immerdar!“ Seine Hand tastet in die Luft, das Weiße flimmert in den versunkenen Augen.

Da flammt die Morgensonne an die Fensterscheiben, spiegelt den blanken Schimmer wie ein Feuersignal und eine Gloriole. Die Stube wird voll Licht. Und Attinghausen steht und hat sein Grab verlassen und wuchtet sein dumpfes Hauchen: „Seid einig, einig!“

Die Türe klappt nicht mehr. Die Männer schweigen. Die Morgensonne flimmert noch.

Da läßt Noël den Alten langsam in den Sessel zurückgleiten. Regungslos liegt er. Die wächsernen Hände auf den Knien. Ob er tot ist? Nein, er ist

nicht tot. Stumm schurfen die Männer zu den Tischen und wissen: der wird so lange am Leben lauschen, bis er den Todesspruch über sein Land gehört hat.

Da raunen die Männer und wispern. König Baum nimmt den Jüngling beiseite.

„Hüte dich, an Träume zu glauben. Der Alte träumt. Du träumst ihm nach. Bleib nicht bei dem Alten in der Ofenecke hinter Spinngewebe sitzen. Du bist ein frischer Kerl, aber aus dem Spinnweb mußt du raus. Was sich überlebt hat, kann nicht mehr durch Gefühle gehalten werden. Ich sehe ein Unrecht darin, einen Zustand, der nicht mehr auf einen modernen Staatskörper paßt, zur Gefühlssache zu machen." Und dann faltet sich das strenge Leopoldsgesicht zu der grundgütiggroben Väterlichkeit, seine Augen lachen eine verstohlene heitere Güte: „Mit deinem Zukunftsstaat ist das weiter nicht schlimm. Als ich in den Jahren war, wo man Hühnermist unter die Nase streicht, um dem Schnurrbart nachzuhelfen, habe ich auch für Platon und seinen Staat geschwärmt. Also wie gesagt, lieber Kerl, schlimm ist das weiter nicht." Geht, steht, kommt wieder zurück, packt den Jüngling bei der Schulter: „Aber ein Mordskerl bist du doch. Wenn du w i r k l i c h Pastor wirst, möcht ich mal bei dir unter der Kanzel sitzen."

Noël sieht ihm nach. Man hat ihm einen robusten Schlag versetzt, er zittert noch darunter. Was ist es? Ein Wort hallt noch nach: wenn du w i r k l i c h Pastor

wirst —. Aber das ists nicht, was auf ihn fiel. Ja, es scheint ihm nun, daß dies das weniger Wichtige sei, daß er darüber nie nachgedacht habe.

Und geht hinaus und fühlt seine aufrechten Schultern von einer schweren Last niedergedrückt.

Während nun der trockene, nüchterne Lärm der Versteigerung in der Schenkstube schwillt, die Gläser klirren und der Tabakrauch wallt, hastet der Propagand zurück nach Altenberg, zeigt seine Liste vor, den Finger drauf! Lest die Namen. Da sagt sich einer und der andere: „Wenn der und der unterschrieben hat, kann ichs auch." Und dem einen oder anderen liest der Propagand vor, daß schon dazumal bei einer Volksabstimmung neunzig Prozent der Einwohnerschaft für Belgien optiert habe. „Nu denn!" sagen sie und unterschreiben. Und solcherart läuft, hastet, sorgt der Propagand, daß die Unterschriften wie Bandwurmglieder anwachsen.

Und es wird der Hilferuf von tout Moresnet an die belgische Kammer kommen. Preußen strecke seine Fangarme aus. Moresnet gehe der Borussofizierung entgegen. Trotz dieser quasi Besitzergreifung durch Preußen hoffe man, der Herr Abgeordnete werde aus humanitären und patriotischen Rücksichten seinen ganzen Einfluß geltend machen, um zu verhindern, daß an Preußen die neunzig Prozent Braven abgetreten werden.

In den drei Moresnet erzählen sie aber, daß da ein Pflüger geht und den Boden um den alten Berg aufwühlt. Und am Mittag sieht man ihn den Linden-

weg heraufgehen und am alten Berg stehen. Die weite ungeheure Kuhle liegt leer und offen und ausgeräumt. Aus den Pfützen gleißt tückisch und regungslos der faulig silbrige Brei. Und so mitten zwischen Häuserchen und Gärten die dumpfig gähnende, tiefe, ausgeschöpfte Öde. Die leere Truhe eines einst reichen Landes.

Da denkt Noël, der Pflüger, man müsse sie wieder füllen, man müsse es wieder reich machen, das arme Land, man müsse sie auswischen, die große Öde inmitten der lebenden Seelen. Und er meint, nun müsse er so sehr eilen, um zu den Menschen zu gehen, bevor sie von der leeren Truhe hinweglaufen und dann auf immerdar die große Öde zwischen ihnen bleiben wird.

Da kommt er an das Moblettehaus und tritt ein. Das Moblettehaus ist immer voll lärmender Menschen, denn es sind ihrer in der Familie noch elf, obschon einige auswärts gewandert sind und das Polkagretchen den Sommer über an die belgische Küste, nach Ostende oder Blankenberghe oder Heyst als Hotelmädchen zieht und guten Verdienst heimbringt. Das Polkagretchen, das jetzt mit Straußenfeder und seidenen Jupons heimkommt. Es steht am Spülstein und frottiert mit Bimsstein die Hände, näselt ein forciert elegantes Französisch.

„Ah, bon jour, Noël. Nur herein in mein Pied à terre. Ich höre, du willst im Neutral jetzt gebratene Tauben fliegen lassen. Ah, ça ça, dafür ist der honnête Henry Moblette zu haben. Geh nur

hinein." Da steht Moblette schon an der Stubentür, und Noël beginnt auf ihn einzusprechen. Aber mit viel Geräusch sitzen die Buben zu Tisch und die Moblette ruft: „Ich tät dich einladen, aber dann sitzen dreizehn dahier."

„Pardon," sagt Moblette, „auf ein andermal."

„Bin ich denn noch da, wenn jetzt hierorts die Bratwürst in der Luft fliegen?" Gretchen trocknet ihre Hände und kommt auf ihn zu. „Man könnt so'n bißchen verrücktes Glück brauchen."

Noël steht schon an der Schwelle und spricht zu ihr zurück. „Ich meine nicht, daß du weißt, wo dein Glück ist."

„O, aber sicher!" Sie hebt sich auf die Fußspitzen zu ihm, daß ihr bauschig frisierter Kopf sein Gesicht streift. „Wenn ich mich glücklich machen will, muß ich Champus trinken. Dann falle ich unter'n Tisch vor Freude. Du siehst, mein Glück ist sehr teuer — ich muß mich dafür verkaufen."

Jetzt faßt er ihre noch feuchten Hände ungestüm. Und hält inne und denkt an den alten Berg, der ausgeschöpft und so tief ist, daß er nicht mehr auszufüllen ist. Aber es war einmal ein großer Reichtum darin.

Da spricht er verhalten wie vor einem Sarge: „Weil du so leer bist, daß man dich nicht mehr ausfüllen kann."

Sie lächelt, daß ihre Lippe von den Zähnen wegschnellt. „Und was alles in mich hineingeworfen wird! Lauter Liebe! Wir können nicht genug da-

von haben, wir — Geschenke des Himmels. Ich bin jeden Tag satt voll Liebe, so daß ichs auswürgen könnte. Und habe dann noch den Heißhunger nach Liebe. Weißt du, wir bringen das leere Loch in uns mit uns zur Welt — wir Geschenke des Himmels. Wenn dann später so viele Liebe in uns hineingeworfen wird, fällt alles auf das leere Loch und fällt nicht hinein. — Warum möchtest du jetzt so weit fort von mir, auf daß du meinen Atem nicht spürst, Noël?"

Er gibt sein leises Wehren auf und steht steil und fest in ihren Armen.

„Ich möcht dir helfen, Gretchen, ich möchte gewiß nicht fort von dir."

„Aber sicher möchtst du mir helfen, du bist doch so einer, der allen helfen möchte." Und leise und hastig wird ihre Stimme. „Als wir zweie noch auf den Schulbänken waren, habe ich dir meinen ersten Liebesbrief geschickt: ‚Rosen, Tulpen, Nelken, alle diese welken, nur meine Liebe zu dir auf ewig nicht.' Und einen Pfennig beigelegt, mein ganzes Hab und Gut. Das hat dich in Wut gebracht, denn du hast dich geschämt, daß dich eine liebt. Hast deinen Schulranzen bei den Riemen gepackt und mir auf den Rücken gebumst. Aber ich habe nicht aufgehört, an dich zu schreiben, heimlich, und habs nicht abgeschickt. Und da habe ich immer eine Sehnsucht gehabt —. Weißt du, ich habe sie immer noch, wenn ich Champus trinke." Jetzt sagt sie es ihm ins Gesicht: „Von dem möchte ich mal geküßt sein, gerade von dem, der von

dir fortläuft." Läßt von ihm und geht an den Spülstein zurück. „Aber ich fürchte mich fast davor. — — Denn dann hätte ich ja keine Sehnsucht mehr."

In der Stube klappt man gell auf den Teller. „Gretchen!"

Da geht sie mit schlaffem Lachen an Noël vorüber, kommt aber gleich wieder zu ihm, steckt ihm etwas in die Hosentasche.

„Da, meine Photographie. Denk mal ab und zu an mich. Ich denke ja auch an dich — weißt, immer nach Champagner."

Und da ist sie in die Stube hinein, und da ist er aus der Küche heraus. Geht zwei Schritte in den Weg hinein und steht dann wieder auf der Schwelle zur Küche.

„Gretchen," ruft er leise, „Gretchen!" Und eilt doch in großem Widerwillen davon. Aber hinter ihm her scheint Gretchens Stimme zu sein und ihr schlaffes Lächeln und ihr trunkenes Lechzen: Wir sind ein Geschlecht der Sehnsucht!

Ach Gott! wenn das Polkagretchen einmal nicht mehr seine Sehnsucht hat!

Er kommt zum zweiten Hause, und da er meint, nun müsse er davon sprechen, was in allen Seelen ist, spricht er davon, daß wir alle ein Geschlecht der Sehnsucht sind. Und von dem Einzuge des großen Glückes und von dem idealen Verfassungszustande. Da er alsdann zum dritten Male das Wort „Ideal" gebraucht, wird der Mann unwirsch, sagt, er wolle dem Noël einen guten Rat geben. Wenn er mit

Idealen herankäme, so sei die Sache von vornherein aussichtslos. Mit Idealen könne eine vernünftige Sache nur verpfuscht werden. Mit praktischen Vorschlägen müsse hierorts geholfen werden. Er möge also nicht mehr von Idealen sprechen, sondern von Geld, Vorteil, Brot, Arbeit, Hunger, Löhnen, Fortkommen.

Da läuft Noël von ihm hinweg, läuft, als sei dieser Mann mit einem Arm voll Steinen hinter ihm und werfe sie ihm nach: Geld, Vorteil, Hunger, Löhne.

Er geht auf der hohen Straße, die am Rande des alten Berges entlang läuft, und das wehmütige Grau der Dämmerung fällt schon in die öde Kuhle. Ein kühler Wind streicht hinunter und jagt die lautlosen Stimmen auf. Stimmen, die wie sickerndes Blut ins Ohr huschen. Schleifende Schatten aus der Goldtruhe des alten Berges. Es ist noch Gold im wüsten, alten Berge. Viertausend Seelen blinken darin. Im wüsten und schlackigen alten Berge.

Da pulst ihm wieder sein unendliches Vertrauen auf, sein jungstarker Glaube, seine werbende Liebe.

Liebe Menschen, da kommt er nun.

Er geht und zählt, daß da 1816 etwa fünfzig Häuser neutraler Familien waren. Diesen, die da noch im Besitze ihrer Privilegien sind, will er zureden, wozu ihr Ländchen sie befugt, eine kleine, eine stille und treue Schar. Geht und nennt sie die Auserwählten! Sie hören ihm zu, wie Menschen immer gern hören, um wieviel besser sie sind, als

sie wissen. Ob ihnen aber keine Unkosten daraus erwüchsen?" — —

Da fühlt Noël, wie schwer es ist, diese Menschen loszuringen. Sie sitzen und lauschen und lassen sich sagen, daß eine Sehnsucht in ihnen ist. Aber wenn sie dann das Brot riechen, erwachen sie wie aus Schlafgedanken, und ihre Seelen flüchten, und man muß sie suchen wie davongeflatterte Tauben.

Durch die dunklen Gäßchen tastet er hin, und wenn er in die Lichtkreise der erleuchteten Häuserchen tritt, steht er manchmal still und horcht. Stimmen hallen heraus, eintöniges Murmeln, endloses Wiederholen schlichter Gebete.

Da geht Noël weiter und möchte wissen, ob sie die Freude haben.

In einem Lichtkreise steht ein Mann, der breiten Schatten wirft. Als er näher kommt, sieht er, daß der Mann auf ihn wartet, und sieht den wallenden Königsbart.

Die markige Stimme hallt in den Abend. „Ja, was macht denn der platonische Zukunftsstaat?"

Er bemerkt, daß Noël zögert, zu ihm in den Lichtkreis zu kommen, und sieht die tiefe Not in seinem Gesichte. Tritt mit wuchtigem Schritt in die Dunkelheit, greift mit festem Arm um die Schultern Noëls, und so gehen sie, der Starke im Königsbart, der Junge aufrecht unter des Starken Arm. König Baum spricht gut und grob: „Gehst jetzt im Land daher und meinst, da müßten S e e l e n sein. Sie haben keine Seelen. Sie haben Schwarzbrot im

Leib. Oder meinetwegen, je nachdem einer die Zunge hat, Kaviar. Frage sie, ob sie verdaut haben, dann kommst du nie ungelegen. Aber sprich nicht von Seelen. Sie denken dann, daß du ihnen was weismachst. Ich baue ihnen die Häuser und flicke ihnen die Körper. Und wenn sie dann noch Sonntags unter der Kanzel sitzen und den Pastor donnern hören, glauben sie für Zeit und Ewigkeit genug getan zu haben. Aber danach gehen sie ins Wirtshaus, und es hat noch keiner wegen der Predigt ein Glas weniger getrunken. Dixi."

Da hallt des Jungen Stimme klar und freudig in die stille Dunkelheit. „So *sprechen* Sie, König Baum, aber Sie tun anders. Warum tun Sie den Menschen Gutes?"

„Ich schenke Schwarzbrot, verstehst du, Plato?"

„Sie *heilen* sie, Sie fordern dafür nichts, also tun Sie es aus lauterer Menschenliebe."

„Ergo: Was für ein edler Mensch ich bin! Wenn ich mich nicht wehre, macht dieser Plato auch mir was weis. Verdammter Plato, nu spann emal deine Ohrlappen! Ich bin nicht edel! Es sieht bloß so aus! Ich heile sie, weil es mir selbst Spaß macht. Also habe *ich* an erster Stelle das Vergnügen, und davon lasse ich andere profitieren. Wenn ich mirs bezahlen lassen wollte, kämen mir die Leute nicht. Denn die Schinderei auch noch bezahlen — nee, das tun die nicht, dann haben sie von vornherein kein Zutrauen. Siehst du, so sieht mein Edelmut aus. So sieht er meistenteils aus. Aber wenn du es

den Menschen sagst, halten sie dich für grimmig schlecht."

Da steht Noel, und in seine Stimme lacht die Freude. „Ja, König Baum, d a r u m soll man die Seelen aufjagen, auf daß sie die Wahrheit erkennen! Man soll die Seelen unruhig machen!"

„Weißt du, daß die Seelen auch Fäuste haben? An den Seelen herumflicken, ist so gefährlich wie einem Leoparden unter der Nase kitzeln. Möglichst wenig von seiner Seele wissen, ist der geordnetste Zustand."

„Es ist nicht wahr, König Baum!"

Die Schultern des Jungen stoßen auf unter des Starken Arm. Da streicht der seinen Leopoldsbart und muß den Jungen ansehen. Das Gesicht ist anders geworden. Die kantige Männlichkeit kommt hinein. Da wölbt die Nase kühn zwischen den scharfen Brauen hervor, zwischen den tiefliegenden Augenhöhlen, darin die leuchtenden Blicke glimmen! Ein dekorativer Kopf! Mit wirren Lockenbüscheln ganz seidig. Der trägt die unergründlichen Merkmale des Wallonentums. Man weiß nicht, was sie offenbaren.

Da läßt König Baum den starken Arm sinken, denn der Junge ist unter ihm weg. Und da geht der starke Alte, denkt: „Er müßt bei mir im Geschäft sein. Dann sollt er sie kennen lernen, die Seelen."

Da geht der starke Junge und hat ein Widerstreben gegen den praktischen Mann. Er hats schon als Knabe gehabt. Aber hebt seine Schultern. Unter den Schlägen reckt, streckt sich der elastische Körper.

Mögen sie reden. Noch ist die Goldtruhe im alten wüsten Berge! —

O, aber da hats nach einem stillen Jahr die Sonne an den Tag gebracht. Ein Pflüger geht im Land am Bach, in dem ohnedies politisch sehr — anrüchigen Land, halte Reden gegen die Staatsverfassung, agitiere für sozialdemokratische Ideen, lanciere dementsprechende Zeitungsartikel, o! Sodann brachte die Sonne an den Tag, daß Noël die Universität auf Grund einer Stiftung bezogen habe, die solchen Bewerbern zuteil wird, die im Sinne des deutschen Volkstums sich bewähren. Aber eine löbliche Behörde nimmt trotzdem mit Mißbilligung wahr, wenn mit bedauerlichem Übereifer dadurch Differenzen hervorgerufen werden, die letzten Endes zu schweren Schädigungen des Deutschtums führen und die Gemüter provozieren. Wobei nicht unerörtert bleibt, daß dieses Wirken für den Platonischen Staat durchsetzt sei mit Injurien gegen die bestehende Staatsordnung. Wird demnach erkannt auf Entziehung des Stipendiums.

Danach legte die Sonne sich schlafen, denn ihr Werk war getan, und Kob Wetz hatte das Wort. Kob Wetz sagt: „Jetzt kann er machen, daß er ins Konvikt unterkömmt.“ Kam da Mutter Wetz herein und sagt, er ging nicht ins Konvikt. Lief da Kobes hinaus und schrie ihn an, darauf hätt' ers immer angelegt gehabt, sich um den Pastor herumzudrücken, und darum die Fisematentchen: zuerst die Universität hinter sich und d a n n erst auf den Pastor zu.

Da stand die Wetzen wieder hinter ihm, zitterte am ganzen Leibe, was bei ihrer Epidermis fast eine Katastrophe war, und sagte fest: „Es war nich Gotts Willen."

Noël aber stand und sprach kein Wort. Da ging Kob Wetz hinaus und sagte, er wolle so lange saufen, bis der Liederling aus dem Hause wär. Und wo er von nun ab den Liederling fand, schnob er ihn an. Und das ganze Haus wurde verdrießlich und still, sogar Rosmarin, deren Stimme man sonsten überall läuten hörte. Wenn Kob Wetz vom Mittagstische aufstand und dann erst der Liederling sich zum Essen setzen durfte, sah ihn Rosmarin lange und eindringlich an, so als ob sie ihm nun etwas sagen müsse, etwas, das ihn befreien könnte und ihm seine Schultern wieder aufrecht setzte, wenn ihm etwa Kob Wetz in den Weg trat.

Aber weil nun die gute, runde Frau eine so große Bekümmernis empfand, so daß ihr das Essen nicht mehr schmeckte, verfehlte Kob Wetz nicht, seinen Triumph über sie auszunützen.

„Nu siehste, wat haste mit deinem Jung! Schließlich mir auch noch zu 'nem Vadder jemach. Sojar 'nen Erzbischof anjeschmiert!" Na warte, nun will er ihn Mores lehren, nun wird er ihm die Geheimratsbuxen ausziehen! Haucht ihn an: ob er nu Briefträger werden wollt oder sonst wat schaffen, um seine Proste Mahlzeit zu verdienen.

Da stürmt Noël die Treppe hinauf, wirft die Herrenkleider ab, holt ein buntes Arbeitshemd her,

die Hose darüber, mit dem Riemen eingeschnürt um die Hüften. Steht so und schüttelt die Last von der Schulter — und Herrgott! nun ist ihm wohl. Als hätte das so sein müssen! Als stehe er nun in seiner Morgensonne — —. Er atmet tief —. Er atmet die Luft dieses seltsamen Landes.

Eilt hinunter und zur Hoftüre hinaus. Wie ein flüchtender Schatten sieht die Wetzen ihn huschen. Ihr Herz krampft zusammen. Ach, ihr Stolzer, ihr Feiner, der dermaleinst Bischof geworden wär! Als sei der plötzlich von güldenem Stuhl herunter in die Ofenasche gefallen! Sieht ihn aber, wie sie ihn nie in Herrenkleidern gesehen, sehnig und schlank wie ein Gladiator. Der wachsende Mann in den festgeformten Jungmannsgliedern. — Ach, und nun klunkerts ihr doch herauf, tupft mit dem Schürzenzipfel ans Gesicht. Weint doch sonst nur per Mitgefühl bei Begräbnissen. Sie ist zu dick zum Weinen, die gute Wetzen.

Im Hof sitzt Trüd und rupft die Gänse, quetscht den Gänsehals unter dem Arm. Kia! Kia! macht grämlich das gerupfte Vieh. Als dann Noël vorübergeht, bläst Trüd die aufwirbelnden Flaumfederchen nieder und reibt sich die Augen klar, zwinkert zu Rosmarin herüber. Rosmarin hängt die im Holzschuppen am Seil getrocknete Wäsche ab. Ihre Blusenärmel sind aufgestrippt. Bleibt so mit erhobenem Arm und sieht Noël nach. Aber schon jagt der erschrockene Ernst aus ihrem Gesichte fort. Die heimliche Lachfreude lauert darin. Und wenn sie den heißroten

Mund zum lautlosen Gelächter schürzt — wahrhaftig hat sies Grübchen im Kinn. Ein Gesicht, das die heimliche, sehnende, stürmende Sinnenfreude durchstrahlt. Steht da, der Jungmädchenkörper, die erhobenen Arme am Seil.

„Wenn du etwas schaffen willst — kannst das Holz wegsetzen, Noël!" Er kommt her wie einer, der nicht aus noch ein weiß und sich in die Irre schicken läßt.

„Der Vater will die Reiser in den Schuppen fahren," sagt Rosmarin, „da könntst das Scheitholz in die Brennerei setzen. Aber leg dir einen Sack über die Schulter – sonst quetschts dir das Fleisch."

Er hört das stille Gelächter in ihrer Stimme. „Ich kann das auch so." Geht und tut, was sie sagt. Sie sieht ihn am Holzstoß. Er bückt sich und faßt den untersten Balken. Warum den untersten? Er ist schwer und massig. Wenn man ihn herauszieht, stürzt der ganze Holzstoß zusammen. — Ei wahrhaftig, da stürzt er. Ei, wenn einer das nicht versteht! Warum hebt er nicht von oben ab? Warum tut er so, daß alles einstürzt. Rosmarin sagt, daß er ungeschickt ist. Er denkt nicht, daß er ungeschickt ist, er hat das tun müssen, es liegt in seiner Art. Sieht aber doch unsicher nach Rosmarin zurück. Da bemerkt er, daß ihr Blick an ihm festglimmt, an seiner Tasche.

„Was ist das?" fragt sie, „es fällt dir fast heraus, es sieht aus wie eine Photographie."

Da drückt er schnell die Hand auf die Tasche. Sie kommt näher.

„Du wirst rot, Noël.“

„Warum würd ich es? Es ist nichts Schlimmes.“

„Aber du wirst rot.“

„Ich meine, du könntest mich heut in Frieden lassen.“

„So grob bist du sonst nicht.“

„Bin ich grob, wenn ich mich rechtfertige?“

„Wenn Männer sich grob rechtfertigen, sind sie schuldig.“

Er zuckt die Schulter, bückt sich, um den Balken hochzustülpen. Da braust ihr stürmisches Herz auf. Sie weiß, wer hierorts Photographien verschenkt. „Es ist das Polkagretchen!“ schleudert sies.

„Ja,“ sagt er ruhig.

Es ist ihr wie ein Stoß gegen die Brust. Was weiter? Könnt sie was dagegen haben? Wiederum gleitet ihr langer, eindringlicher und so eigentümlicher Blick zu ihm hin. Ein Schwanken und Wanken in ihr. Wenn sie nun leise hinschleicht — ihm das ins Ohr wispert — was ihr ein Anrecht gibt — —

Da hat er den Balken emporgerissen, stülpt ihn auf die Schulter, unter der niederschlagenden Schwere biegt sein Körper ein, strafft wieder empor, bis zum Halse hinauf schwellen ihm die Muskeln an — und trägt den Stamm, wahrhaftig trägt ihn! Und so mit schwerer Bedachtsamkeit, als müsse jeder Schritt seine eingestampfte Spur in der harten Erde zurücklassen.

Da schaut Rosmarin, da schaut Trüd. Wie da eine Kraft in ihm ist!

Als er in den Schuppen zurückkehrt, ruft Rosmarin: „Weißt dus noch?“ und rollt eine verstaubte und eingebeulte Ofenröhre heran. Sie blasen den Staub davon und lesen: „Jakob Jonas, Susa Matthias, Franz Friedrich, Johannes Dietrich.“

„Es ist lang her.“ Da liest Noël auch die andern Namen: „Leo Heinrich, Josef Ignaz, Brigitta Michael —“

„Es sind nun viele davon weit in der Welt.“

„Der Jakob Jonas hat sich von einer Bahnbaugesellschaft nach Brasilien anwerben lassen. Jetzt liegt er dort am Typhus, und es holt ihn keiner heim.“

„Wo soll er hin? Es steht beim Gottche Liebelang kein Bett mehr für ihn.“

Da nimmt Noël ein Stück Kreide und zeichnet ein Kreuz neben seinen Namen.

„Die Brigitte Michael —,“ nennt Rosmarin.

„Sie ist mit fünfzehn Jahren nach Brüssel gegangen als Modistin, jetzt weiß man nicht mehr, wo sie ist.“

Da setzt Noël neben ihren Namen ein Kreuz.

Und weiter spricht Rosmarin eintönig und still: „Die Susa Matthias —“

„Sie hat in Krämpfen ein lahmes Bein behalten. Man sagt, man hätte ihr noch helfen können — aber wer sollte sich denn Sorge machen, ihr zu helfen?“

Da ist alle Freude aus Rosmarins Gesicht. „Setz ihr ein Kreuz,“ sagt sie.

Und so noch reden sie in leisem Ernst von der Maria Augusta, dem Josef Ignazius und den andern.

Auch an diese Namen setzt Noel ein Kreuz. Wie bei Gestorbenen. Oder bei Gezeichneten unter so vielen, die kein Kreuz haben, zum Beispiel der Gustav Moblette, der Noel Metz —.

Da nimmt ihm Rosmarin die Kreide aus der Hand und durchstreicht seinen Namen.

„Warum tust du das?" fragt er.

Wie ein Peitschenschlag treibt die Frage sie auf. In den Brustlatz seines Arbeitshemdes krampft sie die Hand, möchte ihn schütteln.

„Ich könnt dir das jetzt vergelten! Ich könnts!" Ihr Gesicht glüht wie einst ihr verzweifeltes Kindergesicht. Dann läßt sie ihn. „Mein Name ist ja auch nicht geschrieben, warum also deiner?" Geht und sieht sich nicht mehr um. Er versteht sie nicht mehr, was redet sie? Wenn aber die Photographie sie noch immer aufstachelt, dann —. Er holt das Bild, reißt es mitten durch. Nun ist das Polkagretchen halbiert wie der Buchenstamm mit zähem, blutleerem Fleisch. Aber das Polkagretchen hat jetzt zwei Gesichter, das sieht man erst, da sie mitten durchgeschnitten ist, stracks durch die Nase und den liebschleckenden Mund, so daß auf der einen Hälfte noch der Haarpfeil auf dem Lockenbau thront und das Polkagretchen so arg liederlich ist, während die andere Hälfte ein totes, trostloses Auge hat, weil keine Linie mehr um den Mund ist, die frivol ihre tiefe Sehnsucht hinweglacht. So kommts, daß das Polkagretchen zwei Gesichter hat, von denen man nichts weiß.

Noël hält inne und sieht auf die Stücke in seiner Hand. Dann schleudert er das lachende Polkagretchen fort und behält das tote Gesicht mit der tiefen Sehnsucht. Lädt sich die Röhre auf und lehnt sie draußen an die Mauer der Brennerei. Ein Feldweg führt dort der Hecke längs vorüber. Ein Kopf über der Hecke, ein eilig Gehender mit der Hacke über der Schulter. Steht, und sein Gesicht ist über der Hecke. „Leo Heinrich“ liest er, und da es sein Name ist, reckt er herüber, wischt ihn ab, auch das Kreuzchen, bitterbös macht ihn das Kreuzchen. Geht und erzählts bitterbös. Josef Ignaz, du stehst am Pranger! Franz Friedrich, auch du! Auch du, Susa Matthias! Sie kommen, und ihre zornbleichen Gesichter tauchen über der Hecke auf. Sie sehen, daß Noël Wetz ausgestrichen ist, zürnen und tuscheln, recken herüber und schreiben auf die Röhre: Noël Hurri! Zürnen wieder und tuscheln. Und dann ruft laut und drohend Josef Ignaz, der Langdünne: „Noël Hurri, komm heraus! Komm heraus, Noël Hurri!“

Sie tauchen an der Hecke unter und warten. Da hören sie jemand schnell und heftig um die Ecke der Brennerei kommen. Durch die Hecke sehen sie, daß es Noël ist, und sein Gesicht ist in hellem Horchen, als habe es immer auf das Heimliche geharrt, das irgendwo in seinem Weg stehen müsse. Er steht und sieht sie nicht, aber fühlt, daß die Hecke glühende Augen hat.

„Kommt doch hervor,“ sagt er ruhig und freundlich, „was wollt ihr von mir?“

Da taucht das zornige Gesicht des Josef Ignaz über der Hecke auf. „Du hast uns gezeichnet, du selbst Gezeichneter!"

Da taucht das Gesicht der armen Suse Matthias auf: „Warum willst du uns denn noch kenntlich machen vor den andern? Wir habens doch schon genug im Leben."

Da taucht das Gesicht des sanften und nun sehr erbitterten Leo Heinrich auf: „Haben wir dir es so gemacht? Haben wir dir gesagt: ‚Du bist nicht Noël Wetz, du bist Noël Hurri, du bist an Kindes Statt angenommen im grauen Haus?'"

Und hinter ihm die andern in ungewohnter Heftigkeit. Nein, sie hättens ihm nicht gesagt, die Gezeichneten dem Gezeichneten, es wirds keiner dem andern offenbaren, wenn er es nicht weiß, so haben sie es immer gehalten, wie Menschen, die zusammengehören, schweigend, ohne davon zu reden. Aber nun schreien sie es ihm zu, nun soll es widerhallen im Land am Berg: „Du bist Noël Hurri! Noël Hurri, der Gezeichnete!"

Nun erst geben sie Ruhe und hören, was er zu sagen hat. Er lächelt sie alle an. „Besinnt euch doch. Was schwatzt ihr denn?"

Da tritt Josef Ignaz dicht an die Hecke, sieht Noël streng und ehrlich an. „Wehre dich nicht, Noël Hurri, du weißt nur zu gut, daß wir wahr sprechen, und — du lachst auch nicht. So lacht man doch nicht, wenn mans nicht glaubt." Tritt zurück und will gehen, und die andern mit ihm. Sie sehen nach

Noël zurück und sehen noch sein Lachen, aber es verglast in seinem Gesicht. In die Hecke drängt er und fühlt nicht die Dornen, die durch sein Arbeitshemd ihm in die Brust dringen, reckt die Arme hinüber und die zuckenden Fäuste hebend, ächzt er: „Lüge! Lüge!!" Die Stimme zerbricht ihm in der zugeschnürten Kehle. „Was tat ich euch denn, daß ihr kommt und lügt?!"

Da rufen sie es weit vom Felde her: „Du bist Noël Hurri, ein Gezeichneter wie wir!"

Und es hallt in der weiten Wiesenebene wie in einem leergestorbenen Saal. Und die Sonne geht unter in loderndem Feuer.

Da hängt Noël in der Hecke und sagt in heiserem Würgen: „Lüge!"

„Sie lügen nicht," sagt Rosmarin hinter ihm und holt ihn aus der Hecke: „Sie haben recht, warum wehrst du dich denn?"

Er will sie ansehen, und da ist quirlender Rauch und Nebel zwischen ihm und ihr, und er meint, die Augen seien ihm voll Blut. „Führe mich fort," sagt er, „ich sehe nicht mehr."

Sie führt ihn in den Holzschuppen. „Wein dich aus, dann ists überwunden."

Er hört sie sprechen ohne Leid, und wie man etwas hinnimmt, das man schon durchgemacht hat. Er tastet nach ihrer Hand. Die Stirn wird ihm eiskalt vor Entsetzen. „Und du?"

Sie sprichts ohne Bitterkeit, wie man eine Narbe zeigt, die lange, lange her einmal eine Wunde war.

„Kob Wetz hat keine Kinder. Dich hat er angenommen."

„Wie heißt du?"

„Rose-Marie Felix. — Ich weiß es schon fünf Jahre."

Er hält noch ihre Hand, sie ist warm, aber zittert nicht wie seine. Sie schweigen beide. Eine Taube trippelt übers Dach und gurrt. Plötzlich in wahnsinnigem Wehren stößt er auf: „Es kann doch nicht wahr sein, kann nicht, kann nicht!!"

Sie zieht ihre Hand aus seiner, geht und stellt sich von ihm abgewandt. „Als wir zweie noch Kinder waren, hast du mich klug machen wollen und sagtest mir, es gibt kein Christkind und keinen Sankt Niklaus. Ich hätt dich damals totschlagen mögen. Aber du sagtest: ‚Sie belügen und betrügen uns!' — Siehst du, von der Zeit an hab ich die Augen offengehalten — und da bekam ich denn heraus, von dir und mir. Ich hätt es dir jetzt wettmachen mögen und dir alles sagen, aber ich wollt dich nicht klug machen; es ist so hart, klug zu sein. Aber einmal hab ich mich schwer halten müssen, dir es nicht zu sagen, als er so schlecht mit dir war, der Kob Wetz, der nicht dein Vater ist vor deinem Herzen. Noël Hurri, hätt ich gern zu dir gesagt, du brauchst dich nicht von ihm schlagen zu lassen."

Sie merkt, wie sein Kopf aufschnellt. Er steht auf und kommt zu ihr.

„Der Curé von St. Paix heißt Hurri."

„Ich rate dir, nicht zum Curé von St. Paix zu gehen, er weiß nichts von dir."

„Wenn ich nun zu ihm komme, wird ers wissen."

„Ich denke, du wirst dirs noch überlegen."

„Warum meinst du das?"

„Da er nichts von dir weiß — — du wirst doch nicht deine eigene Mutter schlecht machen gehen!"

Da bricht die Tiefe in ihm auf, da klopft die Leere in ihm, die nie ausgefüllt werden konnte, und die nun wie eine unendlich traurige Erkenntnis vor ihm liegt. Die eigene Mutter! Mutter Wetz, gute Frau, du bist doch bloß w i e eine Mutter gewesen. Jetzt ist in dem Noël Hurri die Leere wie ein schrecklicher Schlund aufgebrochen, und — so dick du bist, Mutter Wetz — du füllst sie nicht aus.

Er sitzt auf dem Sägeblock nieder, die Hände auf den Knien, den Kopf gesenkt. Spricht so in sich hinein: „Jetzt weiß ich, was in uns ist — in uns allen. Wir suchen! Es fehlt uns etwas. Darum schreien auch sie nun durchs Feld und sind so voll Zorn. Sie suchen! Sie haben so große Sehnsucht nach dem, was ihnen fehlt. Das wissen wir nun." Sein Gesicht schnellt auf. „Du und ich, Rose-Marie Felix."

Sie schweigen. Der lodernde Abendhimmel hängt in dem Eingang. Sie schweigen lange. Der glutende Schein zerrinnt über Holz und Gespähn und züngelt näher und näher zu ihnen. Und Rosmarin steht schon übergossen vom Abendleuchten. Von Lontzen fern herüber summt die Betglocke. Von St. Paix das Pfarrgeläute und in hell aufjubelndem Gebimmel das Glöckchen im Nonnenkloster. Das schwarze Land

singt seine Betgrüße. Der leise Abend wandelt übers Feld.

In das Glöckeln und Summen und Läuten spricht Rosmarin still: „Wenn sie gut war mit uns, die Mutter, und zu dir sagte ‚Mein Jung!‘ und zu mir vielleicht: ‚Mein Lievchen!‘, dann hab ich gedacht: sie ist lieb und freundlich, sie ist eine gute Frau. Aber ich meinte dann, es müßte doch noch etwas anderes drum sein, wenn eine *wirkliche* Mutter das sagt, und hab immer ein großes Verlangen gehabt, einmal — siehst du, nur einmal eine wirkliche Mutter so zu mir sprechen zu hören.“

Ihre Stimme ist leise geworden, er hört sie kaum. Weit aus dem Feld singen noch die Glocken und Glöcklein. Und was das Mädchen sprach, hat geklungen wie ein verzweifeltes, tränenloses Gebet.

„Komm doch zu mir,“ sagt er, als müsse das selbstverständlich sein, und streckt seinen Arm nach ihr aus. Sie kommt, und er umfängt sie. Da er sitzt, legt sie den Arm um seine Schulter. So verharren sie in innigem Zusammengehören. So meinen sie, müßten sie nun sein für alle Ewigkeit. Sie spürt, wie er seinen Kopf an sie drückt. Da legt sie ihre heiße Hand auf seine Stirn und fühlt es pochen, wie stoßende Gedanken, die nicht den Weg zu seinem Munde finden.

„Du willst doch was sagen,“ spricht sie über ihm.

Heiser sagt er: „Wir müßten doch nun etwas wissen von ihr.“

Von ihr! Es wird dicht und eng um beide, als

wandle durch das Abendrot das Geistige zu ihnen herein, das Unsichtbare, das nicht reden darf und mit wehem Hauchen um sie ist!

Rosmarin spricht: „Was können wir wissen? Wenn ich meine Mutter lieben möcht, weißt du, wenn mich das so überkommt, das von der wirklichen Mutter, dann denke ich, sie ist gestorben, und da unter den vielen Kreuzen an der Kirchhofsmauer könnte ich sie finden."

„Dann müßten wir zum Kirchhof, Rose-Marie."

„Ich bin nie gegangen, denn ich dachte, wenn ich sie nun nicht finde —."

Er steht zu ihr auf: „Und wenn du sie nicht findest —?"

Da macht sie sich rüd aus seinen Armen los, verschränkt die Arme über der Brust, starrt in den Abendpurpur. „Dann lebt sie eben noch!"

Danach wird es so still, daß man das irrende Unsichtbare hören könnte hinausflüchten.

Und Rosmarin spricht wieder: „Sie sind doch von uns gegangen, die Mütter, sie haben uns hingeworfen. Sie haben uns nicht mal ihren Namen gelassen. Um einen Schandfleck zu verstecken, greift man zu Mitteln, auch wenn sie noch schlechter sind als der Schandfleck."

„Ich habe meinen Namen, Rose-Marie."

Sie schreckt zusammen wie unter einem schmerzhaften Schlag. „Drum geh und suche sie auf dem Friedhof. Du wirst sie finden."

Eilt fluchtartig ins Haus. Er steht auf und geht

ihr nach. In der Küche trifft er sie. „Wir müssen zum Friedhof, Rose-Marie, du und ich.“

Er fordert nicht, er bittet, und doch ist Rosmarin gestoßen, mit ihm zu gehen.

Sie hat die Hände im Wasser, um Salat zu waschen, trocknet sie ab und folgt ihm.

Der Himmel glüht noch, aber die Abendschatten verhängen ihn. Zwei Menschen gehen stumm. Im rotverblaßten Dämmer des Horizonts blitzt ein Stern auf, ein großer, flimmernder, der erste, der Abendstern. Wie das Auge Gottes, das fromm auf sie blickt.

Und gehen stumm. Die innere, scheu verhaltene Erregung würgt ihnen bis zum Halse herauf. Sie steigen hügelan. Das Gestrüpp wuchert um ihre Füße, die Klettenwinde hängt sich an Rosmarins Rock. Auf dem Hügel ragen mit scharfen Silhouetten die Kreuze in den lodernden Abendhimmel. Verrostet knirscht das Gitterpförtchen, als sie eintreten. Ihre leisen Schritte schurfen über den weißen Kies des Friedhofspfades. Mit scharfem Klirren fällt das Pförtchen hinter ihnen ins Schloß. Die Schatten fallen dicht auf Kreuze und Gesteine. Aber blank wölbt sich der Himmel. Die Schatten schlupfen unter die herabhängenden Gewinde der Trauerweiden und Blütenbüsche. Die Luft ist voll Wohlgerüche, weich und süßlich der Kirchhofsatem. Es ist eine Stille, so tot und ausgestorben, daß man sein Blut schreien hört. Aber Schatten schlüpfen. Man fühlt sie, man atmet sie ein. Sie streifen um die Hügel, ducken ein, husch! Sie jagen über die weißen Pfade, winken,

knittern zusammen, husch! Und mit heißem Hauchen um zwei Menschen. Mit langsamen, unhörbaren Schritten hinter ihnen her. Wenn sie sich umdrehen, sind sie davon, husch! Die zwei Menschen drängen zusammen, frösteln und grausen sich. Ihre Blicke wirren nach den Kreuzen. Die stehen Reih an Reihe, zu Bündeln, zu Haufen, verwittert, morsch und verwaschen. Kreuze von ausgegrabenen Totenhügeln. Das Gras wuchert um sie. Was am Boden liegt, nimmt Noël auf und versucht zu lesen. Eine Jahreszahl — das übrige verwischt und zerbröckelt. Ein frommer Spruch und das Bruchstück eines Namens. Ein aufgenagelter Christus aus Messingblech. Und so ein vermoderter Rest auf jedem. Sie suchen. Sie lesen: „Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen und eure Freude wird niemand von euch nehmen."

Da zieht Noël das Mädchen auf die Knie nieder. Seine Lippen bewegen sich in fast unhörbarem Flüstern: „Wir werden sie wiedersehen, und es wird eine Freude sein, die niemand von uns nimmt." Und wendet sein Gesicht der neben ihm Knieenden zu: „Wir wollen für alle beten."

Sie beten. Ihre Stimmen raunen abwechselnd im leisen zitternden Zweiklang ihrer Bitten.

„Herr, erbarm dich ihrer!
Christe, erbarme dich ihrer!
Alle hochheiligen Engel und Erzengel!
Bittet für sie!"

Da schlurfen und schlupfen die Schatten auf, unter den Trauerweiden, aus den rot- und gelbflammenden Büschen, hinter den Zypressen und Monumenten, eilen und wehen den Stimmen zu, die wie zwei Gotteslerchen in den blanken Himmel hinaufsteigen.

„Sei ihnen gnädig!
Verschon sie, o Herr!
Sei ihnen gnädig!
Erlöse sie, o Herr!"

Und stehen dicht und stumm und nach Erlösung ringend um zwei betende Menschen im verstorbenen Abend.

Steigen herauf mit schleifenden Gewändern und verwelkten Kränzen im feuchten Haar und tummeln und eilen. Wer ruft? Wer ruft? Die Weiden wispern, die Blüten lohen. Wer ruft? Wer ruft?

Von der schmerzlichen Sehnsucht
Erlöse sie, o Herr!

Da stoßen ihre Seufzer auf, da knistern die Schleiergewänder um ihre Skelette, da irren die aufgestandenen Mütter um die Kreuze und Steine, blutige Mütter, Mütter mit Dornenkronen und suchen und suchen und eilen und suchen, und die offenen Gräber klaffen, und es ist keine Rückkehr mehr in stummer Mitternacht.

O, du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst
die Sünden der Welt!
Verschone sie, o Herr!

„O, du Lamm Gottes, welches du hinwegnimmst
die Sünden der Welt!
Erlöse sie, o Herr!
O, du Lamm Gottes —."

Da wird eine sanfte und friedliche Ruhe um die Beter. Die Luft ist eng und dicht von den Unsichtbaren, die um sie stehen. Die Erlösung rauscht über sie. Amen. Amen.

Plötzlich schreckt Rosmarin zusammen, krampft sich an Noëls Arm. Ihr Körper stößt in bebendem Erschrecken. Klirrt nicht das Pförtchen — klirrts nicht? Es klirrt. — Es klirrt wieder. — Jemand tritt ein, steht auf dem Kiespfad. — Noch jemand. — Und ein Schatten noch hinter ihm. Schritte. Das Pförtchen klirrt. Flüstern und Schritte. — Das Pförtchen klirrt. Noël reckt auf, nennt leise ein paar Namen: der Franz Friedrich, der Leo Heinrich, die arme Susa Matthias, der Josef Ignaz, die Maria Augusta.

Und noch kommen sie. Das Pförtchen klirrt. Da schleichen Noël und Rosmarin davon. Auf den Kiespfaden Flüstern und Schritte. An den verwitterten Kreuzen stehen sie und suchen! Die geworfenen Kreuze plattern zu Haufen mit häßlichem Geräusch.

Dann sieht man sie nach allen Richtungen über den Friedhof gehen. Sie suchen! Sie sind gejagt von der großen Sehnsucht, die erneuert wurde, als sie ihre Namen lasen und gezeichnet waren.

Hinter ihnen schreiten die Unsichtbaren.

Zum Pförtchen hinaus schreiten Noël und Ros-

marin. Sie wenden sich um nach dem Friedhof. Dort stehen sie still und schattenhaft im Widerschein des blanken Himmels: der Franz Friedrich — — — die arme Susa Matthias — — —"

Sie suchen.

Zwei Menschen steigen den Hügel hinunter. Rosmarins Knie zittern. Da muß Noël sie halten und stützen. Der Gürtel schnürt ihre Taille ein. Die helle Bluse bauscht darüber. Und im Düster des Abends schwankt dieser helle Fleck. Tiefer hinab den Hügel. Droben ruhen die Toten.

In seinem Arm, der sie umfaßt, spürt Noël das heiße, stürmische und ängstliche Atmen ihres Körpers. Grauen und Schrecken durchjagen sie. Und das heraufbeschworene Sehnen. Ihre Schritte tasten und sind unsicher. Schwer hängt sie in Noëls Arm. Und steht und bricht zusammen und wirft sich nieder, schluchzt, schluchzt zum Herzbrechen, wild und verzweifelt, maßlos und ungebändigt. Er beugt sich über sie, will ihr die Hände vom Gesicht lösen, will zu ihr sprechen — sie wirft ihn zurück, ihr Körper bäumt sich gegen ihn, trostlos und hassend und ganz unvernünftig. Ihr Weinen gellt. Sie liegt in dem Gestrüpp und zuckt. Und wirft sich auf, mit ausgebreiteten Armen an ihn, umklammert seinen Hals, drückt ihr nasses Gesicht an seins, von Tränen überströmt ihre Wangen, ihr Mund — und der zuckende, heiße, feuchte Mund sucht seine Lippen, brennt mit dem großen lodernden Sehnen darauf — unauflöslich, tief und eingegraben mit den blitzenden Raub-

tierzähnen einer aufgepeitschten und unerfüllten Weibessehnsucht.

Und eingepreßt in ihre Arme küßt er sie. Als müsse das zwischen ihnen gewesen sein von Ewigkeit her. Sie sprechen nicht, sie tauschen keine Schwüre. Sie verlangen voneinander nichts. Einer wollte am andern seine große lechzende Sehnsucht stillen.

Sie gehen heim und pressen ihre Hände. Der Abend ist zu tiefer, schweigender Nacht geworden. Das graue Haus liegt dunkel und eingeschlafen. Sie wollen durch die Haustüre und finden sie verschlossen. Sie versuchen durch die Hoftüre ins Haus zu kommen. Sie ist verschlossen. Da drückt Rosmarin das Küchenfenster auf, und sie steigen ein. Die Treppe hinauf schleichen sie und schrecken zusammen, wenn sie knackt. An der Kammer Rosmarins stehen sie und sagen sich scheu und ängstlich Gutenacht. In dem Nachtdunkel ihrer engen Stube steht Rosmarin lange und horchend. Sie denkt nach, ob sie wirklich die Stube der Eltern um eine Ritze offen sah.

Draußen in der Nacht kreischt ein Wiesel.

Um fünf Uhr zwischen Nacht und Tag poltert Trüb mit den Eimern. Nüchtern und grämlich blinzelt die nebelumsponnene Helle. Vorbei der Spuk der Nacht, droben liegt der Friedhof im frühen Tag. Ein stiller, freundlicher Gottesacker und kein Grauen mehr.

Vorbei der Spuk aus Noëls Seele. Als er Rosmarin am Kaffeetische neben sich sieht, blickt er von ihr weg. Er meint, sie könnten nicht mehr davon

sprechen, was geschehen ist. Kob Wetz' grelle Augen guckeln von einem zum andern. Dann tritt er unterm Tische die Wetzen ans Schienbein, blinzelt ihr giftig zu. Die gute Frau trinkt Kaffee mit gesenktem und bekümmertem Gesicht. Diesmal mag der Kobes ausnahmsweise recht haben. Da ist eine Stunde gekommen —. Sie sprechen nicht davon, wo sie den Abend ausblieben, warum sprechen sie nicht davon? Man fragt nicht, wo sie den Abend ausblieben, warum fragt man nicht?

Als die gute Frau in der Küche das Geschirr wegsetzt, stapft Kob Wetz herein.

„Jeste nu der Sache auf den Grund, oder jeste net? Sonst tu ich et."

„Jerechter neä! Bleib mich weg von dem Jung mit deinem Quasselmaul, du machst 'n bloß auffässig."

„Wo sie herumjebummelt sind die Nacht."

„Joe, joe."

„Ob sie'n Techtelmechtel zusammen han — das leid ich net."

„Joe, joe." In ihrer Fülle und Behäbigkeit schwappt sie an ihm vorüber. Auf Filzlatschen. Ihre Schritte wumpen. Türe zu — und da steht sie mitten in der Stube. Der Alte liegt zusammengeschrumpft im Sessel. Ab und zu ein leises Kinderstöhnen. Er leidet nicht, er schlummert in halber Bewußtlosigkeit. Man weckt ihn nur noch, wenn er essen muß.

Steht inmitten der Stube, die gute Frau. Ihre barmherzigen Augen sehen unverwandt nach dem Tische. Noël sitzt, stützt den Kopf auf, hört nichts

und grübelt. Da spürt er die schwere Hand der Mutter Wetz auf seiner Schulter. „Mein liever Jung!"

Er hebt das Gesicht aus der Hand. Er sieht zu ihr hinauf. Er sieht sie an wie eine Fremde. In Todesschrecken steht sie vor diesem Blick. Sie meint, nun müsse sie umkehren und hätte hier nichts mehr zu sagen. Dieser Blick sagt ihr alles. Er sagt ihr: „Mutter Wetz, du warst wie eine Mutter, nun aber mußt du von mir gehen!"

Vor dem fremden Blick steht erschüttert die gute Frau, wischt sich durchs Gesicht, denn der Fieberschweiß bricht ihr aus allen Poren. „Mein lieve Jung, ich hab jedonn, was ich konnte. Ich hab mehr jedonn, als ich konnte, lieve Jung," bricht es herzlich aus ihr.

Er nickt ihr zu: „Ich danke dir auch, Mutter."

Da zerreißt ihr das Herz in zwei Teile. Spricht sie so ungeschickt, oder soll das jetzt wirklich so sein, daß er nun dankt, wenn er von ihr empfängt. Sie schurpt einen Stuhl neben ihn, stützt die dicken Hände aufs Knie. Ihr Atem geht mühsam. „Wenn du nun was fragen möchtest, Rosechen —."

Er sitzt stumm und geworfen. Eine schreckliche Angst quillt in ihm herauf. Nein, nein, sie soll gehen und nichts sagen! Denn wenn sie ihm das sagt. — Und er jener dann fluchen muß, für die er nun anfängt zu beten —.

Sie sitzt noch und horcht mit schwergehendem Atem. Da preßt ers heraus: „Lebt sie noch?"

Nicht eine Sekunde zögert die Antwort. Aber in dieser Sekunde steht alles in ihm still, erstarrt, vereist. „Sie ist tot."

Da schleicht seine Hand auf ihre, streichelt sie zärtlich. Er sagt nichts mehr, aber man siehts ihm an, wie er gestoßen wird von brennenden Fragen. Wenn nur die schreckliche Angst nicht in ihm wäre! Sie reißt ihm immer wieder den Vorhang zu, der die quälende Vergangenheit verhüllt.

Mutter Wetz fängt an zu sprechen: „Sie war nicht mehr lebensfähig, nachdem sie dich zur Welt gebracht hat. Man konnt ihr die ewige Ruhe gönnen, sie war ein ärm Geschöpf."

Da schlägt er ihr geradezu die Frage ins Gesicht: „Der Mann?"

Mutter Wetz muß sich wieder durch das Gesicht wischen. „Fortgegangen — wer weiß wo. Er hat sie sitzen lassen."

Da stößt der Alte sein kindhaftes Stöhnen, und sonst hört man nichts mehr, lange nicht.

Mutter Wetz sagt in die Stille: „Ich mein, nu sollst du nix mehr fragen. Ich mein, es wäre besser so."

Er steht auf und geht hinaus ohne einen Blick, ohne ein Wort. Mutter Wetz haspelt schwer auf. Das hat ihr arg zugesetzt. Als sei die Schande der kleinen verkrüppelten Mayanne Hurrs all auf ihren breiten und ehrlichen Rücken gefallen.

Dem Kobes weicht sie aus. Es ist ihr nicht drum, mit dem zu hadern. Es geht ihr an diesem Morgen keine Arbeit von der Hand. Ihre Gedanken stehen

still um den einen Punkt: Was nun? — Denkt viele Wochen nach. Der Junge soll ihr nicht so mit seinem Grübeln herumlaufen. Und dem Kobes den Knecht machen soll er auch nicht. Geht Noël in die Brennerei nach und sagt, sie wollt heimlich für ihn schaffen, er soll zur Hochschule zurück, er könnt nebenbei Stunden geben. — Da legt er seinen Arm um ihren Hals und sagt, er könnts nicht mehr, er müßt in dem seltsamen Lande bleiben.

Was nun? denkt wieder die gute Frau, betet viel, fastet, hört an Sonntagen zwei Messen, trinkt keinen Zucker im Kaffee, legt, wenn sie einen weiten Weg hat, eine Erbse in den Schuh. Und dann — Lob und Dank! — hat sie eine Erleuchtung. Zum König Baum wird sie gehen. Der kann doch wohl ihren studierten Jungen beschäftigen. Baupläne zeichnen, Korrespondenzen führen — Baumeister soll er werden, der Studierte!

Na ja, könnt er, meint König Baum. Könnt sich sogar auf seine Kundschaft einarbeiten. Na also!

Streicht mit schmunzelndem Behagen den Königsbart. Jetzt soll dem Plato Gelegenheit werden, die „Seelen" kennen zu lernen. Wird ihn fein herum ins Land schicken. Na, und dann wird er wissen, daß, wenn die Menschen satt sind und ihr Puls normal geht, sie keine Sehnsucht mehr haben. — Wenn er nicht drei Deubels ist, wird er das einsehen. Aber vielleicht ist er drei Deubels.

Da ihn der Pächter des Château Molinart an den Fischweiher rufen läßt, dessen Damm gebrochen

ist, macht er sich mit Noël auf den Weg ins schwarze Land, wo die leeren Schlösser stehen.

An den stillen Seen kommen Bauern, die melden, daß der Fischweiher das Wiesengelände überschwemmt habe. Und gehen und lächeln pfiffig. Als sie an den Damm kommen, wissen sie, warum die Bauern pfiffig lächeln. Die haben ihre Frauen mit Eimern gesandt, um die zuckenden, knäulenden, wappenden Fische einzusammeln. Das glitscht, flitscht, schleimt, quallt glatt wie ein Menschengesicht. In dem Graben pulst und schluckert das aufgewühlte Wasser.

Da müßt König Baum den Damm schleunigst neu legen, sagt der Pächter. Die Herrschaft habe sich auf dem Château ankündigen lassen.

„Es sind da nur zwei Überlebende," meint König Baum, „die Baroneß und ihr Bruder."

„Die Baroneß wird kommen."

Da steht Noël auf der Dammhöhe und hört es. König Baum ist hinter ihm.

„Von der philosophischen Baroneß ist immer etwas Plötzliches zu erwarten. Hat auch einen Fimmel. Soll kränklich sein. Aber hat wohl nur die Krankheit der Mädchen nach dreißig Jahren — so'n ungestillte Sehnsucht nach irgendeinem Teufel."

Noël Hurris Fernblicke jagen über die Dämmung hin, über Gestrüpp und Geröll des leeren Wallgrabens und dorthin, wo die massigen Türme aus dem grauen Gemäuer des Schlosses ragen. Die steinernen Bogen der Mauern wölben seitlich an der Zugbrücke.

Da wirbelt in der Straße von Verviers her eine Staubwolke hoch.

Der Pächter steht und beschattet die Augen. Die Staubwolke quirlt in den Leichenweg ein, der zwischen struppigen Hecken auf die Zugbrücke einläuft.

„Das ist sie!" Und der Pächter enteilt.

„Baroneß Jerôme," spricht König Baum neben Noël. — Da rollt der Wagen auf die Zugbrücke des Château Molinart.

Am Opferstein.

Jetzt stehen die alten Schlösser im schwarzen Land und sind von den Krähen verhöhnt.

So lange versunken in verstaubtem Frieden und Mumpfigkeit und Käsegeruch, und nun durch Spinngeweb und Dorngestrüpp bricht die Herrschaftskutsche herein. Krak! Was für eine Baroneß! Hockt in dem Turmzimmer und friert. Wenn sie nicht mehr lebt, werden die alten Schlösser im schwarzen Land wieder in verstaubten Frieden und Mumpfigkeit und Käsegeruch zurücksinken. Krak! und stoßen aus ihren Horsten in den Buchen, die um den Wallgraben stehen. Krak! Krak! und machen ein solch ordinäres Gelächter.

Aber die Männchen der großen Laubheuschrecke firrten ihnen wehmütig hinein, und die Sonnenblumen leuchteten brennend auf dem Gemäuer der Zugbrücke und die Wolkenränder schwebten glühend

rot über der flachen Tiefe der Wiesentäler, denn es waren die Gnadenstunden des Sommers.

In den Gnadenstunden der still verglimmenden Sonne geht Noël Hurri über die gesteinte Zugbrücke, zwischen den zwei starren plumpen Tortürmen durch den breiten, ausgetretenen Mauereingang des Château Molinart.

Die Schlösser im schwarzen Land sind Pächterhöfe geworden. An den steinernen Landsknechtgestalten, die den Vorbau tragen, hängt der Rechen. Oder die Melkeimer stehen in den Gitternischen der Luklöcher und Schießscharten. Oder da ist die Halle mit den groben Hausteinen und dem morschen Hausrat aus feudalen Tagen, ein auf gedrehten und geschnitzten Säulen ragender Riesenspiegel mit kräftigem Kranzgesims, und daneben das Butterfaß, und am Sonntag vor dem blinden Glas das Gesinde, das sichs Haar mit feuchten Händen glättet und das Gesicht mit Käsequabb wäscht, damit es festlich glänzt. Und man sieht noch an den graumodernden Wänden in Mannshöhe die Wandbekleidung aus Binsengeflecht, den Tisch nach antiken Vorbildern mit mächtigen Löwenköpfen und Sirenen und die Heckenschere darauf und in seinem Geschoß Pfeife und Tabaksbeutel des Pächters. Aber vorm mittelalterlichen Biforafenster reckt noch der schwereiserne Arm der Ecklaterne, und in mattweißer, appetitlicher Reihe die penetranten Käschen auf dem Fenstersims. Und so wunderlich hausbürgerlich, wie nun die verlassenen Schlösser im schwarzen Land geworden sind.

Aber wie gesagt, die Krähen stoßen aus den Buchen, die hochragen längs des Wallgrabens, flattern dreist gegen das Fenster an, und Noël sieht von seinen Kartons auf und fühlt die tötende Ruhe; denn auch die Menschen in diesen grauen Mauern sind still und nachdenklich. Zeichnet, mißt die Gobelins an den zerstörten Wänden ab, schlotterndes Gewebe, von der Feuchtigkeit zerfressen. Dahinter knispeln, knabbeln, rascheln die Mäuse. Noël zeichnet. Da soll zu der verblaßten und zerstörten Gobelinmusterung die Kombination wiederhergestellt werden. Flickwerk an den Reifröcken und Stöckelschuhen und kürbishochtupierten Haaren spanischer Damen, an den Toledanerklingen der Caballeros — ja, und solcherlei Motive aus altspanischen klassischen Dramen des Moreto, die dem König Baum eitel Nonsens waren, und für die er solch einen wie den jungen Plato gebrauchen kann. Also möge er sich einmummeln in große Verwunschenheit und spanische Kunstgeschichte.

Sitzt der Plato und läßt auf sich wirken den sinnlichen Schmelz eines erotischen Spiritualismus, der aus dem farbigen Schuß der Seide ausstrahlt. Wird dann in die gespreizte Galanterie der illustren Gesellschaft hinein ein lebendiges Gesicht mit dem jauchzenden Inkarnat der fleischgewordenen Freude. Da siedet ihm die Wärme zum Kopfe hinauf, und er flüstert: „Rosmarin". Aber er flüstert es wie Sünde. Und ist so immer auf der Flucht in sich hinein. Aber er fühlt es körperlich und weiß keine Rettung.

Draußen im vertrockneten Wallgraben flattert das

Hühnervolk auf. Weinrot zerfließt der Himmel. Von St. Paix her schallt eine Glocke.

Noël hält ein Buch auf den Knien, liegt in dem Louis-Quinze-Sessel mit den vergoldeten Gestellen zurück. Den vollendeten Karton hat er auf dem Tische gegen das Fenster gelehnt. Spricht leise die Verse vor sich her:

„Frag ich die Weisen nun und die Geschichte,
Was von dem Höchsten ab die Menschen zieht,
So ists der Sinne Tand und diese Liebe,
Die, selbst ein Kind, ein Gott den Kindern scheint.

Da hält er inne, denn er spürt, daß jemand hinter ihm eingetreten ist. Es ist kein Schritt, der sich bemerkbar macht, aber doch die elastische Schwere des Körpers trägt. Noël wendet den Kopf zurück, möchte auf. Doch winkt man ihm sitzenzubleiben, weiterzuarbeiten. Er sitzt steif, den Stift in der Hand. Aber er muß horchen mit allen Sinnen, mit allen Gedanken, ein helles Horchen, das mit zitternden Fingern auf die Nerven tastet. Als sei nun seines Lebens größtes und bedeutungsvollstes Ereignis hinter ihm eingetreten. Und dieses Ereignis ist die verblaßte Hand, die ihm winkt, stillzusitzen, eine heimlich schreckhafte Hand. Wie von verborgenem Leben blutleer gebrannt. Wie der quälende Fleischton ägyptischen Marmors. Aber in diesem leisen Wink der Hand wächst sie als Persönlichkeit.

Eine schwarze, schlankfließende Samtrobe. Mehr sieht er nicht. Doch sein Inneres erwacht mit hundert

Augen. Wo sie steht, wo sie geht, ob vielleicht dicht hinter ihm? Der schreigelbe Tannenschrank zwischen den verblichenen und zerschundenen Intarsienmöbeln knackt im Leim. Das springt in die Spannung seiner Seele. Und so, wie die heiß beengende Gewißheit nun in ihm ist: im schwarzsamtnen Schatten steht eine geheimnisvolle Frau hinter dir.

Da spricht sie schnell und leise: „Ich bin Jerôme de St. Denis." Ein weicher intensiver Druck auf seine Schulter, ein feudaler Zentner oder ein liebenswürdiges Lakaienbrevier: Junger Mann, spring nicht auf, mach keinen Knicks, mein Name ist soundso. Ich bin Jerôme de St. Denis. Nachkomme des Generals Belliard, der an der Wiege Belgiens gestanden, dessen Familie im 15. Jahrhundert einen Kurfürsten erzeugte, enfin ich bin Jerôme de St. Denis. Und das genügt.

Da fällt ihre Silhouette über den Karton, und da ist der rotglühende Sonnenbrand aus den Scheiben hinweg. Sie spricht:

„Kurz ist das Leben, und das Höchste
nur ist wert, die Spanne Zeit, die unser ist,
und einen Geist, der denket, auszufüllen.

Warum unterschlugen Sie diese Verse?"

Nun stößt er den Stuhl zurück, steht auf. Sieht sie wie von Wundern geängstigt an. Ein Gesicht wie diese Hand. Aber die Augen in verblaßter, blauer Tiefe. Wie von Menschen, die in weite Fernen mit

stillem, stolzen Lächeln schauen. Er sagt: „Ich suchte Worte für meine Stimmung."

„Ich für die meine." Nimmt den Karton vom Fenster, prüft ihn. „Nun wissen wir schon viel voneinander, wenn nicht alles." Sie steht so, daß der blanke Schein vom Fenster den Samt ihres Kleides spiegeln läßt. Ein großer, vornehmer Mensch. Kann dieser Körper seinen Verfall in sich tragen? Sie hebt den Karton in günstige Beleuchtung.

„Ah, mein Gott, der Baum ohne Blätter im Liebesgarten ist wüst."

Er antwortet leise, als müßten seine Worte an den blanken Scheiben zerfließen: „Der Baum der Erkenntnis. Ich denke mir nicht, daß er ein Apfelbaum ist und blüht und Früchte trägt. Er ist dürr und hart wie ein geiles Gesicht, von dem sich die Unschuld mit verbundenen Augen küssen läßt."

Langsam lehnt sie den Karton wieder ans Fenster. Er fühlt, daß ihr Blick ihn streift.

„Sie haben die Augen der unglücklichen Menschen, die durch den Schmelz des Schönen das Häßliche schimmern sehen. Wie man Schlangen und schreckliche Gestalten sieht, wenn man den Saft der äthiopischen Pflanze Ophusia trinkt. Ja?"

„Aber ich quäle mich doch, w e i l ich das Häßliche sehen muß. Es ist das dürre, harte Gesicht, das ich trotz verbundenen Augen sehen muß."

„Und dann rufen Sie die Schönheit wie eine Gottheit an."

„Ich quäle mich —"

„— in den Menschen das Schöne zu suchen."

„Ja —."

Eine verhauchte Wärme streicht an seinem Gesicht vorüber.

„Mon chèr, quälen Sie sich nicht!" Und da seine schimmernden Augen sie treffen, hat ihr Lächeln Worte und Klang: „Sie dürfen der Wahrheit in Ihnen nicht widersprechen! Das wäre das himmelschreiendste Unrecht gegen die eigene Bestimmung. Mein Lieber, ich wünsche Ihnen Mut, das Armselige im Menschen zu erkennen."

„Sie sollen mir Liebe wünschen, das zu tun," spricht er in hilflosem Kummer.

Da sieht sie eine lange Weile auf ihn. Er weiß nicht, ob sie noch lächelt.

„Trotzdem — ich wünsche Mut!" Da schleift die schwarze, spiegelnde Schleppe um den schreigelben Tannenschrank, um den Schragentisch mit der buntgewürfelten Bauerndecke und um den goldverblichenen Savanarolastuhl und die aufgehäuften Truhenkissen mit den rostbefleckten, niederländischen Wirkarbeiten. An der Verbindungstür, deren Schnitzwerk ausgebrochen und die durch einen mattstilisierten Brüsseler Bilderteppich verhängt ist, steht sie still und bittet Noël, mit ihr zu kommen. „Ich möchte das Schmetterlingszimmer vollständig restaurieren lassen." Und schon hört er ihr klares, ruhiges Sprechen im Nebenraum: „Ich habe das Zimmer lieb wie eine alte, sehr einfältige Sage, die man sich von guten Großmüttern erzählen läßt. Sehen Sie, in diesem

Rundfenster hat der erste Belgierkönig seine glücklichste Stunde mit Isabelle von Orleans gestanden. Es war an einem Tage im Juni, wenn hier im Lande die vielen goldgelben Schmetterlinge sind, die wie flatternde Louisdors aus den großen Honigblumen aufwirbeln. Wenn die Fenster offen sind, streichen sie lautlos in die leeren, stillen Zimmer, und ein solches Goldblättchen fiel in das Haar der jungen Orleans und verwirrte sich. Aber sie wollte nicht, daß man ihn tötete. „Ich habe ein Königreich voll Schmetterlinge," sagte der König. „Aber keinen, der im Haar der Königin sterben darf," erwidert die liebe Orleans und hat so wahrhaftig einem Schmetterling das Leben gerettet."

Noël ist auch eingetreten und inmitten einer verstaubten Unordnung von eng zusammengerückten Dielenschränken, aufgeschichteten Tischen mit tragenden Meerjungfrauen, schmiedeeisernen Bettstellen mit biblischer Intarsienzier, und aufgetürmt darauf der zerschlissene Atlas der Decken, zerbröckelte Stukkatur, Galanteriestühlchen aus Jakarandaholz und eine so ganz verwunschene Pracht, wie sie noch in den leeren Schlössern zwischen den stillen Seen ist.

„Ich möchte wissen, wie die glücklichste Stunde eines Königs ist."

„Das wollen wir von der lieben Orleans hören." Weist auf ein Gekritzel am Rundrahmen des Fensters. „Er war glücklich, weil die Stunde so harmlos war, daß es ihm Freude machte, mir das Leben eines Schmetterlings zu schenken. Und sein Königreich

zählt 6 744 532 Seelen!" Fügt erläuternd hinzu: „Wir in Belgien zählen die Bevölkerung nach Seelen. Ist das nicht schön? Nicht wahr, wir kultivieren unbewußt die Forderung der alten Philosophen, daß man die an der Seele haftende Schönheit für wertvoller halten soll als die des Körpers?"

Sie hält inne. Die Abendlüfte wehen ein Gemurmel her. Weit aus der Flur, dort, wo der Leichenweg zwischen Schlehdornhecken herführt. Baroneß Jerôme halt die Eisenstange tiefer, damit die Scheibe weiter hinausbiegt. Das Fenster ist in Form einer Ellipse in die tiefe Mauer eingebaut. Jetzt hängt die Scheibe über ihrem hinausbeugenden Kopfe wie ein schimmerndes Dach. Noch der funkelnde Widerschein des Abendrots darauf.

Horcht in der totländlichen Stille auf das Gemurmel, das hinzieht im Leichenweg. Und gebeugte barhäuptige Köpfe, Männer und Frauen, ein kleiner Trupp, müde und langsam zwischen Hecken entlang.

Hinter ihr spricht Noël: „Heute ist Mittwoch, da kommen sie von der Wallfahrt vom ‚Eichschen' her."

„Von dem wundertätigen Bild an der Eiche?"

„Jetzt hat man eine Kapelle darüber gebaut."

Sie sieht mit milden, tiefen Augen dem Trupp nach, der untertaucht zwischen den Hecken im Dunst der Abendferne. „Da gehen die Menschen und suchen Wunder."

Er tritt zu ihr in die Tiefe der Fenstermauer, und nun stehen und sprechen beide wie in einem

Tabernakel. Und das Himmelrot in dem gläsernen Dache leuchtet über ihnen.

Noëls Stimme hat keinen Klang mehr: „Es ist noch eine Wallfahrt hier im Land — zu König Baum. Wo sie erlangen können, ist das Vertrauen der Menschen groß. Und ich meine, daß zeitweilig das Vertrauen auf König Baums Hilfe höher ist als auf das Bild an der Eiche."

„Lieber, das meine ich nicht. Am Eichschen wird immer das unerschütterliche Vertrauen wirken."

„Es geschehen nicht immer Wunder, wenn man sie ruft."

„Nein, o nein, die sichtbaren nicht. Aber dann wirken die unsichtbaren."

„Die unsichtbaren?"

„Die zwischen Gott und der Seele. Als Ersatz für das unterbliebene sichtbare Wunder wird der Seele die tröstliche Gewißheit gegeben, daß es nicht Gottes Wille war, ja, daß es zu des Menschen Unsegen geworden wäre, daß Gott ihn liebt, weil er ihn nicht erhört und überirdische Verdienste durch sein Leiden sammeln läßt. Sehen Sie: das ist immer die Macht des Wunders!"

Da erwidert er aufgeregt: „Die Macht der Kirche!"

„Seien wir doch nicht einseitig, junger Mann. Auch die Stoa hat die tapfere Überzeugung, daß das Leiden die beste Übung des Menschen ist, daß kein Mensch unglücklicher ist als der, der nie ein Unglück erlebt hat. Und sehen Sie, der Gedanke ist überaus

schön, daß das Geschick sich immer nur die Tapfersten aussucht."

Da sieht sie sein Gesicht, wie wenn alle Türen eines reichen und glänzenden Hauses aufgeworfen werden und die goldenen Schätze lodern. Alles in ihm ist aufgeregt. Seine Auferstehungsstimme hallt in den wüsten, verschütteten Schloßgraben, als müsse er die Toten rufen.

„Dann wäre dies Wunderglück ihrer Seelen aufgebaut auf Täuschung, intensiver Einbildung und notwendigen Trost! Dann wäre es die Infamie der frommen Lüge! Madame, das ist schmachvoll! Man läßt uns im Dunste zurück, damit unser Blick nicht klar wird. Madame, wenn die Menschen durch Täuschung, durch Einbildung glücklich sind, dann ist das ein Narrenspiel, und dem sei ein Ende."

„Aber nein!" Und ihre Hand ist abwehrend vor ihm, und ein feierlicher Ernst bebt aus ihr. Die erhobene Hand weist in die Richtung, wo das betende Gemurmel verhallt ist. „Was sollte dann aus diesen werden? Sie haben das heilige Feuer auf ihrem Herde. Wenn man ihnen das auslöscht, was ist dann noch?"

„Das einzig Heilige ist die Wahrheit!"

„So macht sie erst r e i f zur Wahrheit!"

Da ist sie aus der tiefen Fenstermauer, und Noël sieht sie in den Dämmerschatten zwischen den alten Riesenschränken. Sie zeigt auf ein Gemälde am Boden, dessen Bildfläche zur Wand steht. Noël eilt herzu, dreht das massige Bild um. Nun steht es mit

majestätischen Umrissen in der Zerstörung ringsum, und die Gestalten auf ihm wachsen und werfen Titanenschatten. Kühn und nackt und groß aufragend in der trostlosen Felsennacht ein Mensch, ein Gott. Und zu ihm hinauf schleicht, wälzt, drängt sich die Menge. Die Lechzenden, die Elenden, die Gierigen, die Staunenden, die Verzückten. Und aus seinen hochgereckten Armen wirft er ihnen zu das heilige Feuer.

Noël hört einen stillen Klang in der spinnwebgrauen Verwunschenheit: „Prometheus!"

Und nach einer bebenden Weile: „Sehen Sie, es ist ein Mann dabei, der ein Philosoph sein könnte. — Und einer, der von einer Orgie kommt. — Und die vielen, die ihre Gebrechen schleppen. — Und das Volk, das herdenweise folgt. — Sie suchen alle das heilige Feuer auf ihren Herd. Der Mensch muß ein Höchstes haben, das er sich heimholt! Ein Überirdisches. Es darf nicht die Schlacken der Erde haben. Es muß heilig sein. —"

Da sitzt Noël auf der Truhe nieder, stützt den Kopf und starrt auf das Bild. Die Gestalten, die da schleichen, drängen, wenden ihm ihre Gesichter zu. Er kennt sie: der Josef Ignaz, der Johannes Dietrich, und dort — dort aus dem Lusthain — das Polkagretchen, und der König — — —

Da ist Baroneß Jerômes dunkelspiegelnde Gestalt um den massigen Dielenschrank und durch die Barocktür und durch den weiten, ausgestorbenen Spiegelsaal in ihre Turmzimmer.

Der laue Abend schwalgt in die Räume. In den Mauern rispelt die Feuchtigkeit. Im Turm tinkt die verrostete Glocke an. Und in den fallenden Schatten schleichen, drängen sie heran: das Polkagretchen, das noch einen Wunsch im Leben hat, der Johannes Dietrich, der die Indianer sucht, die Susa Matthias, die viele Leiden hat, der König, der ein Königreich voll Schmetterlinge hat. — — Und da sieht Noël, daß er sein Gesicht nicht in der Menge findet. Wo ist sein Gesicht?

Und nun liegt sein fiebernder Kopf auf den Knien, erschreckt von seinen Händen überdeckt. Wie von schweren Erschütterungen zuckt sein Körper. Dieser da — dieser! — der droben nackt und kühn und in freudiger Kraft steht, hat sein Gesicht! Noël Hurris Gesicht! Jetzt wirft ihn der heiße Schrecken auf. Er stürmt über die Zerstörung hinweg, hinter ihm plustert der Staub auf, hinter ihm fällt die Dunkelheit.

Und in dem geisterstillen, modernden Schloßzimmer schleichen und drängen sie noch: das Polkagretchen, der Johannes Dietrich, der König — —.

Ein feuchtwarmer Abend wird, der die Nachtigall zu den stillen Seen lockt.

Und durch die süße Wehmut des Frühlingsabends schreitet Noël ernst und glücklich und von einer schönen Heimsuchung überrascht. Sie sehen im Hause Wetz, daß etwas Besonderes in ihm geschehen ist. Er sitzt am Abendtisch zwischen ihnen und ist nicht bei ihnen. Sie scheinen ihm heute alle sehr roh und körperlich

und von gewöhnlichen Gedanken. Aber da er nicht bei ihnen ist, ist er doch gut und freudig und spricht nachsichtig mit ihnen. Da freuen sie sich mit ihm, daß er zufrieden und voll Eifer ist. Man sieht indessen, daß Rosmarin an ihrer Freude nicht teilnimmt. Sie forscht in seinem Gesichte. Es ist etwas Fremdes darin. Ein Glanz ist darin. Sie kennt ihn nicht. Wenn sie vom Abendtische aufgestanden sind und sie mit ihm vor der Tür sitzt, will sie ihn nach dem Glanz in seinem Gesichte fragen. Da hört sie ihn plötzlich und unvermutet sagen: „Ich habe die Baroneß Jerôme gesehen, sie hat mit mir gesprochen.“ Und flüchtet fast erschrocken in sich zurück.

Er hat Worte wie Glas so fein und zerbrechlich unter sie geworfen, jetzt zersplittern sie unter ihren Fragen. Er steht auf und geht hinaus vor die Tür. Rosmarin geht ihm nicht nach. Sie weiß nun, sie braucht ihn nicht nach dem Glanz in seinen Augen zu fragen. Aber sie denkt, sie müsse Baroneß Jerôme einmal sehen.

Mit Mutter Wetz schafft sie in der Küche. Mutter Wetz sagt: „Also scheint die Baroneß mal wieder ferme auf'n Damm zu sein.“

„Du meinst, sie ist nicht mehr krank, Mutter?“

„Nich mehr krank will ich all nich sagen, krank bleibt sie woll ihr Lebtags. Sie hat 'n Nierenleiden.“

Rosmarin zögert und meint nicht, daß sie es über die Lippen bringe. „Ist sie denn schön, Mutter?“

Die gute Frau läßt fast die Pfanne fallen. „Och neä! Schön brauchte sie grad nich zu sein, wenn sie

bloß nich häßlich wär. Früher war sie gewiß emal schön, das will ich nich bestreiten, und sie ist ja auch jetzt noch nett dick und gar nich ausgezehrt. Aber schön — neä, Kink."

Mit einer stürmischen Schadenfreude lacht Rosmarin los. Och, ihr ist mit einem Male so leicht. Och, Mutter, komm, sie wollen mitsammen singen. Die Wetzen mit der begleitenden Brummstimme, die noch auf keinem Notenblatt gestanden hat.

Und Teller klappern, und der Pumpenschwengel klumpt. Der Zwiegesang hallt hinaus, wo der sitzt und in die Sterne schaut. Denn es kam ein Glanz von droben in sein glückliches Gesicht.

In dem milden Dämmer des Mondabends schlängelt die neutrale Straße. Es ist noch reger Verkehr. Nach Henri-Chapelle zurück rasselt ein Break mit Leinenschutzdach. Leere Gemüsekörbe und Säcke darin. Mame Aurelie kutschiert. Hat noch einen Rest Orangen, greift in den Korb und wirft eine der Rosmarin zu. Rosmarin kommt aus der Tür, setzt sich neben Noël und schält die Frucht. Eine schwere Frachtfuhre, Viergespann, zwei massige, lange Baumstämme auf den nackten Wagenzargen. Die Gäule schnauben. Sie fahren nach St. Paix. Salut! rufen die Knechte.

Zwei Männer gehen eilig vorüber und schwatzen vom Viehmarkt in der Eifel.

In der Hälfte teilt Rosmarin die Frucht entzwei, reicht sie ihm.

„Sie ist klug, nicht wahr?"

„Klug ist wohl nicht das Richtige. Es ist etwas in ihr, das man nicht bei andern Menschen findet!"

„Sie ist wohl gar kein Mensch."

Sein Blick schießt mißtrauisch nach ihr hin. Da nickt sie ernsthaft, schlürft die Frucht: „Sie hat doch — Gesichte."

„Sprich nicht dumm, Rose-Marie."

„Sie sagen es aber alle."

„Wenn alle es sagen, müßtest du es gewiß nicht."

„Ja, gegen den Strom schwimmen; aber dafür bin ich zu jung."

„Muß man dafür alt sein?"

„Ja, alt und häßlich wie die philosophische Baroneß."

„Ich möchte, daß du wie sie wärst."

Da hat sie die Frucht aufgeschlürft, wirft die Schale weg und tippt noch schleckernd die feuchten Fingerspitzen an die Lippen.

„Ach, gar nicht möchtest du es! Mit dem Philosophieren mach ich dich nicht warm." Wirft leise jauchzend die Arme um ihn, ihr wogender Jungkörper drängt an seine Brust. „Da nimm mich und küß mich." Und wartet nicht und küßt ihn freudig. Aber als sie in seine Augen sieht, weiß sie, daß er nicht warm geworden ist, und erschrickt.

Da kommt noch jemand die neutrale Straße, die jetzt still geworden ist, herunter. Ein schimmernder Fleck, eine schneeweiße Schürze. „'s Karling!" ruft Rosmarin in die Schenkstube zurück, wo Mutter Wetzen Licht macht.

„Jawoll, 's Karling!“ rufts schon von der Straße her. „Ist die Wetzen daheim?“ Ja, sie wär daheim. Im Vorbeigehen zu Noël: „Haste noch immer nix von meinem Schannes jehört? Ich och nich. Ob der nich wie der Jonas in 'n Walfisch jefallen is?“ Tritt in die Schenkstube, und mit einem Blick in die Ofenecke: „Sackerdjüs! lebt der ale Mann noch? Den hat unse Herrjott verjessen.“ Setzt sich. „Ja, Wetzen, nu bin ich Freifräulein. Von zehn Uhr av dürfen keine Kellnerinnen mehr im Neutralen verzapfen, dat wär unsittlich wird jesagt. Jetzt sind wir kapott, wir Damenkneipen, denn bis zehn Uhr waren wir nich notwendig. Der Isaias, was 'n Schuftikus ist, sägt an mich: ‚Sei so jut, Karling, sägt er, und komplementier dir aus meiner Gastwirtschaft naus!‘ — Joe, und wißt ihr woarom? Das Polkajret soll jetzt rinjeschmuggelt werden, das soll jetzt so jemach werden, daß et för die Frau vom Isaias jilt, und dann fällt et nich mehr unters Jesetz för die Kellnerinnen, und dann können sie wieder von Aachen zum jemütlichen Herrenabend mit Familienanschluß 'rüberkommen.“

Ihre Stimme hallt heraus durch das offene Fenster. Rosmarin sagt: „Hörst dus, Noje? Das Polkagretchen wird jetzt Schenkmamsell beim Isaias.“

Er sitzt und gibt keine Antwort.

Drinnen knarrt eine Tür, und Kob Wetz tritt ein. „En domm Schütt bist. Der Isaias hat dich doch emal heiraspeln wöllen.“

Karling kräht auf: „Nu halt ich mir an'n Blei-

stift fest, daß ich nich umfalle. Neä, dann heiraspele ich lieber 'n Hund mit'm Hut. Ne, Kobes, jib mich 'n Korn. — Wetzen, wissen Sie mich keenen bessern Wink?"

Draußen sagt Rosmarin: „Es ist gewiß, das Polkagretchen kommt hierher wegen dir."

Er sitzt und gibt keine Antwort.

Die Wetzen läßt sich dicht am Fenster nieder. Man hört ihre stille, behagliche Stimme bis in die neutrale Straße hinein. „Ich dacht als schon, ob der Grolles Schmetz dich nich brauchen könnt. Sein Haushältersch geht ins Kloster zum armen Kindlein Jesu."

„Wetzen, das wär wat. Wollt Ihr schwätzen mit dem Grolles?"

„Der Grolles ist 'n reputierlicher Mann, der lebt schon vierzehn Jahr mit einer Haushältersch, ohne daß was vorkam. Der nemmt nur'n anständig Person ins Haus."

„Nu fall uff'n Rücken! Wetzen, bin ich nich anständig?"

„Du bist nich fromm, Karling. So 'n Zusammenleben bringen doch nur fromme Leut zuweg. Und wenn du in keine Kerk gehst und nich mal ab und zu 'n Wallfahrt mitmachst, dann wär der Grolles mit dir schimpfiert im ganzen Land."

Und nun beginnt die gute Frau auf Karling einzureden, spricht wie ein frommes Buch, und der Kob Wetz schläft ein. Als das Licht heruntergebrannt ist, ist Karling so weit überredet, daß sie sich die Sache

überlegen will. Da wappt die gute Frau auf und holt ein Skapulier aus einer wohlriechenden Seifenschachtel. „Es ist das vom Berge Karmel, trag es auf der bloßen Brust. Und hier — stell dich grad — bind ich dir die Kordel vom heiligen Josef um die Taillje."

„För wat?" fragt Karling.

„Für die Gnaden, die damit verknüpft sind. Du wirst et schon spüren. Bet dazu fünf Vaterunser jeden Abend, und dann in Gotts Namen kanns der Grolles mit dich versuchen."

„Joe, Wetzen, wenn ich nur an all dat Zeug glauben könnt!"

„Du wirst glauben!" sagt die Frau fest.

„Schließlich sind dat doch nur Lappen —."

„Du wirst glauben!" sagt die Frau fest.

Da tritt Karling aus dem Hause, und man sieht sie still davongehen.

Noël hebt sich von der Bank auf, und langsam reckt er ins Fenster. Seine Stimme ist voll Not: „Mutter, und wenn sie wiederkommt und glaubt nicht?"

Da ist in dem Gesichte der Frau ein stilles, wissendes Lächeln. „Sie wird glauben."

Da wallt am Himmel eine schwarze Wolke auf, und alle Sterne gehen unter.

Noël tritt ins Haus und in seine Stube. Hinter ihm die Treppe herauf die leichten Schritte Rosmarins. Vor der Tür ihrer Stube steht sie neben ihm, nestelt ihre Hand in seine. Von der Küche

herauf wirrt der rottrübe Lampenschein, und Rosmarins Gesicht ist verzaubert darin wie in purpurnem Dämmer. Sie sagt in treuherziger Selbstverständlichkeit. „Gewiß wird sie glauben. Wir glauben doch bloß immer, was man uns sagt."

Nun steigt Noël eilig noch die paar Stufen zu seiner Kammer hinauf. Als er die Türe öffnet, klirrt das offene Fenster. Die Zugluft wirft ihm die Türe aus der Hand. Knall! fällt sie ins Schloß. Der Schall zittert durchs Haus. Inmitten der Stube steht Noël, horcht auf den Nachhall, als hätten alle Stimmen der Nacht gesprochen. Aber sprechen nicht von den vier Wänden herab die Stimmen? Stimmen aus den Bildern aller Heiligen.

Und das Herz-Jesu-Bild mit dem roten Liebesmantel und den erhobenen Fingern und dem flammenden Herzen spricht: Selig, die nicht sehen und doch glauben!

Und das Herz Mariä mit den sieben Schwertern und den rollenden Tränen spricht: G l a u b e, und du wirst selig!

Und es spricht noch Aloysius im weißen Priesterornat: Seid einfältig wie die Taube — —.

Und so die Stimmen von den Wänden in eindringlichem Geflüster: Glaube! Glaube! Und ihr Weihrauchatem duftet. Glaube! Glaube! So drängen sie. So fiebern sie. So werben sie. Heilige Suggestion! Man hörts. Man hörts immer.

Und man glaubt!

An das Fenster taumelt Noël wie geworfen. Als

suche er etwas. — Die Sterne sind untergegangen. Der Himmel verschattet. Tief verschattet. Nacht.

Wir glauben doch bloß immer, was man uns sagt. Heilige Suggestion! Die Einbildung ist unser Glück. Der gläserne Schuh ist unser Thron von Gold. Der verhangene Himmel ist das göttliche Schweigen. Heilige Suggestion, erbarme dich der armen Menschheit! Nun starrt der Noël Hurri in die Nacht und verlangt Antwort, und sein tobendes Herz schwingt die Hammerschläge auf ihn. Aber der Himmel gibt keine Antwort.

Fern in den Häuserchen entzünden sie das heilige Feuer am Herd. — —

In der herbstfrostigen Frühe schreitet der Grolles Schmetz daher, und um im grauen Haus keine Auslagen machen zu müssen, spricht er zum offenen Fenster hinein, das Karling könnt er nicht nehmen, er müßt das Eierlieschen nehmen, der Pastor von St. Paix hätts ihm empfohlen. Als er dies sagt, ist ein großer, magerer Mann mit rundem Rücken und bartlosem faltigen Gesicht auf das graue Haus zugekommen, horcht und pfeift leise vor sich hin. Da biegt das bekümmerte Gesicht der Wetzen aus dem Fenster. Och, nu säh man ja auch mal wieder den langen Josef, den Krautschneider. — Jawoll, Wetzen, er hätt' sich auf Renten gesetzt. Und der Grolles Schmetz hätt' sich ja wohl eine Schloßpacht bei St. Paix angesteigert, also könnt er das Haus in der „Zonn“ abvermieten, hä? Ja, und ob das Trüd in der Küche sei? Da ruft das Trüd schon aus der

Küche. Och, nu säh man ja mal wieder den langen Josef, den Krautschneider! Da stellt der sich an den Spülstein, fragt, ob sies wüßt, die Trüd, sie wären auf denselbigen Tag geboren, sie zwei, auf den 25. Januar, freilich er, der Josef, vierzehn Jahre früher. Und jetzt möcht er mit seinen Renten das Haus in der „Sonn" pachten. — Ob er Familie hätt? fragt die Trüd. Da sagt er bloß: Nee! Kommt dann Trüd mit einem Eimer geschälter Kartoffeln an den Spülstein, und der Krautschneider muß weg und an den Küchenschrank. Ja, meint die Trüd, müßt ers wohl machen wie der Grolles Schmetz, der mit einer Haushältersch zusammen lebt. — Ja, meint der Josef, hätt er gedacht, weil die Trüd mit ihm auf denselbigen Tag geboren sei —. Och neä! wehrt Trüd, von Kindsbeinen an sei sie im Wetzenhaus, und sie tät den Dienst nicht verlassen. Und dann muß sie zum Schrank, und dann muß der lange, gebückte Mann sich an den Herd stellen, und wenn sie dort hantiert, mal wieder an den Spülstein. Steht und pfeift leise, und ab und zu spricht er auch mal. Und dann kommt die Wetzen herein, fragt, ob man schon für Mittag anrichten könnt, und dann muß der lange Josef hinaus und in die Schenkstube und bestellt sich ein Glas Bier. Trüd bringt die dampfende Suppe herein, hinter ihr Rosmarin mit den Tellern, hinter ihr die Wetzen mit dem Bierkrug. Stehen um den Tisch mit Händefalten und gesenkten Köpfen. Leise tritt Noël herein und nimmt seinen Platz neben Rosmarin. Kob Wetz' dünner Kopf wippt nach allen

Seiten hin. Es scheint ihm etwas in der Luft zu liegen, das er aufschnuppern kann, rempelt die runde Frau an, die still und bestürzt sitzt.

„No, bist ja wie aufs Maul jefallen."

„Och, do kömmt jetzt der Grolles und sagt, daß er et Eierlieschen nehmen tut."

„No, ich möcht dat Karling auch net."

„Das Karling ist jetzt nich mehr eso."

„Wie is et denn jetzt?"

„Bekehrt!" sagt fest die gute Frau.

„No, dafför brauchst doch net die Pütsch hangen zu lassen."

„Och, es hat sich doch nur bekehrt för den Fall, daß der Grolles et nimmt."

Da sieht sie das Gesicht Noëls starr auf sich gerichtet, und sie fühlt ein Unbehagen, und sie sagt noch: „Man muß die Sünder auf alle Art packen, damit sie erst emal auf den guten Weg w ö l l e n. Nachher hilft die G n a d e schon mit."

„Mutter, wie denkst du dir die Gnade?" fragt Noël und sieht sie noch an.

„Mein Jung, die Gnade ist ein Ersatz dafür, daß wir den liewen Gott nich sehen — wir s p ü r e n ihn dann in der Gnade. Ja, mein Jung, du glaubst nich, wie schön das ist, wenn man den liewen Gott um sich spürt."

Da wispert Kob Wetz ihr in die Rede: „Wat will der stumme Mann denn hie?" und macht eine Kopfbewegung gegen den großen Josef, der steif sitzt und sein Bier nicht trinkt. Dann steht Trüd vom Tische

auf und nimmt das leere Geschirr mit. Als sie an dem langen Josef vorbeistreift, zupft der sie an der Schürze. „Ich hatt' mir das nu einemal in 'n Kopf gesetzt, weil wir doch am selbigen Tag —."

„Neä, neä, Josef, et geht nich." Und holpert fort, stößt fast auf Noël, der eiligst hinaus will. Als er auf der Haustürschwelle steht, hört er, daß Rosmarin ihm nachkommt.

„Laß nur die Mutter in ihren Ideen, Rose, sie meint es gut, darauf kommts an."

Er spricht, ohne nach ihr hinzusehen: „Es kann nicht darauf ankommen, Rose-Marie. Es kommt darauf an, was wir schlecht machen."

„Ach geh! was willst du dagegen tun?"

„Man muß sie aufklären!"

Da packt sie ihn so heftig am Arm, daß sie ihn eine Stufe hinunterstößt. „Aufklären — wie dus mir gemacht hast — so alles aus der Seele herausreißen, was dir einfältig ist! Laß doch die Menschen einfältig, wenn sie nur glücklich dabei sind! Du aber tust weh mit deiner Aufklärung." Und legt hinterrücks die Arme um seinen Hals, drückt das Gesicht sorglos innig in sein Haar. „Armer Aufklärer, mach dir das Leben doch nicht so kompliziert. Ich habe den Noël Hurri lieb, mehr weiß ich nicht vom Leben." Schnellt auf und sieht ihm strahlend ins Gesicht. „Gehst du heut wieder in das Eulenschloß?" Er nickt. „Dann machen wir den Weg mitsammen. Ich möcht zur armen Susa Matthias, die liegt dort am Bambusch gottverlassen. Aber ich muß mich erst

zurechtmachen, die himmelblaue Bluse aus Seidenbattist, brr! weißt du — an dem Abend auf dem Friedhof — da trug ich sie," raunt es in scheuwilder, heimlicher Zärtlichkeit, „weißt du?" — Sie eilt davon, steht und huscht wieder zurück. „Wenn dir das Warten bissel viel lang wird, dann ziehe an deinem Schnurrbart, damit er schneller wächst. Und dann komme ich und binde dir Zigarrenbändchen dran, rechts ein gelbes, links ein rotes." Küßt ihn hinters Ohr und ist davon. Er hört sie die Treppe hinaufstürmen und denkt, sie sei weit — weit weg von ihm. Und sie seien nie beisammen gewesen.

Da kommt Kob Wetz aus der Brennerei. Der Ärger quillt ihm, daß jetzt grad der unbequeme „Schnüffler" an der Haustür steht und den Zuchthäusler mit der Fuhre Kartoffelsäcken über die Grenze fahren sieht. Wird ders doch herausschnüffeln — unter den Säcken das Schnapsfäßchen. Sackerdjüs! Man verdient bei der hohen Besteuerung 3,50 Mark aufs Liter. Wär man also 'n Schmachtlappen, tät mans nicht. Das Schmuggeln. Die Theologie verbiets nicht. Aber der Katechismusquerulant will das nu all besser wissen. Wie eben jetzt mit das Rosmarinche. Das Rosmarinche, das hat Ansichten, die man einrahmen kann. 'n Prachtkind! Sagt der Kobes in seinem heimlichen Ärger: „Wat mächst du all den Firlefanz um die Religion? Das ist doch nur 'n Nebenbeschäftigung."

Noël bleibt unbeweglich. Nur sein Gesicht dreht nach Kobes. Die Brauen wölben hoch, als müßten

nun wunderbar stille Gedanken in gewaltige Umrisse hinein. „Das ist so, als würdest du sagen, die Welt ist nur so groß, als man sie vor sich sieht. Die Religion ist das Gesicht der Erde! Wäre sie nur der Seelenseufzer in der Kammer, so könnte man das dem einzelnen überlassen. Oder der Theologie. Aber sie macht die Welt. Die Weltanschauung! Und damit die Kultur. Denn wie du denkst, so ist dein Einfluß, deine Ethik, Kunst, Wissenschaft, Sozialpolitik. Denn das alles machst oder förderst oder genießest du nach deiner Anschauung.' Deine Anschauung aber ist gemacht aus deinem religiösen Standpunkt. Die Kultur der Erde ist von ihr abhängig. Das ist Religion. Wer also an der Religion arbeitet, arbeitet für die ganze Erde."

Kob Wetz läßt sich das wie Regen aufs Gesicht prallen. Es durchweicht ihn nicht. Schnodert: „Das Christentum ist jar nich so kompliziert. Es jibt allerlei Hintertürchen." Durch eines dieser Hintertürchen hofft Kob Wetz in den Himmel einzugehen. Wirft die Tür zur Schenkstube auf und sieht, daß der Gast noch beim vollen Glas sitzt, wispert die gute Frau an: „Wenn nu der stumme Mann net bald austrinkt, werf ich 'n raus."

Da rafft die Frau sich auf, muß hier wieder Remedur schaffen. Setzt sich zum stummen Gast. Ob er über Nacht zu bleiben gedenke? — Nee, und sieht über die Frau weg und pfeift. — Da stützt sie die dicken Hände aufs Knie, sieht ihm scharf und wohlwollend in das braungebrannte, faltige Gesicht.

Ob er noch was mit dem Trüd zu schwätzen hätt? — Ja, das hätt er. Trüd! ruft die gute Frau. Aber Trüd kreischt zurück, es wär nichts zu machen, er wollt sie als Haushältersch mithaben. — Nee, so wärs nicht! räuspert sich Josef. — Joe, joe, so wärs. — Nee, nee! — Da sieht ihm die gute Frau wieder scharf und wohlwollend ins Gesicht, ruft in die Küche: „Trüd, er will dich bloß heiraten!“

In der Küche plumpst ein Eimer, nieder und Trüd kommt, die nassen Hände am Schürzenzipfel trocknend, herein. „Warom sägt dat der Josef nich gleich?!“

„Ja, hätt'st mich nur ausschwätzen lassen söllen.“

„Trüd!“ ruft Kob Wetz, „hast det Jlück alle, ich wollt ihm jrad nausschmeißen.“

Trüd aber hat mit einer großen Rührung zu kämpfen: „Von Kindsbeinen sind ich jetzt hie im Dienst gewes —.“

„Sei ruhig,“ sagt die Frau mit ihrem stillen, wissenden Lächeln, „ich hab schon Ersatz.“ Steht auf und winkt den Kobes in den Hausgang. Sie tät das Karling dingen, jawoll. Das Karling hätt sich auf den Grolles verlassen, und es wäre Gefahr, daß es aus Ärger und Existenzlosigkeit in seinen frühern Zustand zurückfallen könnt und somit eine Seele endgültig für den Himmel verloren gehe. Wird aber das Karling nicht Magd sein wollen. Wird also die gute Frau Magd sein. Und wird Karling die Schenkstube überlassen, was es ja gut verständ. Sagt dann Kob Wetz, sie sei verrückt, und geht wieder zur Brennerei.

„Mutter,“ sagt Noël von der Haustür her, „die Rose-Marie ist doch auch da.“

„Och nich, mein Jung, sie schwätzt als viel davon, mit den Mäderchen von St. Paix bei den großen Wallfahrten nach Lourdes zu gehen und in den Verkaufsbuden sich anstellen zu lassen. Man sieht emal die Welt und verdient viel.“

Dann steht Noël und möchte der Frau, die der Gottesliebe schlicht und recht ihr Opfer darbringt, etwas Gutes antun. Aber er steht hilflos und sagt bloß: „Mutter“. Da schießen der Frau die Tränen in die Augen. Sie preßt ihrem großen Jungen die Hand, als müsse sie ihm danken, und geht eilig davon.

Leises Knacken auf der Treppe. Noël sieht Rosmarin stehen und warten. Ihr Gesicht ist ernst und tief. Der Vorgang hat sie ergriffen. Eine heiße Wallung pulst in Noël auf. Warum? Weil sie ernst und tief ist? Weil sie schön und üppig ist? Der Hut mit der legèren Elsaßschleife seitlich in der dunklen Haarfülle — der Jungmädchenkörper mit seinen heftigen, temperamentvollen Bewegungen — ein Odium unbewußter, leiser Sinnlichkeit, das taumeln macht. — Und so steht Noël und möchte zu ihr hinauf und sie herunterholen. Und steht doch. Da steigt sie herunter und sie gehen schweigend mitsammen davon. Gehen die neutrale Straße weiter. Im Feldweg nach den Seen zu bleibt Noël stehen, streicht ihr mit leicht zitternder Hand über die Wange. „Heute war etwas in deinem Gesicht,

was sehr — sehr schön war.“ Seine Hand gleitet an ihrem Arm herab und in ihre Hand. Ihre Finger krampfen zusammen, und als müsse sie jedem Worte den pressenden Druck der Hand mitgeben.

„Du suchst in den Seelen der Menschen, Noje, und ich meine, die einzige Seele, die du nicht verstehst, ist meine.“

Sie gehen lange nebeneinander her. Aber sie halten sich fest in großer, heimlicher Angst.

„Verstehst du m i ch?“ fragt Noël plötzlich.

„Ich verstehe, daß du anders sein mußt als ich. Darum liebe ich dich ja auch.“

Da sind sie zwischen den Pappeln, hinter denen die Seen blinken.

„Aber du verstehst nicht, daß ich nachdenke und Menschen glücklich machen möchte?“

Nun wird ihre Stimme fest und froh: „Zwei Menschen glücklich machen, dich und mich, das ist schon viel.“

Sie bleiben am Leichenwege stehen. Ihre Hände lösen sich. Er geht in der Richtung nach den Seen weiter. Wo die Laubheuschrecken schmetternd sirren. Sie steht im Leichenweg und sieht ihm über die Hecken weg nach. Hinter den Pappeln ragen die Geschlechtertürme von Molinart. Da jagt ihre heimliche Angst ihm nach. Und dann sieht sie ihn nicht mehr, und nur die Laubheuschrecken sirren fernhin über die blanken Seen.

Als er über die Zugbrücke geht, watscheln drunten in der Pfütze des Grabens die Enten und machen ein Familiengeschrei. Als er zwischen die klobigen Mauern des Hofes tritt, schleicht mißtrauisch der graubuschige Spitz heran und beschnuppert ihn. Als er in der mumpfigen Halle steht, ist droben auf der breiteichenen Patriziertreppe still wartend eine Person, die er nicht kennt. Er steigt hinauf. Das Geländer reicht ihm bis in Schulterhöhe. In Querbalken mit behäbig und massig eingeschlagenem Holzflechtwerk windets hinauf, als wärs für die Ewigkeit gebaut, im Verhältnis zu den stämmigen Querbalken von puppenhaft kleinen Holzfiguren getragen. In der halben Treppe flacht sich der breite Podest ab. Durch drei lange Schmalfenster ein Blick auf den wuchtig ausladenden Turm, der von Jerôme de St. Denis bewohnt ist.

„Monsieur!" sagt die Person von oben, so leise, man hört sie kaum. „Madame la baronne läßt bitten." Huscht schon an das Schmetterlingszimmer, öffnet. Huscht weiter an den Kredenzschrank, der vor ein Spinett geschoben ist. Hinter der schmiedeeisernen Kunstarbeit hängt zerfetzt die purpurne Tuchunterlage. In dem Kranzmedaillon an der Stirnseite eingraviert: „Erbawet Dusend vif-hondert 44". Ihre deutschen Zinnkrüge haben die Altvordern dieses Landes dort aufgereiht.

Von der Silbertablette nimmt die leise Person eine Karaffe mit 1899er Margeaux, schenkt ein, sagt wieder, die Baronin lasse bitten. Und so beengend

lautlos. Sie war bei einem Curé im Haushalt, sie hat 10000 Franken erspart, aber Madame la baronne wird ihr noch ein Legat hinterlassen. Sie sagt Noël, daß schönes Wetter sei. Sie hat drei Tage mit keinem Menschen gesprochen, keinen gesehen außer der Pächterin, die ihr zu Mittag bringt. Jetzt zwingt sie der Selbsterhaltungstrieb, zu sagen, daß schönes Wetter ist.

„Ist die Baronin nicht wohl?" fragt Noël schnell.

„Sie hungert." Er horcht hin, da wiederholt sie: „Sie hungert." Und da er noch hinhört: „Sie wird acht Tage hungern, und dann sieht sie aus, daß ich mich vor ihr fürchte. — Sie fragen warum?" Doch hat er noch keinen Einwand gemacht. „Um sich gesund zu erhalten, Monsieur! Die Ärzte haben sie vor zwanzig Jahren schon aufgegeben, aber sie hilft sich durch. Beizeiten hungert sie. Dann muß der Magen die ungesunden Säfte verzehren und aufsaugen, eh bien, und dann sind ihre armen Nieren wieder für eine Zeit frei. Am achten Hungertage beginnt sie erst mit Fruchtsaft, dann Schleimsuppe und so peu à peu. Ach, mein Gott, wie lange noch? Meinen Sie, daß dies schrecklich ist, oh, bitte, gar nicht. Sie ist ja jetzt schon Geist", und raunend: „sie hat Gesichte. Monsieur, pardon! Aber ich habe Wunderbares erlebt. Sie fühlt den Tod anderer voraus! Sie hört dann Geräusche in der Wand! Ich habe ihr drei Tage den Tod ihres Bruders, des Missionars verheimlicht, aber sie fühlte es, und dann steht sie

plötzlich vor mir: ‚Liebe, wer ists? Bruder Jaques oder Nestor?‘“

Da legt ihr Noel die Hand auf die Schulter und hat mitleidige Augen. „Die Einsamkeit tut Ihnen nicht gut, Mademoiselle.“

Aber als sie hinaus ist, irren seine Gedanken aufgejagt um diese seltsame Baroneß Jerôme, und das Geistige ihrer Anwesenheit erfüllt das ganze Schloß. Horcht auf. — Schritte im Spiegelsaal. — Ihre Schritte. Bevor ers ausdenkt, steht sie in der Barocktür. Sowie er sie jetzt sieht, zittert noch der Nachhall der gehörten Worte um sie. Das feinseidige Gespinst der schwarzen Mantilla falbelt in leichtem Wurf um ihr Gesicht. Das ist nicht mehr leichenfarben, es ist blendend wie Marmor. Sie sieht wohl und heiter aus. Madonna wie ein Pantheist sie malen würde.

„Wir müssen heute viel besprechen,“ sagt sie, „ich habe mit Herrn Baum einen Plan zusammengestellt, sämtliche Zimmer restaurieren zu lassen. Ich möchte aber die Leute mit so genauer Instruktion arbeiten lassen, daß mein Bruder später keinen Embarras hat.“

Erschreckte Worte fallen ihm auf die Zunge: „Madame ist doch wohl?“

Aber sie mit halbem Lächeln und mildem Gleichmut: „Tous le même.“ Geht auf den Kredenzschrank zu. „Aber Sie trinken nicht,“ schenkt ein und hält es ihm hin: „Eh bien?“ Und so in gütiger Vornehmheit.

Er stellt das Glas zurück. „Ich möchte nicht trinken."

Ein Lächeln in milder Souveränität: „Die Jugend hat das Recht, unangenehm zu sein."

„Ich bin nicht mehr jung. Ich meine fast, daß ich zu Ende gelebt habe."

Und sie in gütigem Interesse: „Jetzt muß ich ein Wort sagen, das ich ungern ausspreche, es ist so brutal neugierig: Warum?" Und da er selbst nicht weiß, wie er dem Ausdruck geben soll, spricht sie schnell weiter: „Hat man Ihnen schon gesagt, daß Ihre Augen nicht in Ihr Gesicht passen? Es ist doch nicht Ihre junge Seele, die herausschaut — vielleicht die Seele Ihrer Mutter."

Er ruckt zusammen. Was sagt sie da? Weiß sie — — Nein! Er faßt ihre Hand. Er weiß nicht, was er tut, aber er möchte, daß diese Hand sich auf seine Stirn legte. Sein Blick erfleht es, sie könnte es wissen. Da löst sie ihre Hand und spricht nicht mehr in schwerem Ernst, ist die dame parfaite. „Kommen Sie in meinen Turm. Die Baupläne liegen dort." Fort durch kahle Säle. Die verblichenen Möbel wie Totensärge. Im Turmzimmer ist warmer Luxus, die Mauern mit Purpurseide bespannt. In der Rundmauer das leuchtende Orange der Butzenscheiben. Wie ein Altarfenster. In hohen Spiralen strebt die Holzbekleidung der Wand hinauf, bildet einen tiefen Fenstersitz, die Kissen in niederländischer Wirkarbeit darauf. Dorthin setzt sich Noel. Baroneß rückt ihren Liegestuhl, daß er in der herein-

quellenden Sonnenwärme steht, deckt die Mantilla über Schulter und Brust. Derweil Noël verhalten zu sprechen beginnt: „Ihre Frage ist noch offen —. Ich habe keine ruhigen Tage. — Ich bin von einer Stunde in die andere gestoßen —. Als sei immer da, wo ich ruhig stehen will, eine Hand, die mich weiterdrängt —. Und dann fühle ich manchmal, daß ich feige bin und nicht dorthin will, wo vielleicht der große Opferstein meines Lebens steht. Nicht wahr, wir gehen doch im Leben von einem Opferstein zum andern?"

„Ja, die arme, tastende Menschheit irrt von einem Opfersteine zum andern. Dazwischen machen sie sich Freuden. Aber dann steht schon wieder weit im Nebel der Opferstein. Mit aller Philosophie kommen wir nicht darüber hinweg. Und an diesen Opfersteinen erntet die Religion. Ja, wenn die Opfersteine nicht wären, hätten wir die Religion schnell aus der Welt. Den Gott der Freudigen brauchen wir nicht, aber gewiß den Gott der Leidenden."

„Den Gott der Unersättlichen."

„Er ist ihr Vater. Ein reicher Vater, der immer geben kann, wenn er nur will. Darum müssen sie ihn bei guter Laune erhalten, damit er viel gibt, immer gibt. Sie schmeicheln ihm und lobpreisen ihn, sie stellen sich wie brave Kinder, sie fürchten ihn, sie danken ihm, daß er sich hinschlachten ließ für ihre Sünden. Aber wenn man ihnen sagt, die Chinesen stellen ihrem Küchengott Reis und Backwerk hin, um

sich ihn günstig zu stimmen, oder die Botokuden veranstalten Flammentänze, um ihren Gott zu unterhalten, oder die Südinsulaner werfen bei elementaren Naturereignissen sich zu Boden, um Gott ihren Gehorsam zu betätigen, dann sagen die Christen: Es sind Heiden, es sind wilde Völker."

Da spricht Noël mutlos: „Christus ist umsonst gekommen."

„Nein, Christus ist für seine Zeit gekommen."

Da schrillt draußen das Tschir-häää̈k des Rebhahns im Buschwerk um die Seen, und danach wird eine tiefe Stille. Dann, als ob die Gedanken eines jeden einen heimlichen Weg mitsammen gegangen wären, fährt sie fort: „Wenn wir das Charakterbild Jesu an unserer Zeit vergleichen, wissen wir das. Und sein Charakter ist seine Lehre." Halb aufgerichtet sieht sie ihn im stillen Ernste an. „Aber er wirkt dennoch auf alle Zeit. Insofern man ihn jedesmal und jederzeit übersetzen kann, ja muß. — Ich meine, das könnte uns noch helfen." Sinkt wieder zurück, faßt das Zibethfell, das ihr abgerutscht ist von den Knien. Die schlanken Formen ihres königlichen Körpers dehnen sich darunter. Die Freude dieses Anblicks überschüttet Noël. Er will denken, daß in diesem Körper kein tückischer Feind ist, er wills! Und in seiner traurigen Freude antwortet er: „Ich verstehe Sie: ‚Man soll uns nicht Christus falsch übersetzen!'"

„Ah, mein Lieber, das ists! Die falsche Christusübersetzung ist das Kranksein unserer Zeit. Aber es

geschieht hier wie am Königshofe der Perser, es geht von der Hand des einen Beamten in die des andern. Und dann wirds das Brot für alle, das Masseneigentum. Ebensowenig wie es Geist für alle gibt, kann es Brot für alle geben. Die Masse wird dann gesättigt, die paar Weißbrotesser aber hungern. Christus aber ging einem Schafe nach und ließ die ganze Herde. Er will gewiß nicht seine Weißbrotesser hungern lassen."

Er biegt vornüber, hält den Atem an. „So werde ich nachdenken müssen, wie ich mir nun Christus übersetze."

„Wir werden alle nachdenken müssen —. Wie wir ihn für unsere Seele übersetzen. Vielleicht ist das die Christusnot der Welt."

Er steht auf und zu ihr hin in scheuer Stille. Das Reife wogt in ihm und findet keinen Ausdruck. Da hört er sie sprechen.

„Nicht wahr, Sie wollten, daß ich Ihnen einmal die Hand auf die Stirn lege."

Da liegt er gegen ihr Knie, und sie schiebt die weichtastende Hand in sein dichtes Haar. Er hat eine Stirne, über die Frauenhände gleiten müssen. Er hört ihre Stimme wie aus verwirrenden Nebeln heraus.

„Und nun gehen Sie zu Ihrem Opferstein! Wie Jesus! Er glaubte, ein Großes und Gewaltiges zu tun. Denn durch das Leiden der Unschuldigen wird der Welt geholfen, das ist sicher! Gehe also zu deinem Opferstein, Noel - Hurri." Ihre Hand

gleitet von seinem Gesichte. „Aber zerstöre dein Leben nicht. Und wenn du kannst, führe auch die andern. Aber zerstöre ihnen ihr Leben nicht!" Sie hebt sich auf, daß er erschreckt nach ihr sieht. „Sieh doch den Bauer mit dem Pfluge tausendfaches Leben in den schwarzen Ackerschollen töten, um neues, nährendes, goldenes Leben zu schaffen! Noël Hurri, zerstöre nicht, was du nicht tausendfach wiedergeben kannst!" Dann fällt sie schwach zurück. Und leise: „Ich glaube auch, Noël Hurri, du mußt zu einem großen Opfersteine."

Die Turmuhr in der Kuppel singt mit starken Schlägen. Unerbittlich wie die Stimme des Schicksals. Noël steht neben der Liegenden, wagt nicht zu atmen. Ein Gedanke aus der Ewigkeit schleicht um beide. Dann tastet ihre Hand nach dem Knopf der elektrischen Klingel. Wie hingehuscht in die Tür steht die leise Person. „Sie können die Milch bringen. Und legen Sie Eis bei."

Noël steht über sie geneigt. „Darf ich wiederkommen?"

„Ich werde Sie rufen lassen." Und da sie nicht verletzen will: „Ich kann nicht über meine Zeit bestimmen, ich bin von meinem Körper abhängig."

Da tritt die leise Person ein. Noël geht hinaus. Drunten hallen seine Schritte im Tonnengewölbe.

Von den Wegen von St. Paix herüber hallt froher Lärm. Die Mädchen kehren von Lourdes zurück, wo sie alljährlich zur Zeit der großen Wallfahrten in Devotionalienbuden tätig sind. Man sucht

mit Vorliebe die Mädchen jener Gegend, weil sie zwei Sprachen verstehen.

Noël geht dahin wie in einer fremdgewordenen Welt. Da jubelt im Leichenweg ein heller Juchzer. Über den Hecken ein kecker Hut, geschütteltes Lachen, ganz herzerquickend. Läuft heran in Sprüngen, hängt an seinem Arm. In schnellem Atmen stößt ihr Busen.

„Ich hab das verlobte Paar an der Zonn getroffen. Uff lala! Denk mal, sie haben sich noch nicht geküßt. Sie sagen, wenn sie sich küssen wollen, müßten sie lachen. Das Küssen wär eigentlich komisch, sagen sie. Ach, die Affen! Wenn ich meinen küsse, hab ich denen gesagt, wenn ich den küsse, ach Gottogott! Dann möcht ich zusammenbrechen vor Glück!" Wirft ungestüm die Arme um ihn, preßt ihn, daß das Wogen ihrer Brust ihn fast umwirft.

„Rosmarin!" bricht er im Zorn los, stößt sie weg. Und wieder gut: „Wir sind hier in der Flur."

Ihr Schrecken schluchzt ihr bis zum Halse. „Ich kann nicht so vernünftig sein, wenn die Freud an dir über mich kommt."

„Sei lieb, Rose-Marie, gehe jetzt ruhig neben mir."

Da fliegt ihr Blick zurück und sieht die Türme des Châteaus. „Ach so!"

Sie gehen schnell. Sie will tapfer sein. Sie will ihm nichts sagen. Oh nichts! Sie kann das ja hinunterschlucken. Oh sicher. Und dann kann sie

es nicht, und dann brichts los: „Kommst wieder aus dem Eulennest! — Von i h r."

„Ja."

Da wallt ihre hilflose Not. „Warum macht sie dich so?"

„Sie macht mich nicht so, Rose-Marie. Sie will mir helfen. Aber ich kann jetzt nicht reden."

„Wie du von ihr sprichst! Wie von der Monstranz!"

„Du hast recht — ich komme wie aus der Kirche."

Ihr Blick schnellt zu ihm hin. Was ist in seinem Gesicht? Ists das Fremde, das von i h r kommt? Ach Gott! er soll nichts von ihr nehmen. Die ist reich, sie hat genug. Sie soll ihr den einen nicht nehmen, den s i e im Leben nötig hat. Kein Teilchen von ihm, keins! keins! Nun pulst ihr im ganzen Körper das Blut auf.

„Wie du von ihr voll bist! Hat sie dich verhext, daß du nicht siehst, wie sie alt und häßlich ist!"

Da steht er in innerer Erschütterung vor ihr. Die kristallene Reliquie seiner Seele ist zertrümmert. Sein Zorn ist so groß, daß er ungerecht gegen sie wird.

„Ziehe s i e nicht in die Kleinlichkeiten d e i n e s Denkens!"

„Sie wie die andern! Sie möcht noch mal lieben, die Hochgeborene!"

„Pfui deine Eifersucht!"

„Pfui über sie! über dich!" Und still verzweifelt: „Ach Gott, ja auch über mich!" Sieht in seinem

Gesichte etwas Fürchterliches, etwas, das sie zum Wahnsinn bringen könnte. Packt seinen Arm, fest, fest. „Verachte mich nicht, Noël Hurri! Verachte mich nicht!" Da ist er ihren pressenden Händen entwichen und davon.

Und wo sie nun steht, möchte sie hinfallen und nicht mehr aufstehen. Herrgott, wird sie denn weinen? Weinen warum? Weil der sie wegwirft! Und wegen d e r! Wegen der! Hahahahahahaha! O, sie möcht sich totlachen! O, sie möcht —! Herrgott, die Rose-Marie mit ihrer leuchtenden Jugend. Und lacht und beißt sich in die Lippen und lacht und beißt fest zu. — Und geht dann still den Weg wieder zurück; nach Lourdes will sie, wenn auch nur noch die zwei letzten „mageren" Monate der Nachsaison. Was tuts, wenn sie nur fortkommt! Adressen fragen wird sie bei den Mädchen in St. Paix. Wenn sie nur fortkommt, wenn sie nur fortkommt! Und schluckt und geht, und die Tränen tropfen noch, und sie sieht nicht mehr aus den überströmten Augen.

Als sie an dem großen sprudelnden Bassin mitten in St. Paix anlangt, hat Noël auch das graue Haus erreicht. In der Stube ist die Ofenecke leer. Der tiefe Ledersessel verlassen. Der gestrickte Schal des Alten hängt noch darüber. Droben in der Kammer hört er König Baums hallende Stimme. Da sagt man Noël, daß Altmännchen nicht mehr in seine Ofenecke kommen wird. Altmännchen ist schon ein Toter, aber lebt noch. Ein Lebensgedanke vielleicht noch, der ihn wachhält auf der Schwelle der Ewig-

keit, ein hartnäckiger, sehnender, heftiger Gedanke. Wenn sein häutiges Gerunzel aufklappt und die vergrabenen Augen aufleuchten, dann liest man ihn darin. Und dann nicken die Umstehenden: Joe, joe, Grosszvadderchen, neutral immerdar!

Dann kann er wieder lange Tagesstrecken schlafen, und sie träufeln ihm die Milch löffelweise ein, und so wird er leben – leben! König Baum spricht: „Er wird so lange leben, bis wir einmal kommen und sagen: Neutral ausgelöscht! — Dann verlischt auch er."

Lassen ihn liegen still und allein. Er hat niemand mehr nötig. Noël bleibt in der verlassenen Kammer zurück. Wenn er seine Hand dicht an den eingesunkenen Mund Altmännchens hält, spürt er noch den Lebensatem. Auszulöschen mit einem schwachen Druck seines Fingers. Und als läge so nun da die ganze arme Menschheit mit dem schwachen Flackern ihrer Sehnsucht, ihrem Atmen nach Glück. — Auszulöschen mit einem Fingerdruck.

Da rückt Noël einen Stuhl neben das Bett und sitzt lange. Und neben ihm atmet die arme Menschheit, die da noch den schwachen Atem ihrer Sehnsucht hat. — Vor der Tür ein Knacken auf der Diele. Rosmarin kommt herein. Ihr Blick fällt auf den regungslosen Alten.

„Er schläft noch," sagt Noël; „willst du bei ihm bleiben?"

Sie tritt zurück. „Nein — ich habe zu tun."

Wie sie das spricht, machts ihn unruhig.

„Was hast du zu tun?"

„Ich gehe nach Lourdes.“

Nun stößt ihm das heftige Mitleid mit ihr auf. Jetzt kommt das Verständnis für sie wie eine klare Erkenntnis über ihn. Sie liebt ihn ja. Sie hat nur ihn. Er hat sich an ihr berauscht. Nun glaubt er, daß er sie nicht mehr braucht.

Er steht auf: „Rose-Marie, du brauchst meinetwegen nicht zu gehen. — Ich werde vielleicht wenig zu Hause sein.“

„Ich kann nicht bleiben,“ sagt sie still wie nach überstandenem Leid und geht schnell davon. Drunten sagt sie zu Mutter Wetz: „Ich reise noch diese Woche.“

Die Frau faltet die Hände über dem Leib, bleibt vor dem Mädchen sorgenvoll stehen: „Lievchen, was hat et gegeben?“

„Er hat keine Schuld, Mutter,“ sagt Rosmarin schnell und eilt auch von ihr fort.

Im Schenkzimmer steht noch König Baum, schüttelt den Rest seines Bieres im Glas. Er wartet auf Noël. Er soll mit ihm eine Geschäftstour ins Deutschbelgische machen. Der Grolles zieht jetzt in das Gemäuer, wo ehemals die Roßknechte von Molinart wohnten. Und das Haus in der Zonn ist baufällig. Noël möchte gleich am folgenden Tage. Es kommt ihm später ungelegen. Aber König Baum sagt, es sei der Dreizehnte. Da sieht Noël ihn an, denkt, daß er scherze, daß er zu Mutter Wetzens Kastanien, die sie gegen Gicht bei sich trägt, ein ulkig Pendant stellen will. Aber König Baum sagt im gewichtigen Ernst: „Es ist der Dreizehnte.“ — Da

erzählt ihm Noël einen Haufen Gegenbeweise. Daß bei den Griechen und Römern und im ganzen Mittelalter die Zahl dreizehn als Glückszahl galt, daß in Frankreich das Dutzend dreizehn hat, daß König Chlodwig seiner Tochter ein Brautgeschenk im Werte von dreizehn Denaren macht. Aber König Baum sagt: „Ich beginne nichts an einem Dreizehnten."

Noël sagt nichts mehr, aber der Gedanke hängt doch in ihm fest. Auf der Geschäftstour kommt er darauf zurück. „Ich meine, daß Sie von Gott losgekommen sind und unterwerfen sich diesen eingebildeten Mächten."

„Die Gestirne haben Macht über unser Schicksal, das glaube ich."

„Die Juden haben alle diese Dinge geglaubt, bevor sie den rein geistigen Gottesglauben hatten. Nach der Auffindung des Gesetzbuches Moses im Tempel zu Jerusalem war das abgetan."

„Na ja, und der Aberglaube flüchtete unter das Dach des Christentums."

„Ohne Anknüpfung an seinen Kult."

„Wie auch in Israel. — Lassen wir das übrigens. Religion ist Privatsache."

„Es ist die Sache der ganzen Menschheit, König Baum!"

„Das bildest du dir bloß ein. Oder du müßtest denn die Hammelherde, die scharenweise in die Kirche getrieben wird, Menschheit nennen. Niedriger organisierte Naturen brauchen eben Weihung und Büßung für das Sehnen ihrer Seele. Höher Ver-

anlagte brauchen vielleicht nur den philosophischen Seelsorger, der Höchste macht sich selbst einen Vers auf die Komödie seines Lebens. Zum Teufel! Unsere Zeit hat nichts mehr von der alten griechischen Weltfreudigkeit. Hypochondrische Beschäftigung mit dem werten Ich! Weißt du, wessen die Menschheit bedarf? Meinen Wühlhubertee braucht sie. Ein vorzüglicher Tee."

Da sagt Noël still und dringend neben ihm: „König Baum, warum schlagen Sie Ihre Sehnsucht tot?"

„Herrgott! ich habe keine!"

„Und wären Sie frivol wie Ovid — er hatte sie doch!"

„Nimm meinen Wühlhuber, sag ich dir!"

„König Baum, Sie lachen das Suchen der Menschheit nicht tot!"

„Ich heile ihnen das Blut. Daran fehlts!"

„Aber aus dieser Form kommt kein Helfer und Tröster. Und es ist doch wieder die Zeit! Die Menschheit ringt!"

Da steht König Baum, setzt sich leicht auf seine Stockkrücke, spricht vor sich hin: „Jawohl, der große Katzenjammer. Dann muß ein Ausgewählter, ein Paraklet kommen. Augustus kam in solchen Katzenjammer. Da hieß er in der Provinz Asien ‚Heiland der Welt'. Oder Apollonius von Tyana, der heidnische Apostel. Natürlich hatte er schon Visionen in seiner sehr wundersamen Kindheit, göttliche Anzeichen bei seiner Geburt, und prophezeit und tut

Zeichen und treibt dreimalhunderttausend Teufel aus, hat nichts gelernt und redet alle Sprachen, wandelt durch die Luft und übers Wasser und geheimnisvoll, wie er in die Welt gekommen, verschwindet er wieder. Seine Rolle war ausgespielt; er ist der Dolmetscher zwischen der Menschheit und der Gottheit geworden. Wie auch Christus. Wie immer einer kommen muß, wenn die Zeit erfüllet ist, das heißt wenn der große Katzenjammer über die Menschheit kommt.“ Stapft seinen Stock auf und polternd weiter: „Aber vielleicht tuts doch noch mein Mühlhuber.“

Da gellt durch die Flur schrilles Pfeifen; eine Dampfsäule quirlt auf, der Boden erzittert, Rattern, Knattern, dröhnendes Rollen, lange Wagenreihe, Fensterreihe. — Noël steht plötzlich still, sieht Rosmarins todbleiches Gesicht. — Husch! vorüber.

„Sie reist nach Lourdes,“ sagt er König Baum und spricht nichts mehr. An dem Hügel, der zur Zonn hinaufführt, zweigt König Baum ab. Trüd und Josef wollen das Haus ankaufen und umbauen lassen. Noël macht sich auf den Heimweg und denkt, daß nun das graue Haus leer und unfreundlich sein müsse. Steht zwischen den stillen Seen und sieht die Geschlechtertürme von Molinart ragen. Und ein glutroter Schein aufzuckend aus dem inneren Gemäuer. Das ist die Sonne nicht. Schnell nimmt er den Weg zum Chateau hinüber und sieht den Glanz größer und intensiver werden und die Zugbrücke überfluten. Sieht dann auch, daß die riesige

Ecklaterne vor dem Biforafenster brennt. Der Pächter steht am Eingang und ruft halblaut: „Baroneß ist von Lüttich zurück."

„Warum brennt die alte Laterne?" fragt Noël nähertretend.

„Es ist ein Brauch. Wenn kein Mond in den Nächten war und der Weg unsicher zwischen den Seen wurde, ließen die Herren auf Molinart die Ecklaterne die Nacht über brennen. Wenn Baroneß hier ist, hält sie an dem Brauch fest."

Da steht die leise Person auf dem Treppenpodest und wispert: „Baroneß ist von Lüttich zurück, läßt bitten."

Sie erwartet ihn schon in der offenen Turmstube, streckt ihm beide Hände entgegen. „Ich habe Sie kommen sehen. Nicht wahr, unsere alte Laterne hat noch ihr starkes Jahrhundertlicht?"

Er sieht sie glücklich an. „Sie sind heute wohl und froh."

„Ja, nicht wahr, wie jemand, der sich reisefertig gemacht hat und nun beruhigt die Stunde der Abfahrt erwartet." Er verwendet keinen Blick von ihr. Ihre milde Heiterkeit hat für ihn etwas Beängstigendes. Sie spricht dann weiter wie nebensächlich: „Ich habe mich mit meinem Notar besprochen."

Da weiß er, was sie meint. „Fühlen Sie sich denn kränker?" fragt er atemlos.

„Warum setzen Sie sich nicht, Lieber?"

„Fühlen Sie sich kränker?" wiederholt er.

„Ich werde niemals kränker oder besser. Das

wird mal so — kommen." Sie seufzt nicht, sie lächelt auch nicht.

„Das ist grausam!"

„Aber gewiß meine und empfinde ich es nicht so. Ich habe bloß die Sächelchen meines Lebens zusammengepackt, stehe neben meinem großen Reisekoffer und warte auf meinen Zug. — Schon jahrelang warte ich." Sie nimmt ihn an beiden Händen und führt ihn zum Chorsitz am Fenster, lächelt ihn an. „Auf meinen nächsten Zug warte ich. Das müssen wir doch alle einmal. Nur daß wir so nachlässig sind und unsern Reisekoffer nicht gepackt haben, wenn der Zug einläuft." Sie zieht ihn neben sich. Er ist erblaßt bis in die Stirn hinein. Da sagt sie leise in Mitleid und Furcht: „Sie dürfen mir nicht kommen und die Reisestimmung verderben."

Da nimmt er sich zusammen, sagt ohne Herbheit: „Ich verstehe, ich bin die flüchtige Reisebekanntschaft auf dem Perron."

Nun spricht sie sehr ernst. „Sie haben mir aus Ihrem Leben erzählt. Es haben viele Menschen eine Bestimmung in Ihrem Leben gehabt. Schon der Pfingstmann, der sich für Christus totschlagen ließ. Auch König Baum mit seinen nüchternen Erwägungen. Es gibt Menschen, die zu unserer Entwicklung notwendig sind; sie führen uns eine Strecke Wegs, und dann ist ihre Lebensarbeit erfüllt und sie müssen gehen. — Vielleicht bin ich nun die letzte Entwicklung auf Ihrem Lebensweg gewesen."

Seine Selbstbeherrschung zerbricht. Er stöhnt

auf: „Es ist mir furchtbar, nur noch bei Ihnen zu stehen — bis — — zur Ankunft des nächsten Zuges!“

Sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände, sie sieht ihm mit ernster Innigkeit in das zuckende Gesicht. „Wenn man abreist, sagt man: Auf Wiedersehen!“

Und er in heftigem Leid: „Ein Wiedersehen, auf das man sich nicht freuen mag.“ Seine Blicke schweifen hinaus in den sinkenden Tag: „Was weiß ich von Ihnen — drüben?“ Und da sie nicht gleich antwortet: „Es wird doch in anderer Lebensform sein. Und ich liebe Sie, wie Sie jetzt sind. — Ich will Sie nicht ansehen, vielleicht lächeln Sie. Wie können Sie sich zur Ewigkeit rüsten in so ruhiger Erwartung?“

Er muß eine Weile auf ihre Antwort horchen. Dann wird sie schnell und einfach gegeben: „Ich warte eben!“

„Dann kann es nur in der Erwartung sein, daß Sie — nichts erwartet.“

Da scheint sie zu wachsen in der stillen Gewalt ihrer Worte. „Ich glaube an keine Konfession, an kein kirchliches Christentum! Ich glaube an keine Gottmenschheit! Aber ich glaube an die Ewigkeit!“

Und aufzuckend flammt die rote Glut von der Ecklaterne herein und überschüttet die Purpurwände der Turmstube.

Er spricht erschrocken: „Das scheint mir ein Widersinn. Oder glauben Sie an die ewige Kraft und darum Ihr Glaube an die Ewigkeit?“

Sie spricht leise, so daß er dicht hinhorchen muß. „Weil wir uns so stark nach Glückseligkeit sehnen, ists der Beweis, daß sie uns noch gegeben werden muß. Da die Sehnsucht ist, so muß sie erfüllt werden."

„Aber nicht wir alle sehnen uns nach Erfüllung in der Ewigkeit. Wie wird sie jenseits sein, wird sie uns befriedigen?"

„Quälen wir uns nicht, es wird Glück sein! Das ist genug. Und das ist mein Glaube."

Ein wehrender Gedanke will noch aus ihm, und sie wartet mit freundlicher Geduld. „Ich sehe Sie zeitweilig in der Kirche von St. Paix."

Da nennt sie einen Namen, der ihn schon einmal beunruhigt hat: Apollonios von Tyana! „Als er seine große religiöse Wanderung nach Osten antrat, und die Völker vor Götterbildern oder in fanatisierten Orgien sah, hatte er nicht Haß, Spott und Zynismus für sie, sondern ehrte diese Ausdrucksformen uralter, geheiligter Offenbarungen, ohne sie zu kultivieren. Und widerstand nicht auch der philosophisch gebildete antike Mensch den Götterbildern, den blutigen Opfern? Aber er tat doch den Kult nicht ab. Er symbolisierte sich ihn! In dieser Einheit im Sinne der Anbetung, wenn auch nicht der Form begegnen wir uns alle auf dem Erdkreis!"

„Der Gedanke ist erhaben: alle Konfessionen und Sekten eins im Sinne der Anbetung und nur getrennt in der Form!"

„Und unsere Weißbrotesser!" mahnt sie. „An diese habe ich gedacht. Weil sie das Brot nicht mehr

nehmen können, das die Masse sättigt. Es soll ihnen wohltun, daß wir trotzdem eins sind im Sinne der Anbetung. Die Form soll nicht trennen. Es soll sie sich ein jeder symbolisieren. Das ist der Einheitsgedanke einer Weltreligion!"

Er springt auf. Der Gedanke lärmt ihm im Blut, stößt ihn hoch, jagt seine Phantasie. O, ein Gedanke wie das Universum so groß! Wie der Kuppelbau des Himmels so gewaltig. „Und das Glaubensbekenntnis dieser Weltreligion?" hallt seine bebende Stimme. „Das Kredo, sagen Sie mir das Kredo!"

Da spürt er, wie sie ihn leise niederzieht, seine Schulter neigt gegen ihre, und er denkt sich, wie nun ihr durchgeistigtes Gesicht über seinen lauschend gesenkten Kopf hinweg in die purpurne Dunkelheit des Turmes die Worte spricht:

„Es ist kurz und ohne Exaltationen und Lobsprüche, aber sehr viel, wenn es mächtig und tief in der Seele lebt. Es ist alles für alle:

‚Ich suche Gott. Ich bin ihm nahe.
Er möge mir helfen. Amen.'"

Er sprichts ihr nach wie heißgeflüsterte Gebete, wie brennende Seufzer: „Ich suche Gott! Wir suchen ihn alle. Der ganze Erdkreis. In diesem Gemeinsamen sind wir Brüder. Der ganze Erdkreis. Er möge uns helfen, der Gott der ganzen Erde den Brüdern der ganzen Erde. Wir beten unter dem einen Himmel, der über der einen Erde ist. Amen, Amen!"

Und die Last sinkt auf ihn, schwer wie die Erde. Seine Schulter an der ihren, sein Haar ihre Wange streifend, sein Gesicht gedrückt an ihren Busen, horchend auf den unregelmäßigen stoßenden Herzschlag, der die Zerrüttung dieses herrlichen Körpers verrät. Und dieser aufgepeitschte Herzschlag redet eine Sprache, die ihn aufjagt, hinauf, hinauf die nackten, kahlen, dräuenden Felsen, Feuer, Feuer in Händen, Paraklet, Tröster der armen, tastenden Menschheit!

Da sagt er ohne Leidenschaft und sowie in stürmischer Inbrunst das Herz des Jünglings dem reifen Weibe zuschlägt. „Ich will nichts von Ihnen, als daß Sie mich an Ihrem Herzen dulden." Und schmiegt sich in den wonnigen Fliederduft, der aus dem flaumweichen Samt ihres Kleides quillt. — Spürt ers? Ihr Arm um seine Schulter — ein kurzer, hastiger Druck — eine warme Welle fließt über ihn hin — und sie steht auf — wird immer haben ihr mildes Lächeln, ihr schönes Mitleid und ihren feinen Geist. — — Sie ist reisefertig. — Sie wird gehen müssen, um diesen da von dem letzten Ruhepfühl seines Lebens zu erlösen.

Müde und erschöpft läßt sie sich auf dem Liegestuhl nieder, klingelt nach Bedienung. Als er an der Tür steht, ist ihr Gesicht von tiefem Ernst überschattet. „Kommen Sie immer, wann Sie wollen. Ich lasse Sie nicht mehr rufen."

Er geht und nimmt mit sich in die frostige Nacht den wonnigen Fliederduft und ihre bleiche Gestalt an der purpurnen Wand,

In der Nacht schleicht noch der Flurschütz. Er geht mit Noël ein Stück Wegs und erzählt, daß am Bambusch Wildfallen und Fußangeln aufgestellt seien und man sich in der Dunkelheit in acht nehmen müsse. Der Jakob Jonas sei aus Brasilien zurück und müsse doch leben und schnappe daher das Wild aus dem Bambusch weg. Deshalb man denn acht haben müsse auf die Fußangeln und den Jakob Jonas. Und wie er das sagt, bleibt Noël mit einem Schreckenslaut stehen, denn ein Wildeisen hat sich in seinen Fußknöchel eingehakt. Der Flurschütz zwängt seinen Stecken in den Schlagreifen ein, um ihn zurückzubiegen, aber alles Arbeiten hilft nichts, sie müssen zurück zum Chateau, um mit dem Handwerkszeug des Pächters zu hantieren. Der Fuß ist befreit, schwillt aber auf, und Noël ist gezwungen, die Gastfreundschaft des Pächters für die Nacht anzunehmen, bittet aber, Baroneß nicht zu benachrichtigen.

„Nein,“ sagt der Pächter, „sie hat sowieso schon schlechte Nächte.“

Aber in der Nacht schwillt der Fuß zu einem Glutball auf, und am Morgen weiß es die leise Person. Und dann die Stimme der Baroneß auf der Treppe. Man soll aus dem Hasardhotel Eis holen lassen. Man soll das Schmetterlingszimmer herrichten! Da ist Noël auf und lacht seiner Schmerzen. Und mag der Fuß brechen, er klettert die Treppe hinauf zu ihr! Sie droben und wartet! Und weitoffen ihre Zimmer! Und so wird er liegen. — Und vielleicht ihre Hand auf seiner. —

Da ist sie zum Schmetterlingszimmer voran, hat etwas räumen und ihren Liegestuhl hinbringen lassen. Die leise Person allda in großer Geschäftigkeit, in der antiken Bettstatt das Zeug ordnend und wird Linnen holen und froh, froh, ein bißchen regsam, ein bißchen mal lebendig sein zu dürfen. Er wird ein paar Tage liegen müssen. Und Baroneß will kommen und den Verband machen. Er liegt und drückt das Gesicht in den Federpuff. Der Duft ihres Haares hängt noch darin. Seine Wange will er hineinpressen, wo die ihre geruht, und ihre Gegenwart eintrinken, noch ehe sie um ihn ist. Und über ihm, auf ihm die sonnwarme Muffigkeit des alten Raumes, die schlaftrunkene Stille. Seine Augen werden schwer. Seine Blicke starr an der Tür. Wenn er glaubt, ein Geräusch zu hören, kommt die Aufregung über ihn. Die Tür bleibt zu. Lauernde Stille. Schwere, verstaubte Feierlichkeit. Eine Stille, die Herzklopfen macht. Schwer und verschlossen die Tür in dem dunklen Getäfel der Wand. Auf ihren Feldern die barocke Plastik der Reliefs, der Diskoswerfer des Myron —, sein straffgespannter Körper in den verschwimmenden Umrissen, in der weißheißen Luft. Eine dickbauchige Mücke stößt hinein, mit bösem Näseln irr und wirr im Raum. Und — ja — die Tür geht doch auf. In der weißheißen Luft kommts auf ihn zu.

„Man bringt jetzt Eis. Wie geht es Ihnen?“

Seine beiden Hände in ihren. Da spürt er, daß sie nicht so ruhig ist wie sonst. Seine Blicke haben

eine werbende Kraft —. Da zögert sie. Da ist ihr Gesicht über ihm, nahe —. Ihre blauen, milden Augen —. Ein weicher Druck auf seiner Stirn, ein Hauch, ein Beben — und sie ist mit der weißheißen Luft hinaus. Nüchtern, trocken, hart und verschlossen die massive Tür, die Reliefs, der Diskoswerfer. Und noch näselt die dicke Mücke. Und fahlblank ein Sonnenstreifen auf das Titanenbild. Kahle, schauervolle Felsen. — Aber auf seine Stirn fiel ein Rosenblatt, und keusches Erschauern überrieselt seinen Körper. Der erste vollendete Glückszustand seines Lebens. Er verharrt still und durchkostet alle Süßigkeit. Die leise Person hantiert, und er hört sie nicht. Sie sagt, daß man ins graue Haus Ordre gegeben habe, er könne umständehalber erst morgen zurückkehren, und kündigt an, Baronin habe im Hasardkasino Delikatessen zubereiten lassen, Baronin sei s e h r besorgt. Und Baronin kommt mit Verbandzeug, und hinaus ist die leise Person.

Seine Blicke fallen auf sie, aber sie hat wieder ihre vornehme Liebenswürdigkeit, die sie allen gibt. Hinweggewischt scheinen auch die Linien der tückischen Krankheit, durchleuchtet von einem inneren Abglanz. Während sie den Verband anlegt, hört er sie sagen: „Heute dürfen Sie den Fuß noch nicht anstrengen und bleiben noch diese Nacht, nicht wahr? Morgen werden Sie zwar noch hinken, aber kein Gefangener mehr sein. Und morgen werden Sie dann noch mit mir frühstücken und mir von den Nächten im alten Schloß erzählen. Vielleicht werden Sie nicht mehr

fort wollen. Vielleicht werden Sie das Schmetterlingszimmer für sich behalten und bleiben in Ihrer Arbeit, ununterbrochen, ungestört. Ja, würde Ihnen das zusagen? Das Schmetterlingszimmer und vielleicht auch das Jagdzimmer bewohnen?"

„Pardon, Madame, wir sind drauf und dran, die Zimmer für S i e einzurichten."

„Vorderhand bin ich drauf und dran, nach Brüssel abzureisen, Lieber," sagt sie sehr heiter, und das befremdet ihn. Er fühlt die Absicht darin, ihn nicht zu erschrecken. Sie fügt denn auch schnell hinzu: „Bruder Nestor ist ein schlimmer Quälgeist, er redet mir schon seit Jahren zu, die Kur einer Brüsseler Kapazität zu gebrauchen. Aber ich habe mich ja aus den Händen der Ärzte fortgestohlen."

„Und jetzt?" fragt er verhalten.

„Jetzt möchte ich reisen!"

In leisem Grauen wiederholt er: „Jetzt möchten Sie reisen." Aber dann in jäher Freude: „Jetzt möchten Sie l e b e n?!"

Er hat sich aufgerichtet, preßt seinen Arm um sie, sein Gesicht an ihres, flüstert seine schwärmerische, sehnsüchtige Innigkeit. Da fühlt ers von ihrer Wange auf seine, den brennenden Tropfen, den einzigen, heißen. Er küßt ihn auf, küßt ihre Augen inbrünstig, nennt sie s e i n e Baroneß Jerôme, hält sie fest, als stünden dunkle Mächte hinter ihnen. Hört ihr Herz laut und erregt klopfen. Wie eine Uhr, die stehenblieb, und die durch einen heftigen Stoß für wenige Zeit wieder in Gang gebracht ist.

Das zuckende, verurteilte, zur Ruhe gekommene Leben, das nun doch wieder in den Kampf will. Das nun doch kurz vor der Abfahrt seine Koffer wieder auspacken will!

Sie löst seine Arme, deutet auf seinen Fuß, will den Verband fertigmachen. Sagt, daß sie die Hände waschen und wiederkommen wird. Da weiß er, daß sie zur Ruhe kommen will. Daß die Erregung sie wirft. Sie ist ja krank, sie ist ja so entsetzlich krank! Und plötzlich und überwältigend kommt ihm die Gewißheit, wie entsetzlich krank sie ist. Am Abend kommt sie noch, setzt sich auf den Stuhl neben ihm, erzählt: „In meinem Turm geht es jetzt laut her, Flötenspiel, Gesang, Herrn und Damen en grande toilette — wenn ich horchen wollte, hörte ich es bis hierher.“ Spricht sie im Fieber? Sie aber nickt. „Es ist so, Lieber, als ich vorhin zurückkehrte und meine Turmtür öffnete, wars mir, als wären sie alle fortgehuscht, und ich hörte noch das Schleifen der Gewänder. Als wäre die Vergangenheit dieses Schlosses lebendig geworden. Aber eher glaube ich schon —“, sie stockt; er drängt sie, da vollendet sie: „die Zukunft!“

„Baronin, was reden Sie?“ fragt er verstört.

„Jetzt fürchten auch Sie sich vor mir? Aber ich kann nur sagen: ich sah das! Es fallen manchmal Bilder auf mich, die nur durch Ahnung zu erreichen sind. Vielleicht nur meine krankhafte Feinnervigkeit. Vielleicht. — Das Ewige, das nun einmal unaufklärlich um uns ist. Ich habe historische Fälle

zur Erklärung meiner Absonderlichkeit gesucht. ‚Höre,‘ sagte der Dichter der Deutschen zu seinem Eckermann, ‚wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblicke ein Erdbeben, oder wir bekommen eins‘. Da wars die Zerstörung Messinas am 5. Februar 1783. Und im Hausbuch Johann von Wedels ist berichtet, daß er einen Unfall, der sechs Meilen von ihm geschah, im Traume gesehen hat. Und dann hielt ich mich zu meiner Beruhigung an die Weissagungen und Ahnungen früherer Fürsten, römischer Könige und Päpste, die jeder historischen Kritik standhalten. Ich sagte mir des weitern, daß wir uns zunächst über das Rätsel des Hypnotismus klar werden müssen und sein Wesen ureigentlich ebensowenig gelöst haben wie das der Elektrizität. Da habe ich mich still beschieden und in uns, um uns an das Ewige geglaubt, das wir jetzt noch das Unaufklärliche nennen.“

Ihren Worten folgt eine zitternde Stille. Noël sagt: „Ich möchte eine Stimme aus der großen Stille hören, eine einzige Stimme, die Zeugnis gibt, wenn sie kann.“

Dann wird ein schreckhaftes Schweigen. Baroneß steht auf, steht in den Konturen ihres lebenden, hoffenden, warmen Körpers vor ihm, spricht: „Ich werde Zeugnis geben! Wenn ich kann!“

Dann ist sie hinaus, und der Abend schleicht herein und ist so traurig. Die schweren Gedanken geistern durch den Raum. In seinen Schlaf hinein lärmen Gesang, Tanz und Spiel, weinfrohe Gesichter,

Glanz und Luxus. Aber Baroneß Jerôme sieht er nicht.

Dann weckt ihn ein Klopfen an der Tür, und der Morgen fällt blank aus der Mauernische des Rundfensters. Als die leise Person hereintrippelt, spricht er freudig mit ihr. Auch sie ist in munterer Regsamkeit. Hinaus aus der Eulenburg, heute noch! Da sagt sie wie Baroneß: „Lieber, mit dem Ein-Uhr-Zug just."

Knapp um Mittag kommt Baroneß im grauen Reisefrack, schon die Handschuhe knöpfend. Drunten wartet die Kutsche. Sie sagt bittend: „Wir machen es kurz, nicht wahr?" Hält ihm beide Hände hin. „Die Reise wird mich anstrengen. Und ich muß stark sein."

Er küßt ihre Hände. Und dann kann er doch nicht anders, legt mutlos seinen Kopf an ihre Brust. Da streicht sie ihm übers Haar, kurz, hastig, sagt heiter: „Au revoir! Sie werden immer wissen, wie es mir geht."

Drunten knallt der Pächter mit der Peitsche. Ohne sich noch einmal nach ihm umzuwenden, ist sie hinaus. Er steht noch, als sie längst durch Gang und Treppe und Halle davon ist. Im Raume verhallts: „Au revoir!"

— — Die Kutsche rollt über die Zugbrücke. Da schreit er auf wie ein Wahnsinniger. Ein einziger, herausgestoßener Schrei. Und steht noch. Warum hat er geschrien? Im Raume verhallts: Au revoir! —

Nun lastet der Tag wie ein Todesfluch auf dem

Schloß. Er macht sich auf und hinkt heim. Dort wird um eine große Neuigkeit Geschwätz getragen. Man zeigt ihm eine Karte Rosmarins. Sie sollten lesen, welcher Name unter den ihren gekritzelt sei. Ein hübscher, frecher Kerl und reise mit einem Nabob herum. Wenn sie nicht wüßten, was ein Nabob sei, sollten sie im Lexikon bei König Baum nachschlagen. Da haben sie die Karte zur Hand genommen und wollten den Namen entziffern. Die Wetzen sagt: Hermann Hilgers. Kob Wetz sagt: Gefreiter Dietz. Noël kommt dann und sagt: Johannes Dietrich. Da wirft Karling die Schenkschürze ab und sagt: „Mein Schannes kömmt mit'm Nabob!", und da sie annimmt, daß dies ein Automobil ist, denkt sie, daß sie nun „fein 'eraus" ist und der Wetzen ihre Heilsalben satt habe. Setzt dann die gute Frau sich hin und legt Rosmarin einen Brief an den Johannes Dietrich bei. Soundso, was er jetzt für das Karling zu tun gedenke?

Postwendend schrieb Schannes, daß er wolle ein Glas Schampus auf das Wohl des Karling leeren, mehr könne er mit dem besten Willen nicht für sie tun.

Da tat Karling ihren letzten Fluch und ward endgültig bekehrt. Es kümmerte sie dann auch weiter nicht mehr, daß Schannes mit seinem Nabob nach Neutral kommen wollte, um den ganzen Bambusch „für gemeinnützige Zwecke aufzukaufen". Aber in Neutral ward nun viel Geschwätz um Schannes, den Nabob und seine große Spekulation.

In diesen Tagen erhält Noël die ersten Nachrichten von Brüssel, daß die Reise anstrengend war, daß Baroneß ausruhen müsse bis kommende Woche. Und der kurze Nachsatz: „Ich habe Ihr Gesicht immer vor Augen."

Die folgenden Tage wartet er mit jagender Unruhe auf die Post. Geht wie gepeitscht umher, dem Briefträger schon in die neutrale Straße entgegen. Dann ein paar tröstliche Zeilen und wieder lange, öde Tage. Und dann in eine grau hingelebte Zeit eine Depesche Rosmarins, daß die anhaltende schlechte Witterung den Verkehr in Lourdes lahmlege. Sie werde heim reisen.

Als dann Noël von Molinart zurückkommt, hört er ihre lebensfrische Stimme im Haus. Es ist wieder etwas mit ihr in das graue Haus eingezogen, das selbst den nörgelnden Kob Wetz in feiertägige Laune versetzt: die goldene, leuchtende Jugend, der warmblütige Atem ihrer jungen, fiebernden Seele, die nicht verbluten will.

Als Noël eintritt, springt sie von allen Impulsen gestoßen vom Stuhle auf, geht dann aber ruhig auf ihn zu. Ach Gott! ach Gott! Und nun weiß sie, wie hat sie sich nach ihm gesehnt! Er sagt froh in der allgemeinen Freude: „Mutter, es ist doch gut, daß sie hier ist."

Da geht Rosmarin der Frau in die Küche nach. „Mutter, er sieht gealtert aus."

„Mm," macht die gute Frau vorsichtig. „Da ist das jetzt mit der Baroneß Jerôme, was ihn packt. Sie ist fort."

„Fort?"

„Ich denk, sie kömmt nicht mehr widder." Sie sprechen nicht mehr darüber. Sie haben beide eine Scheu, davon zu reden. Doch sagt die gute Frau noch: „Wir wollen för sie beten."

Da steht Rosmarin von zwei Gewalten entzweigerissen. Und heftig pulst es ihr herauf. „Das kann ich nicht, Mutter!"

Geht unruhig im Hause umher und möchte ihn nicht sehen und sieht ihn doch am Fenster und nach dem Briefträger stieren. Gepreßt sagt sie: „Er kommt doch erst in einer halben Stunde."

„Ich will ihm entgegengehen," meint er hastig, nimmt seinen Hut vom Kleiderhaken. Es ist ihm unangenehm, vor ihr die Nachricht zu lesen. Er fürchtet, daß sie etwas sagen könnte, was ihm weh tut.

Von weitem winkt ihm der Briefträger mit einem Kärtchen zu. Sie schreibt:

„Lieber, es geht nicht besser. Ich liege noch. Jetzt werden auch die Schmerzen heftiger. Professor fängt unter diesen Umständen die Kur nicht mit mir an. Armer Freund! Ich rede immer mit Ihnen. Aber Mut, nicht wahr? Ich habe ihn noch. Jerôme."

Da nimmt er den Weg in die Felder, irrt, irrt. Was soll er tun? Soll er reisen? Es wird sie aufregen, erschüttern. Ach Gott! Welch ein Zustand. Die Angst verzehrt ihn. Und sie in Brüssel.

Er kommt zurück. Er ist fahl wie ein Toter. Man

behandelt ihn lieb und zurückhaltend wie einen Kranken. Es zerreißt Rosmarin das Herz, ihn von Post zu Post lautlos, trostlos am Fenster stieren zu sehen. Sie möchte ihm etwas sagen, etwas, das ihn herausreißt, das ihn wieder lebendig macht. So voll Mitleid mit ihm ist ihr zerstoßenes Herz! Jetzt bloß Mitleid, meint sie, bloß Mitleid. Gott! solch ein Mensch in seiner lautlosen Angst. Die gute Frau kommt zu ihm und sagt, wenn er so viel Sorge habe um — sie, und wenn der Professor wahrscheinlich nicht mehr helfen könne, dann solle er doch mal mit dem lieben Gott reden. Es sei so tröstend, für ein Liebes zu beten, oder die heilige Kommunion zu empfangen — so etwas für das Liebste tun zu können, nicht verzweifelt und machtlos zu hocken. Also mit dem lieben Gott möchte er mal so mit grenzenlosem Vertrauen reden.

Da sagt er wieder die bohrende, verzweifelnde Frage: „Und wenn er nicht hilft, Mutter, wenn er nun nicht hilft?"

„Er wird helfen!" sagt glaubensfest die gute Frau, „wenn du nur mit starkem Vertrauen betest."

Er steht auf: „Mutter, ich will beten, daß mein Vertrauen die Felsen erschüttert!"

Da klingts ihm bekümmert nach: „So Gott will!"

Dann erhält er das letzte Billett von ihrer Hand.

„Mein Lieber! Ich fühle mich schwach und kann Ihnen wohl nicht mehr schreiben. Die

Schmerzen verlassen mich keinen Augenblick. Aber Sie werden immer Nachricht bekommen

von Ihrer Jerôme.

Als Nachschrift: Mein Bruder ist da."

Jetzt sitzt er und erwartet von Stunde zu Stunde sein Todesurteil. Sitzt mit der Uhr in der Hand. Jede Sekunde, die weiterschleicht, bringt ihm dies Todesurteil näher. Und wie er den Briefträger sieht, Schritt für Schritt in gleichmäßigem Tempo, ist er ihm der furchtbare Bote, der ihn einmal wie Gras ummähen wird. Schritt für Schritt, Ticktick wie seine Uhr in der Hand, näher, immer näher, jetzt biegt er ins Haus ein —. Jetzt stapft er im Gang —. Jetzt drückt er aufs Türschloß —. Jetzt ist er da!

Noel steht auf, öffnet den Brief. Drei Zeilen der leisen Person. Im Auftrage von Baroneß teilt sie mit, daß die Nachrichten nicht mehr regelmäßig eintreffen könnten, Baroneß liege öfters besinnungslos. Sie bitte, nicht zu ihr zu reisen. Sie könne ihn nicht vorlassen.

Da kommt ihm blitzhaft das gräßliche Bild ihres Leidens vor Augen. Wenn er zu ihr reist, wird sie ihn nicht vorlassen. Er versteht sie. Er soll dieses Bild nicht mit sich nehmen. Jetzt ist sie schon gestorben für ihn. Er stöhnt heftig auf. Da ist die Frau um ihn mit Händefalten. Ob ers nicht versuchen möchte, das letzte Mittel — Gott! Ja, Mutter Wetz, ja, ja! Das letzte Mittel, das allerletzte! O

Mutter Wetz, hilf, hilf! Und sonst kein Mittel mehr. Und sonst der hilflose, machtlose Mensch. Da möchte man durch die Welt laufen und die Arme flehend emporwerfen und nach dem Helfer und Retter schreien. Und möchte nur immerzu laufen und stöhnen, denn wo man stillesteht, denkt man, dort könnte der Tod warten. Und läuft irre in der Welt. Noël will nicht irrelaufen in der Welt, es ist ja kein Helfer und Retter mehr. Er will die Hände recken in den Himmel hinauf. Wo die ewige Kraft ist, die Allmacht! Die Güte! Wo der Vater im Himmel wacht, wird er sein Geschöpf nicht hilflos schreien lassen. Hilf, Mutter Wetz, hilf!

Da hilft Mutter Wetz. Sie wollen mitsammen eine neuntägige Andacht beginnen, droben in der Kammer vor ihrem Abbildchen von der Notre Dame vom Eichschen. Sie stellen brennende Kerzen auf, sie werfen sich auf die Knie, sie dreie, Mutter Wetz und die „Kinder". Sie beten den Rosenkranz mit dem immerwährenden Zusatz: „Der du unsere liebe Kranke gesund machen mögest!" Neun Tage werden sie es beten. Am neunten muß, muß die Hilfe sein. Sie vertrauen, sie hoffen, sie glauben. Felsen mögen splittern, aber ihr Glaube nicht! Berge mögen versinken, aber ihre Hoffnung nicht. Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen! Vertraue, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Stehe auf, nimm dein Bett und wandle!

Noël wartet nicht mehr auf die Post in starrer, hilfloser Angst. Er hat sein Anliegen dem mächtigen

Helfer übergeben. Der Himmel ist in Aufruhr, die Heiligen bitten an Gottes Thron. Maria, die bei ihrem Sohne nie eine Bitte vergebens getan. Maria wird helfen. Und so nimmt er und liest die weitere Nachricht aus Brüssel.

„Wir dürfen uns nicht verhehlen: Baroneß ist krank, sehr krank. Sie erwacht nur zeitweise aus tiefer Bewußtlosigkeit. In einem solchen Moment beauftragte sie mich, Ihnen zu schreiben, sie lasse Ihnen sagen: au revoir! —"

Aufrecht geht Noël und denkt, daß er lächelt, er lächelt ja zuversichtlich. Rosmarin kommt an ihm vorüber und sagt, er möge nicht lächeln. Er aber reißt den Hut vom Haken, eilt fort. Heute ist Mittwoch. Heute wallen zum Eichschen die Prozessionen. Heut will er mit ihnen sein, ein Waller, ein Beter, ein Himmelstürmer. Maria wird helfen. Maria hat immer geholfen. Und wenn die Seele schon den Körper verlassen hat — sie wird die Seele zurückrufen! So mächtig ihre Fürsprache! So huldreich ist sie! Ach Gott! und so beginnt das entsetzliche Vabanquespiel des Himmels mit der armen Menschheit. Er steigt den Waldweg hinauf. Droben stehet die Kapelle. Die Bäume rauschen. Die Menschen drängen. Fahnen flattern, Kreuze blinken. Sänge, Beten, Orgelbrausen. Die Menge drängt. Vor den kleinen sauberen Wirtschaften die Tischchen mit den vom Winde aufgeblähten Kaffeedecken. Tassen klirren. Der Kaffee dampft. Die Menschen

schwitzen und trinken. Weißbestaubte Schuhe und Kleider. Sie kommen und schwenken Birkenzweige. Unsere liebe Frau von Moresnet! Sie kommen und schwenken Fähnchen. Notre-Dame vom Moresnet! Von Aachen wallen sie den Waldweg herab, drei Stunden. Fromm tönen die Lieder: „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn!“ Die müdschweren Glieder rucken auf. „Mein Herz, o Maria, brennt ewig zu dir!“ Weitauf knarrt die Kapellentür. Mit Kreuzen, mit Fahnen, mit Lobgesang ziehen sie an, scharren in die Bänke, fallen auf die Knie.

Es wallen herauf die Verbände und Prozessionen von Mützenich, Welkenradt, Henri-Chapelle. O mère chère, prend mon cœur, le voilà! Gegrüßet seist du, Königin, o Maria! Die Zugordner heben die Stäbe. Die weißen Priesterröcke bauschen auf. Die Sonne flimmert in den goldenen Kreuzen, auf rotseidene Kirchenfahnen, weiße und goldene. Und Gold und Sonne und Purpur überall! Und weinende Herzen und ringende Seelen und Zuversicht und Glaube! Glaube! Und das Sträßchen hinunter die Buden: Bildchen, baumelnde Rosenkränze, Devotionalien. Und im Walde die lagernden Gruppen.

Da geht Noël unter ihnen einher, atmet den Rausch und den Weihrauch. Ihre frommen Reden hallen bei Kaffee und Kuchen. Und ist wie diese alle, zurückgeworfen in seine Kindgläubigkeit. Der Schoß der Kirche tut sich auf und nimmt ihn auf in seinem bittersten Unglück. Und die geheime, mystische, weihrauchlodernde Macht dieser gewaltigen Kirche ist

über ihm, ist in ihm, ist in seinem Blute, in seinem Hilfschrei. Sie läßt keinen los, der auf Mutterhänden getragen wurde in ihre goldstrotzenden Kathedralen. Und wo der Strauchelnde fällt, da ist ihr weicher Pfühl. Und wo der Verdammte flucht, da recken werbend ihre Christusarme. Noël Hurri! er kommt nicht los, er taumelt in die Herde, deren Brot er verschmäht, und mit ihnen schreit er sein Hungergefühl. Und glaubt! glaubt! Herrgott im Himmel, nun steht eine Menschenseele auf va banque! Wie will die gewaltige Macht ihr gewaltiges Spiel verantworten?!

Ach, darum reden die Menschen so viel, weil das große Schweigen nicht antwortet! Mit den Scharen drängt Noël in die Kapelle. Die strahlenden Kerzenflammen an den Altären werfen gleißende Scheinbogen in die Kirchenwölbung, streifen die aus marmornen Votivdanktafeln aufgebauten Wände. Und Dank überall. Weiß und gold. Für wunderbare Rettung aus Lebensgefahr, gestiftet von Familie —. Für Hilfe in einem großen Anliegen, von —. Für innere Tröstung —. Für wunderbaren Schutz —. Für ein großes Seelenglück —. Dank und Freude überall. Soll er allein unerhört von dannen gehen? Seine Seele schwillt, seine Augen werden feucht. Die Rührung wallt. Da braust die Orgel, da hallt der donnernde Chor der Stimmen: Maria hilft immer, sie hilft allezeit!

In die Knie sinkt Noël. Eine lodernde Feier ist in ihm. Und die Marmorwände gleißen und die

Kerzen strahlen und die Kreuze blinken. Maria! Maria! Menschen weinen! Über der Bank liegt er, das Gesicht in Händen. Seine Gebete jagen und stürmen. Lange, lange. Als er aufblickt, ist die Kapelle leer. Mit wankenden Knien tastet er sich aus der Bank. Zum Gnadenbild hin. Im Kerzenglanz steht er, in den Blumenwust drängt er, die Arme reckt er. Wer hat je umsonst deine Hilfe angefleht, wann hast du verschmähet ein kindlich Gebet! — Reckt, reckt zu ihr hinauf, um die gefalteten Hände den Rosenkranz. Maria! Maria! Streift mit heißen Händen das Bild. Maria! Maria! Du willst mir ja helfen, o Gütige! Du mußt mir nun helfen, o Mächtige! Du wirst mir auch helfen, Barmherzigste!

Er wankt, er schwankt, er fleht, er stöhnt. Und gleitet nieder in den Blumenbusch. Und liegt im Kerzenglanz, im Weihrauchduft, in der tiefen Kirchenstille. Und Maria lächelt auf ihn nieder.

Es kommt der Küster und bückt sich und hebt ihn auf und führt ihn hinaus. Die Leute sagen: ein Unglücklicher! Die liebe Frau von Moresnet wird ihm helfen!

Die Prozessionen und Verbände ordnen sich. Die von Aachen den Waldweg hinauf. Die Sänge schallen. Sei gegrüßt, o Jungfrau rein, Königin Maria!

Die von Mützenich mit rotseidener Kirchenfahne. O Maria, hilf uns all hier in diesem Jammertal!

Die von Welkenradt und Henri-Chapelle. Marie, elle est notre patronne! Der Wald hallt und schallt.

Die weiße Luft leuchtet. Feier und Freude und Zuversicht!

Den Wald entlang geht Noël, und einer geht neben ihm, der sagt unaufhörlich: Maria hilft immer, sie hilft allezeit!

Er tritt ins graue Haus und sieht die Mutter Weß und ruft: Maria hilft immer, sie hilft allezeit!

Sie fängt ihn auf, sie streicht sein Gesicht, es glüht fieberhaft, seine Augen glänzen im Fanatismus der Zuversicht. Leise tritt auch Rosmarin herein. Sie stehen beide um ihn wie Leidtragende. In ihren Gesichtern ist Angst. Er aber umfaßt sie, zieht sie mit sich fort, hinauf zur Kammer.

„Kommt! Kommt, ihr Lieben, ihr Guten! Wir wollen beten, unaufhörlich beten, den Himmel bestürmen. Maria muß helfen, Maria hat immer geholfen!"

Sie drängen mit ihm, sie sind verstört und angstvoll. In der Kammer zieht er sie vor dem Abbildchen der Notre-Dame vom Eichschen auf die Knie.

„So betet doch!" fordert er.

Die gute Frau beginnt: „Gegrüßet seiest du, Maria. — Der du unsere liebe Kranke heilen wollest!

Heilige Maria, Mutter Gottes, ... der du unsere liebe Kranke heilen wollest!"

Sie betet, sie seufzt. Und Noël und Rosmarin im Zweiklang: Der du sie heilen wollest!

Dann stockt Rosmarin. — Plötzlich. Sie kann nicht mehr beten, sie will nicht! Will nicht lügen!

Steht auf und sagt ruhig: „Sie kann nicht mehr heilen, sie ist tot!“

Da steht auch die Mutter Wetz auf. Noël starrt sie an und kniet noch. Die gute Frau nickt ihm bekümmert zu.

„Die Person hats uns geschrieben. Sie wär schon seit zwei Tagen tot. Aber du solltest es nicht eher wissen, als bis sie begraben wär.“

Verstummt. Er horcht noch immer. Dann schlägt er sich die Hände an den Kopf, reißt die Lippen zurück, rufts in einem wahnsinnigen Schrei: „Schon seit zwei Tagen tot! Schon seit zwei Tagen tot!!“

Und stumm.

Und dann steht er auf. Steht groß und starr. Die gute Frau sieht er an. Seine Augen sind wie enthüllte Schrecknisse. Mit dem Arm holt er aus, schleudert den Rosenkranz von sich, daß die Perlen spritzen. Seine Stimme gellt wie scharfes Metall. „Maria hilft immer, sie hilft allezeit!! Hahahaa!“ Sein Gelächter dröhnt wie die Hölle. Und wirft sich übers Bett und liegt so. Er könnte tot sein. Kein Zucken. Kein Stöhnen. Wie vom Schlage gerührt stehen die Frauen. Rosmarin greift mit krampfenden Händen an die Brust. Ihr würgts und stößts herauf. Die Erschütterung überrieselt ihren Körper. Sie eilt hinaus auf ihre Stube. Fällt dort auf den Stuhl nieder und weint laut und bitterlich. Sie weint ihren Kummer, ihre Angst, ihr Mitleid und Leid. Die gute Frau

wumpt die Treppe herunter, geht still ihren Geschäften nach.

Als sie aus der Küche tritt, steht Noël in der Tür. Sie erschrickt vor ihm. Sein Gesicht ist anders, ruhig und alt. Er redet sie an: „Was sagst du jetzt, Mutter?"

Dieser Ton ist wie eine Attacke auf ihre gläubige Zuversicht. Der Schreck fällt ihr auf den Leib, sie sagt: „Mein liever Jung, du hast net mit der Ergebung in den Willen Gottes gebetet, du hast zu stürmisch gefordert."

Die kalte Ironie gräbt sich um seinen Mund.

„So. Also darum. Ich hätte beten sollen: entweder tust du es, lieber Himmel, oder du tust es nicht, ganz nach Belieben. Mutter, verkaufe deine Heiligen, sie sind aus Porzellan. In China sind sie aus Holz, in Japan aus Elfenbein, bei den Hottentotten wahrscheinlich aus Nashornknochen. Und in China, in Japan und bei den Hottentotten beten sie wie du, Mutter: entweder tut ihrs, liebe Götter, oder ihr tuts nicht, ganz nach Belieben! Du siehst, Mutter, es kommt nicht darauf an, ob die Heiligen aus Porzellan oder aus Nashornknochen gemacht sind. Es kommt darauf an, wo sie uns das Horn hinsetzen, auf die Nase oder in die Haare. Es gibt Leute, denen sie es auf die Nase setzen, und die merkens noch nicht."

Mutter Wetz steht sprachlos. Mit dieser Rede weiß sie nichts anzufangen. Er soll toben, dann verständ sie ihn, dann wüßte sie Rat. Aber o Gott!

Da steht er jetzt dicht vor ihr mit seinem ruhigen und alten Gesicht, spricht weiter:

„Ja, Mutter, in Samaria hatten sie auch einen Gott, der sollte durch ein Wunderzeichen von sich Zeugnis geben. Und das Volk rief: Baal erhöre uns! Baal hat immer geholfen! Da höhnte Elias: Rufet doch stärker, denn Baal ist ja Gott! — Vielleicht hast du wie Elias höhnen wollen, Mutter, als du mich so stark rufen ließest. Oder vielleicht waren deine Heiligen wie Baal auf Reisen oder schliefen, obwohl ich, wie das Volk in Samaria seine Kleider, meine Seele zerschnitten habe, daß sie blutet. Ja, Mutter, ich muß mir jetzt die Augen reiben, damit ich weiß, wo ich war. Ich war in Delphi. Ich habe in den heißen Orakeldämpfen wie ein Berauschter gelegen. Vor dem Dreifuß der Pythia habe ich gelegen — weiter nichts. Römische Auguren gingen um mich und erklärten den Willen Gottes, je nachdem die Nachteule oder ein Rabe am Altar rechts oder links aufflog, und je nachdem die Hühner fraßen oder nicht, und je nachdem ein Opfer dargebracht wurde. Geschah dann ein götzlicher Mißerfolg, so war eben das Opfer nicht in der richtigen Weise dargebracht. So erklären sie uns die Rätselstille des Alls, die Auguren vor und nach Christi. Ja, Mutter, du hast mir ein Horn auf die Nase gesetzt."

Dieser letzte Satz ist denn auch das einzige, was Mutter Wetz verstanden hat. Daraufhin erwidert sie in unerschütterlicher Überzeugung: „Erstens, mein liever Jung: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!

Das Unglück ist die beste Tugendübung. Wer weiß, zu welchem Nutzen es für dich ist. Der Herr gibt nich mehr, als man tragen kann. Weil er dich nun ein so großes Unjlück gegeben hat, mußt du woll in seinen Augen ein sehr Starker und Tapferer sein. Denn er sucht sich für das größte Leid immer die Tapfersten aus. Zweitens, lieve Jung, sind Gottes Wege nich unsere Wege. Deine Augen sind nich auf die Zukunft eingerichtet und du kannst net wissen, ob das, was du erfleht hast, für dich gut gewesen wär. Siehst du, wenn ein kleines Kind ein Messer zum Spielen haben will, jibt ihm die Mutter das auch nich." Sie will noch ein Drittes vorbringen, sie könnte endlos darüber reden und ihre Zuversicht gegen alle Angriffe wappnen. Aber in Noël wogt der heiße Schmerz wieder momentan herauf und durchbricht die kalte Verbitterung. Sein Gesicht flammt in Empörung und Zorn.

„Warum peitscht man uns denn in das unerschütterliche Vertrauen auf Hilfe, auf Erhörung, auf Wunder hinein? Seid doch nicht grausam, treibt doch keine Komödie mit armen Menschenseelen! Seid ihr so frivol oder so oberflächlich oder so stumpf? Nein, Mutter, der Bankerott deiner Zuversicht ist perfekt. Daran ist nichts mehr zu ändern."

Von der Hoftür her ein wütender Laut. Da sie sich umdrehen, sehen sie Kob Wetz auf der Schwelle.

„Wat? Wat sägt der? Der lästerlich Jung schimpfiert Jott und alle Heiligen!" Er schnallt den

Hosenriemen ab. „So 'n Satanus soll ich im Haus dulden, in einem christlichen Haus! Raus! Raus!"

Die gute Frau fällt ihm in den erhobenen Arm. „Um Gotts willen hau ihm net! Jetzt nich, jetzt nich!"

An ihm vorbei stürmt Noël in den Hof hinaus. Er wirft ihm in seiner schrillen Haderstimme nach: „Ich hann es immer jesagt: wat kann aus einem krummen Mensch wat Grades und Ehrliches uff die Welt kommen!"

Da springt Noël zu ihm zurück, drückt ihn an die Wand, reckt seine Arme an ihm hinauf, schreit ihm sein heiseres Flehen ins Gesicht: „Wo ist das krumm Mensch, wo, wo?! Das krumm Mensch ist meine Mutter!!"

Hinter ihm die entsetzt aufkreischenden Frauen. Die dicken Arme der guten Frau klammern sich um seine Schulter. Sie redet ihm zu, sie streichelt ihn, sie drängt ihn fort, hinein ins Haus.

Rosmarin läuft auf Kob Wetz zu, nimmt ihn um die Hüften, hält ihn fest, da er nach ins Haus will. Er betupft seinen Nacken.

„Der Gauner hat mir blutig jekratzt, jetzt muß er aus'm Haus, jetzt muß er aus'm Haus!"

Rosmarin drängt ihn zur Brennerei hin. Das Mädchen spricht ihm gut und vernünftig zu. Das Mädchen ist *sein* Mädchen. Besänftigt läßt er sich fortführen.

Dann schließt auch Karling das Küchenfenster. Es gibt nix mehr zu sehen.

In der Stube sind sie in der Ofenecke. Mit zerbrochenem Mut sitzt die Frau im Sessel. Ihre Knie tragen sie nicht mehr. Er vor ihr erschöpft und still wie nach einer Katastrophe. Er will wissen, wo da noch etwas von seiner Mutter ist, ein Stück Grab, ein Fetzen Kleid. Oder ein Mensch, der zu ihr gehört. Also auch zu ihm.

Sie sagt: „Auf dem Venn lebt noch dein Großvadder, da herum bei Hestreux, im Wald. Aber der hat knapp das bißchen Kostgeld bis zu deine Pflichtjahre bezahlt und ist nich mehr kommen. — Der hat nich mal in den Hof naus nach dir gesehen, wenn er in der Stub stand."

„Weiß er, wo mein Vater lebt?"

„Er sagt, daß er ihn sucht. Ob er ihn jetzt jefunden hat —?"

Da geht Noël von ihr weg: „Dann müßt ich zu ihm."

Der mystische Schrecken.

Über Château Molinart hatte Baroneß Jerôme Bestimmungen getroffen. Die Restaurationsarbeiten sollten fortdauern und das alte Schloß mit seinen verstaubten Kostbarkeiten im Prunke seiner gewesenen Glanztage erstehen. Als Konservator wäre Noël Hurrt zu belassen mit einem Gehalte von 10 000 Franken nebst Wohnung im Schloß.

Hatte dann noch Baron Nestor de St. Denis die Mitteilung zu machen, daß für die Pacht von Moli-

nart nebst dem dazugehörigen Haus in der Zonn und den ehemaligen Wohnungen für die Roßknechte die jetzt Grolles Schmetz in Unterpacht hat, ein einflußreicher Käufer sich gemeldet habe und sein Privatsekretär, ein Herr Johannes Dietrich, schon in seiner Lütticher Besitzung bei ihm vorgesprochen habe. Möge daher der Konservator die Gefälligkeit haben, in der Zonn und in den Roßknechtswohnungen die Pachtverträge in Ordnung zu bringen und in Summa zu registrieren.

Das Haus in der Zonn ist heute noch zerborsten und alt unter seinem steilen, riesigen Strohdach. Liegt festgekleppt wie ein grauer Riesenfalter auf dem äußersten Kamm eines Wiesenhügels. Und weithin die immergrünen Flächen, die grüne Monotonie der belgischen Flur. Am Frühmorgen klettert die Sonne an der jähen Giebelspitze des Daches herauf und gleitet sachte mit dem sinkenden Tag hinunter, bis sie verglühend niedergeht an dem fast dicht am Boden herabfallenden Dachrand. So konnten die Altvodern weit im Feld am Stande der Sonne auf dem Riesenstrohdach wissen, wie weit die Tageszeit fortgeschritten war. Und so ward weit und breit bekannt und genannt das Haus in der Sonne oder in der Zonn, wie sie im Lande sagen.

Als der Tag früh in den Abend fällt, steigt Noel zum Hause in der Sonn hinauf und sieht zwei Gesichter am Giebelfenster: Trüd und Josef. Hört ein Murmeln. Sie beten in Stille und Schlaftrunkenheit. Sie beten den dreifachen Rosenkranz hundert-

fünfzigmal. Das wiederholte Gebet. Josef pitscht die Augen und schläft lallend, Trüd pitscht die Augen und schnauft eifrig. Langsam tritt Noël unter die herabhängende Wetterseite des Daches und wartet. Er wartet lange. Da beten sie noch. Er tritt an die Giebelecke. Wartet lange. Da beten sie noch. Tritt an die niedrige Haustür, die rotgestrichen ist. Wartet lange. Da sagt Trüd drinnen: „Amen. Jetzt kôm herein, Nojé.“ Er steht in der halbdunkeln Stube, und die muffige Wärme schwalgt um ihn. Durch den roten Herdschein am Boden watschelt ein weißrundspeckiges Grunzen. Ein Ferkelchen, das Trüd mit Milch und Wohlgefallen hinterm Herd aufzieht. Trüd sagt: „Exküs, Nojé, aber unser Quantum müssen mir beten, jelt Jekke, sonst wächst unser Gras net, jelt Jekke?“

„Sonst wächst unser Gras net,“ sagt Jekke.

Noël tritt zwischen sie ans Fenster. Weithin das Panorama des weiten nebligen Tales.

„Darum betet Ihr!“ sagt er. Ihre Augen glosen leer. Beten sie nicht an den Gott Issa des Korans, der ihnen vom Himmel herab ein reichserviertes Tischchen senkt? Das sie eintauschen für ihr stumpfes selbstsüchtiges Beten.

„Trüd,“ sagt er gut, „kannst du nicht beten, ohne zu fordern? Du kannst doch nicht immer der Bettler vorm Herrgott sein.“

Trüd sagt wissend: „Es steht geschrieben: Bittet, und ihr werdet empfangen! — Ich jonn dir ein Glas Bottermilk in der Keller holn.“

Jeſke denkt inzwiſchen etwas. Jeſke denkt: wenn Gott nicht da wäre, um das Gras wachſen zu laſſen, warum wäre ſonſt Gott da? — Schilt mit hinterhältiſchem Blick nach Noël. Er kennt ihn doch. Er weiß ja von ihm. Hä, der Krautſchneider von Heſtreux weiß doch von ihm. Er ſolls Maul halten.

Da ſchnauft Trüd mit dem Glas Buttermilch heran. „Wohl bekömms!"

Noël ſagt: „Denkt mal, wenn jetzt die Parole ausgegeben würde, der Herrgott gibt nichts mehr — dann wären die Kirchen leer."

„Wohl bekömms!" Und Trüd reicht ihm das Glas. Mag der wohl verrückt ſchwätzen.

Aber bevor er trinkt, ſagt er noch: „Von dem Juden Klaubermann aus Aachen haſt du immer ſchöne Dinge gehört, du weißt das von der Mutter, Trüd. Er hat nicht gefragt, wem er ſpendete, es konnten alle kommen. Und dann kam einmal fremde Not wie eigene über ihn. Die Not ſeines Volkes. Vertriebene ruſſiſche Juden lagerten hungernd und frierend vor der Synagoge in Aachen, und es waren nicht volle Hände genug, um der großen Not zu ſteuern. Da meinte die Mutter: Hat er mir ſo oft geholfen, muß ich ihm jetzt helfen! Ging und erbat ſich, eine arme Judenfamilie einen Monat lang bei ſich aufzunehmen. Trüd, meinſt du nicht auch, das wird dem Juden Klaubermann gefallen haben? Der Herrgott iſt gewiß reicher und mächtiger als der Jude Klaubermann, aber vielleicht möchte der Herrgott auch mal ſo eine Freude

haben wie der Jude Klaubermann. So eine Freude von d i r."

Trüd glättet ihre Schürze, macht ihren Schoß weit und legt die gefalteten Hände hinein. „Was könnt' ich ärm Mensch dem allmächtigen Gott geben? Mir hann ja nüs."

„Mir hann ja nüs!" sagt Jeßke und denkt dran, daß er Sonntags in den Opferbeutel einen Hosenknopf wirft. — Da fragt er, daß sie ihm die Verträge vorlegen und trinkt sein Glas aus. Nun ist das Tal zugebaut von Dämmerschatten, und die Nebelstreifen kriechen herauf gegen das einsame Haus.

Im Hinausgehen steht Noël: „Hört, Trüd, Jeßke! Gebt acht, wenn ihr heut noch betet. Der Herrgott wird sagen: Ich han nüs! — Adie, Trüd, Jeßke." Um die Hausecke verhallen seine Schritte im lauernden Abend.

„Kôm, Jeßke," sagt Trüd. „Kôm, Trüd," kaut Jeßke. Da kriechen sie ins Bett, denn sie wollen Feuer und Licht sparen. Als Trüd überm bauschenden Bettwulst die Hände faltet und aus ihrem Nachtgebet die Bettelgedanken streichen will, liegt sie hilflos und weiß nichts und ist sehr gestört. Stöhnt, und dann hört sie, daß Jeßke leise pfeift. Und dann steht Jeßke allemal vor einer Katastrophe. Achottachott! obs dem Jeßke nu auch so schwer mit dem Beten sei. — Neä, sackerdüß! Laß'n schwätzen, den —. Ja, den —. Jeßke will was. Jeßke will bauen! Warum sich nu von 'm neuen Pächter schikanjieren lassen? Er hat 8000 Franken erspartes

Geld, er wird die Sonn ankaufen und neumodisch ausbauen. — Uch, strahlt Trüd auf, dann aber auch 'n Fremdenstub, so 'n Paradestub mit Bettalkove, um et janze Volk jalous zu machen, uch!

„Ich fangen schon an, die Bettdeck zu stricken." Achottachott! Jeske, nu müssen sie beten, daß der Generalpächter willfährig ist, daß die Baupläne nicht zu hohe Kosten stellen, daß der Winter nicht zu hart wird, um schon im Keller graben zu können — ruck! Hält sie inne, denn der Herrgott sagt: „Ich han nüs!" Laut, deutlich und nicht mißverständlich. Wälzt sich Trüd rechts herum, wälzt sich Jeske links herum. Lange. Dann pfeift Jeske wieder. Katastrophe. Häh, er kann dem Noël doch auch was antun, häh. Schleicht auf und hinaus in die Wiesen. Der Abend tropft aus Nebelwolken. Wiesel schreien im Busch. Ein Mann muß da von der Roßfarm herkommen im grünen Altweg. Er kommt. Jeske steht breit im Weg: „Kennst du mich?"

„Jeske?" fragt Noël.

„Ich bin der Krautschneider aus Hestreux. Kennst du ihn?"

„Nein, Jeske."

„Ich bin der Krautschneider aus Hestreux. Kennst du den Förster aus 'm Hertogenwald?"

Da sagt Noël hart und schwer: „Nein, Jeske."

Und Jeske in der bösen Monotonie seiner plumpen Seele: „Ich bin der Krautschneider von Hestreux. Kennst du die Mayanne Hurri?"

Nun kommt Noël dicht auf ihn zu. Nun ist alles

in ihm wach, das nach der Frau schreit, die ihm das Leben gegeben hat. „Wenn du mir von der Mayanne Hurri erzählen kannst —."

„Ich kann dir von der Mayanne Hurri erzählen. Die Mayanne Hurri war ein Krüppel net höher als ein Stuhl. Die war häßlich wie der Teufel, und, meiner Treu, sie war auch verrückt. Sie hat dem Hausierer Remâke sein Ruh net gelassen, bis sie ein Kind hat, und ist dann im Stall zwischen den Kühen wie ein Hund gestorben. Und wenn sie nicht wär gestorben, hätt sie der Förster Hurri mal totgeschossen."

Da hallt seine Stimme nach in dem toten Abend, und da steht Noël und denkt, daß ihm eine Faust immerwährend gegen die Brust gestoßen habe, Stoß auf Stoß, und nun der brennende Schmerz. Er tastet nach Jefke, er faßt ihn an der Schulter. „Warum sagst du mir das, Jefke?"

Jefke steht und blinzelt, und die Falten zerren in seinem Gesichte. Sein Mund kaut, als ob er sprechen wolle. Da weiß Noël alles und hört noch den Nachhall seiner Worte wie einen Racheschrei. Dann steht Jefke im grünen Altweg allein und spitzt den Mund, aber pfeift nicht. Und spitzt noch den Mund, als Trüd ihn frierend am Giebel erwartet, aber pfeift nicht.

Als Noël heim kommt, fragt er: „Wo ist der Weg nach Hestreux?" Dann hört ihn Rosmarin droben in der Kammer über sich die ganze Nacht und hört ihn bis zum Morgen. Am Morgen steigt sie zum Speicher hinauf, steckt den Kopf durchs Fallfenster

und sieht die reifweiße Weite bis hinüber zum Hertogenwald. Hinter diesem dunklen Schattenstrich mag sie sich wohl dehnen die tote Einsamkeit, das Venn. Und inmitten vielleicht ein ragender Menschenschatten. Da klopft ihr Herz wild, und wenn sie nun arbeitet, beben ihre Hände. Man ruft aber von drunten herauf, daß der Schannes angekommen sei, und sie muß hinab.

Das ist die Zeit, wo der Menschenschatten über die schwarze Brücke des Hillflusses hinter Eupen schwankt und bald lang und dünn über flache Felder und Heckengestrüpp fällt, bald plump und plattgedrückt über Unterholz und Wildwasser. Das ist an der Soorbrücke, wo die Fichtenallee grabfeierlich wie Zypressen dem Gileppebach zuführt. Dann eine Wegkrümmung, und Forsthaus Hestreux ist in Sicht, und der wilde Warroneux dehnt sich in die freudlose Unendlichkeit des Hochvenns. Jetzt biegt er von der Landstraße ab und in die Meilentiefe des Waldes. Er denkt, nun müßt ihm einer in den Weg kommen —. Hinter einem knorrigen Stamme könnte der Mann stehen —. Geht so und dreht sich zeitweise um. Aus der Tiefe des Waldes könnte einer hinter ihm her sein —.

Und der Wald hat sich angetan mit dem fahlen Gold einer wärmelosen Wintersonne. Kein Schnee. Der Reif hat das gewaltige Gewirr der Äste überzuckert. Sie recken über Noël hin wie marmorne Titanenarme. In ärmlichen Büscheln noch das faulige Laub an den Sträuchern. Der Boden knarrt.

Da fällt die Sonne in eine Waldlichtung nieder, verdichtet sich zu einem peinvollen Orangegelb, und auf allen Waldwegen schimmern Arabesken. Das ist, wo der Hertogenwald zu Ende geht und der Warroneux mit seinen phosphorlodernden Sümpfen und seinen traurigen Kreuzen beginnt. In den blendenden Orangeglanz will Noël hinein, und da steht einer. Zwischen kahlen Stämmen. In dem lohenden Schein. Steht da mit grauem, wildem Bart und rollenden Blicken. Hinter seiner Schulter herauf ragt der Flintenlauf. Die zwei Männer stehen. Da der Junge den Alten sieht, denkt er: Er könnte es sein!

Da der Alte den Jungen sieht, denkt er: Er könnte es sein!

Und zwei Männer stehen, und ihre heißen Blicke sprechen: Bist du es?

Dann sagt Noël laut in den stummen Wald hinein: „Förster vom Warroneux, bist du es?“

Der steht da und schweigt. Hinter ihm fließt in den Orangeglanz ein Purpurstreifen wie ein Strom Bluts. Nun sprichts Noël wie eine stille und traurige Anklage. „Du bist es, Förster Hurri!“

Seine Stimme rollt aus der breiten Brust. „Po l'amour du Diu! Ich bins!

„Ich bin Noël Hurri.“ Auf dem Buchenast über ihm ein Flügelschlag und zeterndes Pfeifen, zitititit.

„Wohin willst du?“

„Wo meine Mutter gelebt hat.“ Da stößt der Vogel fort, und man hört sein Zetern weit im Wald.

Der Mann spricht kurz und rauh und laut: „Wir haben sie begraben in Jalhay, jetzt find' man ihr Grab nicht mehr."

„Ich möchte das Haus sehen."

Da kommts aus des Mannes Brust wie ein Röcheln. „Sie hat nicht im Haus gelebt, sie hat im Venn gelebt."

Nun treffen ihre Blicke zusammen. Sie wissen beide, welche Frage jetzt kommen muß.

„Wo ist mein Vater?"

Langsam nimmt der Mann seine Flinte von der Schulter. Seine Stimme ist ruhig wie eine Untiefe, aber auch schreckhaft wie sie. „Ich hab ihn lang gesucht, dann kam er mir an der Baracke in den Weg, und ich hab auf 'n geschossen, und er ist ins Venn geflüchtet. Ich hab 'n hineingejagt, wo die Sümpfe wie offene Mäuler liegen, aber er ist mir doch entwischt. Seitdem such ich ihn noch. So gewiß man seinen Tod voraus weiß, so gewiß bin ich, daß er mir wieder mal in den Weg kommt." Umfaßt mit der braunen, behaarten Hand den Flintenlauf. „Die Kugel für ihn steckt noch drin."

Da sieht er ein Gesicht vor sich mit den Augen der Mayanne Hurri. „Förster Hurri, du hast sie begraben, und man weiß nicht mehr wo! Du hast mich aufwachsen lassen und nicht gefragt, ob da ein Verlangen in mir wär! Du hast nicht auf mich gewartet, aber ich auf dich, auf euch alle! Und jetzt willst du mir den wegschießen, der letzte, um den ich mich kümmern kann —!"

„Bon diu! Hab mich zeitlebens um den gekümmert.“

„— auf den ich ein Anrecht habe!“

„Das Anrecht hab ich, ma foé! Auf den Schimpf, den er uns angetan!“

„Der Schimpf, der ich bin!“

„Der Schimpf, der du bist!“

„Förster Hurrî, sagst du das ins Angesicht meiner Mutter?!“ Und da ist der auferstandenen Mayanne Hurrî Gesicht vor dem harten Mann, schreit ihn an, lacht gellend ihre rote Sünde, freut sich, freut sich ihres Kindes.

Und dicht heran drängt Mayanne Hurrîs Sohn, sein Atem röchelt, seine Not lärmt. „Schieße ihn mir nicht weg — schwöre es mir!“

Ein Zittern überfällt den Mann. Ein geschüttelter alter Stamm, vom Sturm zerbrochen. Hah, Mayanne Hurrî mag sich im Grabe umdrehen, jetzt ist der gekommen, der sie rächen wird!

Noël faßt die rauhe Hand am Flintenlauf, preßt sie, zerdrückt sie, peinigt sie. „Alter Mann, im Namen meiner Mutter schwöre es mir!“

Da wird der starke und aufrechte und hölzerne Mann Hurrî alt und ist ein Greis. In dem Augenblicke, als er seine jahrelange, lebenslange Sehnsucht nach Vergeltung preisgibt. „Ich schwöre es!“

Da steht Noël Hurrî wieder in trauriger Stille, und sein Gesicht zuckt nicht. „Du hast kein Herz für mich gehabt, ich habe keins für dich. Du kannst jetzt nach Hause gehen, ich gehe auch; wir brauchen uns

nicht mehr zu kennen — wie immer. Wir sind quitt."

Er geht an dem Manne vorüber und aus dem Walde heraus und in die tückische Sonne im wilden Warroneux. Der Mann schwankt einen Schritt, wie gestoßen von der Gnomenhand der auferstandenen Mayanne Hurri. Und steht verhärtet wie ein Riesenstamm zwischen den andern, den entlaubten, den kahlen. Da wispeln die Waldstimmen um ihn, und der einsame Vogel trippelt wieder auf dem bereiften Ast, zetert hinein: Wir sind quitt, quitt, hast kein Herz für mich, hab keins für dich, alter Mann, geh heim, hast was geschworen, denk dran, denk dran, schieß ihn nicht, der Gnom wacht, alter Mann, wir sind quitt, quitt, quitt. — — —

Steht noch, als von der Sonne aufgeweicht die Dämpfe aus dem Waldgrund aufwallen und dämmrig um ihn schleichen, hundertäugig. — Und dann tastet sein Fuß nach dem Flintenkolben — ein Druck — — da fällt der Mann um. — Es ist kein Echo im Nebel. Tief im Wald schmetterts: quitt, quitt! — —

Das Venn schwappt unter den weißweitspreitigen Sonnentüchern wie eine seufzende Menschenbrust. In der verstorbenen Unendlichkeit zwischen Holzkreuzen und Ried und Binsen ein irrender Menschenschatten. Weit dehnt der grämliche Himmel sich aus. Und eine Seele tritt scheu heraus, eine suchende Seele. Die Heidekühe brüllen laut. Mitten im Ginster und Stengelkraut ein vom Sturm geworfenes Kreuz. Verblaßte Worte darauf.

„Halt Wanderer!
Gedenke, wer du bist,
Daß der Heiland Jesus Christ
Einst dein Richter ist!
Betet für die arme Seele.“

Da kann Noël nicht mehr weiter. Da steht er wie von einer unsichtbaren Hand eingestoßen. Hier weht der Atem einer Seele. Wer ists? Da hört er sein Blut schreien, faßt das gestürzte Kreuz auf und stößt es tief in den sickernden Boden ein. —

Die Sonne fällt in die lohenden Sümpfe. Und plötzlich verdunkelt das Venn. Da kommen Männer von Heisterbach her und erzählen, man habe den Förster Hurri im Hertogenwald gefunden – sein Gewehr sei losgegangen. Noël starrt ihnen nach und denkt, nun könnt er dem Förster Hurri den Schimpf nicht antun und an sein Totenbett gehen. Aber vielleicht irrt jetzt im wilden und traurigen Warroneux zu der Seele des Renâke Rademacher die Seele der Mayanne Hurri und kommen zur Erlösung.

Die Nacht ist da. Dann kommt Noël heim. Rosmarin in ihrer Kammer horcht, möchte um eine Spalte öffnen und zu ihm hin oder ihn sehen, wie er ist, ob er sie braucht? Oder aber sie denkt — nein, nein, sie hofft, nein, nein, sie *sehnt*, daß er an ihrer Tür stehen bleibt, daß er leise klopft. — Gott! sie waren ja Geschwister, sie sind in der Unbefangenheit aufgewachsen. Ja, ach Gott! und er

könnte doch jetzt an ihrer Tür stehen bleiben. — Er bleibt nicht stehen. Steigt schnell hinauf. Ihr Herz rast ihm nach, ihr Herz tut einen Schrei, aber so still auch die Nacht ist, man hört ihn nicht. Droben knarrt die Kammertür — zu. Jetzt scheint ihr das Haus todleer, wie niedergebrannt. Sie liegt gegen die Tür, und ihr Busen stößt in Weh und Leid und Zorn und Elend. Dann schnellt sie auf. Droben rückt ein Stuhl. Sie atmet heftig. Er wacht noch. Das Haus ist wieder lebendig. Sie ist wider die Tür geworfen und kann nicht fort. Ihr Blut ist aufgepeitscht und drängt nach ihm. Sie kann sich nicht mehr helfen. Da ist zweier Menschen heißes Blut in ihr, das sie haltlos wirft. Den Knäuel ihres Taschentuchs preßt sie an den Mund, atmet ihre heftige Sehnsucht hinein. Sie spürte seinen Mund, das verzehrende Verlangen seiner Lippen. — Und dann war diese Stunde vorüber, hinweggehuscht wie der Rausch der Sünde. Aber ihre Sehnsucht ist wach geblieben und lechzt danach, jeden Tag, jede Stunde, jeden Laut aus seiner Nähe. Ein ständiges Wogen in ihr nach der Stunde, da er ihre Sehnsucht wachküßte. Und läßt sie jetzt in dieser Sehnsucht unerlöst. Ihre Hand fällt auf den Türdrücker. Die Tür näselt auf — droben sein ruheloser Schritt — sie schlüpft hinaus, an dem Geländer der Treppe hält sie sich — was will sie denn? — schleicht langsam — vor seiner Tür wird sie umkehren, natürlich wird sie umkehren. Warum wird sie umkehren? Haben sie es nicht immer so gehalten, hat sie ihm

nicht jeden Abend die Decke abgelegt und gefaltet? Warum jetzt nicht mehr, wo sie wissen, daß sie sich geliebt haben? Steht an seiner Tür. Da erfrieren ihr die Beine und sie kann nicht weiter. Drinnen fragt er: „Wer ist da?" Und dann: „Bist du es, Rosmarin?" Da schütteln ihre Knie wie elektrisiert. Sie fällt tastend gegen die Tür, liegt halb. Er öffnet schnell. Steht da, flüstert: „Was willst du, Rose-Marie?"

Ihre entsetzten Blicke flüchten zu ihm auf: „Ich wollt dir die Decke ablegen."

„Dann komm." Er tritt zurück. Sie möchte auf. Sie kann nicht. Sie möchte nun laut losweinen. „Steh doch auf!" drängt er, hilft ihr, zieht sie herein. „Ihr habt euch um mich gesorgt, du und die Mutter. Nun, das ist jetzt vorüber."

Sie steht am Bette, faltet mechanisch die Decke. Ihre Stimme eilt wie gejagt: „Hast du ihn gesehen?"

„Er ist tot." Berichtet kurz und leer.

Sie sagt dann wie von allen Lasten befreit: „Bist du nun zufrieden? Du weißt doch jetzt alles."

Da muß er etwas hinunterwürgen, auf daß seine Stimme frei wird. „Ja, ich weiß jetzt alles."

Er steht am Fenster, sieht ihr zu in dem eiligen Hantieren. Vom blanken Himmel flirrt das wehmütige Licht über ihn. Sie wirft die Decke über den Stuhl, geht auf die Tür zu, tupft ihre Fingerspitze in das Weihwasserkesselchen, bekreuzigt sich flüchtig, sie weiß jetzt nicht viel, was sie tut.

Da hallts vom Fenster her, kurz. „Laß das!"

Und da sie zurückschaut, ist er dicht hinter ihr, und heftig schlägt ihr sein Atem in den Nacken: „Laß das!"

„Warum soll ichs?"

„Warum tust du es?"

„Habs immer getan."

„Eben darum: tus nicht mehr! Es stehen dir keine Gedanken mehr darin. Die Gewohnheit hat sie dir totgeschlagen."

„Ich weiß, daß es etwas Gutes ist."

„Macht es dich besser?"

„Auch nicht schlechter."

„Welch ein Zustand! Dann möchte ich tot sein."

„O du! Wann findest du Ruhe?"

„Alles in dir ist unruhig, nur deine Seele nicht."

Da sengt ihm ihr Atem ins Gesicht. „Laß du meine Seele ruhig!" Dann hängt ihr hilfloser Blick in seinem. Er überstrahlt sie, er überfällt sie wie eine dämonische Macht. Sie wehrt sich nicht mehr. Denn was nun aus ihm heraufwühlt in diesen Blick hinein, sind all die geheimen, in ihm aufgehäuften, schreckhaften Ereignisse seines Lebens. Sie stürmen jetzt zur Tat. Eine Tat so groß wie der Himmel. Oder auch vielleicht so klein wie ein Blutstropfen im klopfenden Puls. Diese Seele muß er haben. Ihre Seele! Was ihm duftet aus ihrem Haar, aus ihrem Busen, aus ihrem leisen, heftigen Atem, ist ihre Seele! — aus dem Irrflackern ihrer Augen, dem Wehklang ihrer Stimme, dem zitternden Nesteln ihrer Finger, ist ihre Seele! Die er haben muß. Die zu ihm gehört. Tyrannisch süß. Soll man ihm

ihre Seele stehlen? Jauchzende, blutschreiende Seele, sie gehört ihm! — So muß er denn nehmen, was sein ist.

Er spricht ruhig und selbstverständlich. „Ich habe im Venn die junge Tannenkultur gesehen. Das war wie eine Menschenzüchtung. Die Keimtännchen, die Säuglinge, noch unter Stroh. Aber wenn sie Zweige ausschlugen, wurden sie einzeln gepflanzt, wo sie Raum hatten. Doch stellte man sie in einen Drahtkorb, damit sie der Vennwind nicht umwirft, und sie können nicht freiwachsen. Sind wohl *behütet*, aber auch *behindert*. Dann sind sie groß, und man pflanzt sie in den Wald. Nun muß Tännlein noch immer um seine Freiheit ringen, Raum gewinnen, hinausragen. Unten, wo seine Zweige, durch die vielen andern beengt, nicht Luft und Licht haben, wird das saftige, leuchtende Grün schwarz und stirbt ab. Und durch so vieles von seinem Säuglingskeim auf muß es ringen, um zu endgültiger Freiheit zu gelangen. Siehst du, Rose-Marie, wie unser Tannenleben ist! Wir können grau werden und wissen erst, daß wir noch im Drahtkorb stehen. Wir müssen gewaltig ringen, bevor wir von alledem befreit sind, was die Erziehung um uns zäunte. Denn das ist doch das Fremde, das nicht aus uns ist, und das abfallen muß wie Eierschalen. *Dann müssen wir das Eigene in uns wach machen.* Der arme Mensch hat den ersten und besten Teil seines Lebens daran zu setzen. Weggeworfene Jahre. Ja, siehst du, und da fängt man

doch zunächst und allerfrühst beim Glauben an. Du glaubst instinktiv. Es liegt dir keine Schwierigkeit darin, denn du glaubst, weil man dir gebietet, zu glauben."

Groß und kindhaft starren ihre Augen: „Ich kann doch nichts wissen."

„Du kannst alles wissen, wenn du bloß glaubst, was du weißt."

„Ach Gott, was weiß ich denn!"

„Was du für dich brauchst, wirst du fühlen. Und das ist dann dein Wissen und dein Glauben: das Notwendige für dich! Aber d u mußt nachgedacht haben. Ein anderer soll und kann dir nicht sagen, was für dich notwendig ist. Was ein jeder für sich notwendig braucht, das soll sein Wissen und Glauben in der Religion sein. Mehr bedarf er nicht. Oder bedarf man mehr, als man braucht? Mehr bedürfen als aufbrauchen, das bringt die Konflikte. Aber erst dann, wenn jeder für sich n i m m t , was er braucht. Dann weiß er alles, denn er weiß das für sich Notwendige. Und dann können die Menschen glücklich werden."

Da quillts in ihr noch einmal wie eine letzte werbende Kraft: „Zwei Menschen glücklich machen, dich und mich, das ist schon viel." Und ihre leidenschaftlichen Eigenglücksaugen weiten sich vor ihm wie dunkle Zauberspiegel. Und er sieht darin eine tiefheimliche, vorweltliche Glückszweiseligkeit. Zwei einzige Glückliche. Adam, Eva. Gott s ch u f sie. Und für sie. Eine gewaltige, rätselvolle Gottes-

arbeit. Um zwei Glückliche zu schaffen! O Schöpfer, wie schön und geheimnisvoll!

Da drückt Noël ihren Kopf an seine Brust. Seine Hand gleitet über ihre Wange: „Wie gut und tief du das sagst!" Geht schnell von ihr fort ans Fenster. Der Mond fließt so hell, daß Noël wie in flüssigem Silber steht.

„Wenn noch zwei einzige Glückliche sein können, Rose-Marie, dann muß auch die Welt wieder werden, wie sie den zwei einzigen Glücklichen war. Sie hatten Gott, und dieser Gott war gut, nur gut. Der gute Gott und zwei Glückliche! Und sonst nichts. Und so ungeheuer einfach und verständlich." Nun ist er wieder in kühner Freude bei ihr: „So wollen wir nun um uns die Welt bauen. Wie sie war den zwei einzigen Glücklichen."

Sie steht wie durch ein intensiv auf ihr Auge wirkendes Licht geblendet. „Und konnten nicht glücklich bleiben!"

Da spricht ers wie ihre Verdammnis: „Weil alles in ihnen unruhig wurde, nur nicht ihre Seele." Und kurz mit schnellem heftigen Blick zu ihr: „Weil das Fleisch sie warf." Die Leere in ihren fragenden Augen befremdet ihn. Versteht sie ihn? Sollte —. „Weißt du, welches die Sünde der ersten Menschen war?"

Sie antwortet nicht. Sie ist wie in einen Hinterhalt geworfen. Sie fürchtet etwas, doch weiß sie nicht, was.

Den Blick unverwandt auf sie, spricht er: „Der Apfel war doch bloß das Symbol für die Sünde."

Oh, was meint er? — Ja, freilich. — O Gott, wie ist das? Ja, freilich weiß sie das.

Da sagt er gut und mitleidig: „Du weißt es nicht."

Sie glüht in Beschämung. Wer könnts ihr denn gesagt haben? Die gute Frau nicht. Ob die es selber so wußte? Wer solls denn auch wissen? Vielleicht errät mans einmal. Und zürnt dann so furchtbar, daß man lange dumm war.

Das tiefe bohrende Mißtrauen loht über ihr Gesicht. „Dann möcht' ich jetzt wissen, was denn noch für Märchen sind."

„Du darfst auch den biblischen Schöpfungsbericht so nehmen. Die natürliche Entwicklung, wie die Wissenschaft sie lehrt. Und Gott, der den Keim legt. Die Kirche hindert dich nicht, das zu glauben."

„Oh, sie hindert mich nicht! Aber erst betrügt sie mich."

„Betrüge ich dich, wenn ich dir ein Märchen erzähle? In jener fernen Zeit waren die Menschen noch gering kultiviert, und man mußte ihnen schlicht und leichtfaßlich von der Weltentstehung erzählen."

O, da lacht sie auf, aber ihre Augen schimmern feucht, illuminierte Tränen, die von den flackernden Lidern zersplittert werden.

„Und dem gering kultivierten Volke erzählt mans heute noch wie zu Anfang der Welt. Das weiß ich nun. Du hast recht, Nojé, man glaubt doch keine Märchen. Also werd' ich jetzt achtgeben müssen — was — wie ein — Märchen klingt. Das weiß ich

nun auch. Gute Nacht, Nosé. Ihr Schlauen und Klugen, aber ja, ihr habt recht, wir glauben ja noch an Märchen. Gute Nacht."

Er geht ihr nach. Er hält sie. „Du bist noch immer das Kind, das alles zusammenstürzen sieht, wenn es an kein Christkind mehr glauben kann."

Die Hand auf der Klinke, spricht sie still: „Wir bleiben die Kinder, die schnell und vertrauensvoll glauben — und ebenso schnell umfallen, wenn wir getäuscht sind. Das ist nun so. Gute Nacht."

Mit leisem Knacken renkt hinter ihr die Tür ins Schloß. Und Noël steht, und durch die geschlossene Tür und durch das Nachtdunkel folgen ihr seine aufweckenden Blicke. Rose-Marie, nun hast du aufgehört, im Sonnenschein zu spazieren! Deine Marzipanseele hängt in den Hecken. Empor! Stark werden! Jawohl, Rose-Marie. Schlaf wohl, Rose-Marie.

Drunten in der Stube, die voll schwermütigen Lichts ist, steht Rosmarin und kämpft den stoßenden Atem nieder. Reißt ihre Kleider auf, will schlafen. Ja, das ist nun so. — — Haha! — —

Die ewigen Sterne blinzeln auf das weiße Kissen, über das die dunkle Haarflut wallt. Und das große Schweigen ist wach. Aber Rosmarin schläft. Sie ist ganz ruhig.

Als zwischen Nacht und Tag die Morgenstille über ihr Bett hinschleicht, liegt Rosmarin hellauf wach. Sie denkt nichts. Sie horcht dem nach, was in der grauen Morgenfrühe im Hause geschieht.

Liegt starr in dieser aufregend horchenden Wachsamkeit. Man klopft. Stark und rücksichtslos. Karling weckt zur Frühmesse. Dann eine lange Strecke verlorene Stille. Regungslos liegt Rosmarin. Man klopft. Leise und dringend. Die Frau mahnt zur Frühmesse, und: Gelobt sei Jesus Christus! Ihre dumpfen Schritte weiter bis zur Tür des Kob Wetz. Hinauf an Noëls Tür. Ob er auch nicht mehr mitkommt — sie wird doch immer klopfen. Sieh, der Heiland steht vor der Tür, und es wird ihm nicht aufgetan!

Da zimbelt fern im schlaftrunkenen Morgen das Frühglöckchen, und die polternden Schritte verlassen das Haus. Und die graue Stille lagert tot im Haus. Da wirft das starke Herzklopfen Rosmarin auf. Springt vor den Spiegel. Steht da. Hebt die nackten Arme und bändigt die schwarze Haarflut. Ihre Blicke wirren in das spiegelnde Glas. Weiten sich. Schillern ein großes Erstaunen. Ist mit einem Male so voller Erkenntnis, daß sie schön — ach nein, nein, daß sie v e r f ü h r e r i s c h ist. Daß — etwas an ihr ist, was — ihr die Blicke und die Wärme der Menschen zutreibt! — Da ist sie überrieselt von heimlich wonnevollem Entzücken —. Von einer selig schreckvollen Erwartung —.

Drunten klappt die Haustür zurück. Wieder die polternden Schritte. Hastig kleidet sie sich an, und da hört sie über sich auch die Schritte Noëls. Die Decke knistert. Als sie unten die Tür öffnet, öffnet er sie droben. Eilt hinunter, da steigt er droben

herab. In der Küche steht sie, und die gute Frau sieht ein bißchen fragend erstaunt auf: „Warst nich in der Kerk.“

Und Rosmarin schnell: „Es war mir nicht gut.“ Drückt aber rasch die Tür zu. Der da jetzt auf der Treppe stehenbleibt und vielleicht ihre jämmerlichen Ausflüchte hört, darf nach Prinzipien handeln. Aber ein Mädchen! Oh! Es soll kochen, es soll flicken, es soll heiraten! Also sagt Rosmarin: „Es war mir nicht gut.“ Wird morgen wahrscheinlich sagen: „Hab mich verschlafen.“ Und übermorgen sich mal wieder mitnehmen lassen. Und wird so ihre Seele zerfallen lassen. Wie ein unbesuchter Tempel. Es wird nicht bei ihr zur Katastrophe.

Jetzt sieht sie Noël Hurri nach, der nach Molinart den Feldweg geht, und kreuzigt sich, solange sie ihn sieht. — Einer pfeift nach ihm, ein strammer Eleganter, ein wohlproportionierter Gedrungener mit fettig-hellen Haaren, ein Englishman. Denn der Johannes Dietrich ist fürwahr ein Englishman, spricht slang, wiewohl er nur einen Cockneydialekt schmeißt, trägt — fi donc! — keine Nachthemden, sondern pyjames, ißt Obst und rohe Tomaten. Im übrigen — Socken und Kravatte violett, das Taschentuch im Ärmel, well.

„Mo'ning! Molinart? Yes, 'ch auch. Comfortable jetzt, wa'? Feudales Mauseloch, wa'? Machen wir. Was sagn Leute zu meiner Entwicklung?“

Noël wirft den Überzieher über den Arm. „Wenn

es dich kümmerte, was die Leute sagen, wärest du gewiß nicht ausgerechnet hierher gekommen."

„Wo mein Brotschrank, da mein Herz."

„Wenn einer — dein Brotschrank — von Wien oder London hier in die Grenzecke seine Renten verzehren kommt, hat das doch einen Grund."

„Oh yes, gründet ragged schools. Wohltätigkeitsfex. War auch in ragged school, ich. Hab mich erbarmt und Nabob hergebracht. Für verwahrloste Kinder am alten Berg. Hab ich großartig gemacht, wa'? Njäs, Hunger veredelt. Wir Mist am alten Berg halten doch zusammen. Hast dich auch selfmade hinaufgesteigert, Sir Hurrîman. Allerlei Hochachtung. Hast sie gut geschmiert, deine adlige Lavendeldame, njäs."

Mit aufzuckendem Zorn wendet sich Noël ab: „Laß sie aus deinem Mund!"

Erstaunt Johannes Dietrich: „So? — Na, denn so! Bist in kein'm guten Zustand, take care, Sir Hurrîman! Handel mit Manna kein solventes Geschäft. Katechismusblätter is keen Gemüs. Freß ich nicht. War damals noch nicht auf Küchenzettel von Lady Karling. Und was man nie gehabt, entbehrt man nicht. Das ist meine Religion, njäs."

Da bleibt Noël bei ihm stehen. Alle Liebe für diesen Erzjohannes wird in ihm wach. „Es muß doch jeder sein Verhältnis zu Gott regeln. Kann einer ohne Fahrschein auf dem Perron des Lebens bleiben?"

Da bleibt auch Johannes Dietrich stehen: „Erlaub

mal, um welchen Gott soll ich mich denn kümmern? Welcher Gott kümmert sich denn um mich? Falls ich mir nicht die Einbildung engagiere."

In Noëls Augen entzünden sich die weißen Lichter. „Es i st etwas in dir, das dich manchmal inkonsequent macht. Mitten im Wunsch, im Plan des Unrechten. Das Inkonsequente, das du vielleicht deine Schwäche nennst. Dieser Schimmer, der aussieht wie das Gute. Ist Gott! Mehr braucht ein Mensch nicht von Gott zu wissen. Weniger auch nicht."

„Hört! Hört! Wo bei unsereinem das Gute anfängt? Eins könnte ich nicht: morden. Die ganze Skala dazwischen trag ich in der Westentasche, njäs. — Geehrter Kerl, hast doch nichts dagegen, wenn ich mit Rosmarin im Stinkmoppel un peu in Mutter Grün spazieren sitze. Mm, wat ä nice Lady, wat än waunderfull Lady!" Leckt die Fingerspitzen. „Verschnapst ja im grauen Haus. Also raus! Mylady, to be or not to be, that is the question! Großartig geschriftstellert, wa'? Ist wohl von Schiller. Aber ich hätts grad so gedacht. Au jäs!"

„Du wirst Rosmarin lassen, wo sie ist."

„Hast Absichten?"

„Ich hab keine."

„Na, dann kommts doch bloß auf sie an." Und ist über die Zugbrücke.

Mit lohenden Blutflammen im Gesicht ruft ihm Noël nach: „Johannes Dietrich, ich werde doch nun zusehen müssen, mit wem ich hier wohne!"

Schannes verschwindet in der Halle, spuckt aus: „Pfui dä! Der Kerl schmeckt wie der Teufel!"

Hupf rocketock, fort saust das Auto. Heda, Rosmarin Rosenrot! Töff Töff vor dem grauen Haus. En Dunnerledder, so 'n Deiwelskerl, so 'n Herr Schannes! Schreien durchs ganze Haus nach Rosmarin. Da kommt sie wie noch nicht aufgewacht. Aber dann springen ihre Blicke fiebrisch auf. Los mit dem Schannes, mit seiner lustigen Frechheit. Ja, und mit so einem, von dem sie glaubt, daß er unter seiner Samtweste so ganz liebenswürdig liederlich ist. Das ist ihr doch jetzt alles zum Lachen, alles, alles, alles. Also lieber, frecher Schannes, en avant! Kob Wetz bringt ihr eilfertig den Hut her. Der Dusick! hat er Prachtkerle dem Vaterland auferzogen!

„Jawollchen," ruft Schannes. „Deine Erziehung war gut. Konnt mich danach very well im Zuchthaus eingewöhnen." Und da die gute Frau herzlich in der Fülle ihrer Behäbigkeit loslacht: „Ja, ja, die Mam' bleibt so all immer in ihrem Rundbogenstil. Gott segne Sie!" Hupf, ztt! Töfftöfftöff davon.

„Donner und Distelfink! gelt Rosenrot, is fein? Weißt, was jetzt Leute denken? Freie an dir." Da stülpt sie im wegwerfenden Lachen die Lippen. „Oder werden denken, hast Erbschaft gemacht." Da überrieselt sie das glücksehnende Lachen. „Oder werden denken, hast deinen Papa gefunden." Da lacht sie nicht mehr. „Könnt doch sein, bei unsereinem. Njäs."

„Warum sagst du njäs?"

„Is englisch, spreche jetzt verschiedene Idiome. — Was ist dir denn? Hast 'n Werwolf im Magen?"

„Laß halten, ich bin seekrank."

„Schoff! moderato. — Wirst dich nu awer peu à peu ans Stinkmoppel gewöhnen müssen. Von den Windeln an hättst schon drin sitzen müssen. Rosmarin Rosenrot, an dir ist kriminell gesündigt worden. It is just so with me. Wir sind gewissermaßen berechtigt, jeden, der uns in den Weg tritt, darauf hin anzusehen, ob er unser Papa, beziehungsweise Mama ist —."

„Du bist betrunken, Johannes Dietrich."

„Wenn wir wieder zurückfahren, wirst du wissen, wie wasserklar ich bin, njäs."

„Gott, was ist dir denn?"

„Zuhören! Als ich aus Sommerfrische entlassen wurde, wußt ich nicht wohin, Nummer Ich. Hätte vor Vorübergehenden Hut lüften müssen: Pardon, hab ich die Ehre, meinen Vater zu sprechen? Pardon, wissen Sie, wohin mit mir? — Dachte dann an Jan Rapper —."

„Jan Rapper?"

„Kennst ihn?"

„Er soll einmal hier gelebt haben."

„Is jetzt tot. In meinen Armen zum letztenmal gestorben. Njäs, also der Jan Rapper hatte immer von Wiener Großkaufherren gesprochen, darum auf die Walz nach Wien! Herrgöttl, der Wiener Hunger nicht viel freundlicher als der Londoner. Njäs, und

bullert mir da wieders Kindergefühl rauf. Ein Königreich für eine Mutter. Äh nu, an der Donau wachsen se wie Brombeeren. Man muß nur die Witterung auf so 'was haben. Und meiner Nase bin ich sicher. Is geradezu eine Funkenstation für moralische Witterungsverhältnis. Madame, ich habe Papiere, Sie sind meine Mutter, sein 's so gut! Richtig, es war so eine, so eine richtiggehende Mutter zwischen Mitternacht und dem ersten Frühstück. War das ein angenehmes Luder. Hat mein Waisengefühl mit einem todschweigenden, grünen Lappen auf den andern gestillt, bis die Geschichte eenen fiesen Knax kriegt und ich wieder ins Kittchen wandere. Aber leibhaftige Tränen haben sie in die Donau gelacht, und ich war 'n Sensation und ich bekam den Antrag vom Nabob, der mich der unanständigen Welt erhalten wollte und mich zu seinem Privatesel, sprich: Privatsekretär machte. Was hiermit ist die Naturgeschichte meines Lebens. Njäs."

Dann fragt auch sie, was nun in geheimer Neugierde alle fragen am alten Berg: „Was will er hier?"

Und die Antwort fix und prompt: „Verwahrloste Schulen für Kinder — äh nee: Kinder für verwahrloste Schulen — ach nee, gestatten Se: Schulen für verwahrloste Kinder gründen. Njäs."

„Und dafür hat er mich nötig?"

„Er! hat niemand nötig. Aber du, Rosenrot, du hast ihn nötig. Du hast auf ihn gewartet. Lange schon. Jawohl, du hast von ihm geträumt. Du

wußtest bestimmt, daß er mal kommen mußte. Ists nicht so? Awer es ist so.“ Er sieht sie an mit lauernder Verschmitztheit. Da staunt er sehr, daß sie steif sitzt, geradeaus starrt und noch fragt: „Was will er von mir?“

„Ah nu, was alle Kaufkinder hier erwarten: daß eines Tages reicher Wagen, Wappen, Lakaien, Kisten voll seidener Jupons, Samt und Seide, Brillanten, Diamanten, diverse Millionen vor Tür hält, und sie laufen heraus, herrjerrem! noch mit Küchenschürze, noch mit Spüllappen und — hoppla! rin in den Nabobwagen und den goldenen Pantoffel anpropiert. So hoffen sie, wir Kaufkinder.“

Da fragt sie noch: „Was will er von mir?“

„Liebes Rosmarin, wenn er sich in 'n Kopf gesetzt hat, daß er am alten Berg 'n Tochterleben hat zurückgelassen, und du es bist, wärst 'n Grasaffe, nicht anzunehmen, njäs.“

Rhuhupp rattattam, hopst Auto über einen Prellstein und hämmert auf der Zugbrücke und spektakelt im Vorhofe. Schannes in die Halle voran. Links nach dem Jagdzimmer. Da sieht er Rosmarin unbeweglich in der Halle. Unsichtbare Hände recken hinter ihr und krallen sich fest an ihr, als hinge ihr Rock in Dornen fest. Mit weitausholenden Schritten flitzt Schannes her, nimmt ihren Arm und fort mit ihr ins Jagdzimmer. Der Wald an den Wänden, die Joppe noch am Hirschgeweih, Zigarrenasche im Hornbecher, sowie der letzte Insasse dorten hinausgegangen und nicht mehr wiedergekommen ist. Auf

dem riesig ausladenden Sims des Kamins die ausgestreckte, weiße, marmorne Diána. Schillernde Brillanten in ihren Augen, aus dem Griff eines Sarazenenschwertes. Man erzählt, der Schah von Persien, der von Ostende her aufs Château kam, habe sie als Gastgeschenk einsetzen lassen. An der einstigen Feuerstelle eine gußeiserne Platte mit der Darstellung Jesu im Tempel. Forscher sagten: „Ein sogenanntes Thakeisen aus alten Eifelhäusern," und sagten noch: „m e r k w ü r d i g". Wenn jetzt Forscher kommen, wird der Nabob sie hinauswerfen.

Schannes stackert in seinen hellen, knappen Hosen durch die Nebentür. Hämmern, Klopfen, prallende Stimmen schallen heraus. Unter fieberhafter Arbeit ersteht die protzige Eleganz. Und schon ist der Nabob auf der Schwelle, hinter ihm das Schannesgesicht mit lebhafter Mimik. Ein Mann im schweren Autopelz, schwarzes Seidenkäppchen auf dem bis in den Nacken kahlen Schädel, ein zerknittertes Gesicht mit borstig grauem Kinnbart.

„Setzen Sie sich, Manesell. Können Sie Englisch, Manesell? Nicht? Dann Französisch? Auch noch andere Dialekte? Nicht? So, dann muß ich Sie ausbilden lassen. Pudern Sie sich? Warum nicht? Gehört zur Toilett. Absätze Louis XV.? Warum nicht? Werde Sie ausbilden lassen, damit Sie mich unterhalten können. So, Manesell, können jetzt wieder aufstehen. Ich bin ein alter Greis. Wenn mich jemand besucht, müssen Sie mich repräsentieren. Darum bilde ich Sie aus. Ich werde Sie

in Gesellschaften bringen, und Sie müssen an table d'hôtes essen lernen. Ich werde Sie zwei Monate prüfen, dann engagiere ich Sie. Sie können jetzt gehen, Manselle. Wenn Sie wollen, können Sie mich auf die Stirn küssen."

„Gehört das dazu?"

Er stutzt: „Nein. Amen. Ab!" Da ist er schon fort aus der Türe, und da drängt Schannes sie hinaus. Aber wieder ruft Nabob: „Sekretär! equipiere die Maneselle standesgemäß." Verschwindet.

„Feudal, was?" fragt draußen Schannes, läßt sie nicht zu Wort kommen, spricht eindringlich. Ihr Glück ist gemacht. So was bietet sich nicht alle Tage. Salut, Prinzeß Rosenrot! Nach der Prüfungszeit engagiert er dich als Tochter. Und was die Wetzen anbelangt, die hat nichts zu miauen. Die hat keinen Anspruch. Kaufkinder sind Freiwild. Hallo, Prinzeß Rosenrot!

Da fallen Rosmarins Augen zu, und nur noch die schmale, dunkelgähnende Spalte. „Ja, Schannes, ich glaube wahrhaftig — ich habe auf den Mann gewartet."

Das Auto saust zwischen Schlehdornhecken dahin, zwischen Seen und rispelndem Ried und hüpft und rast, und sein stinkender Atem weht in die grünstille Flur, und seine klappernde Stimme tost: Glück! Glück! hast gemacht dein Glück! Rhuhupp rattattam! Und rülpst sein Vergnügen.

Da bleiben die Leute wieder in der neutralen Straße stehen, und da ist Rosmarin in wilder Eile

ins Haus. Hinauf die Treppe, wo es still ist, daß man Herzen lärmen hört. In die Kammer Altmännchens. Will dort sitzen und mit einer Leiche reden. Will reden von dem Geheimen, das sie umbringt, das sie wirft, das wie die Hölle lacht, wie der Himmel lockt. Und auf das sie gewartet hat. Lange schon. Vielleicht schon in der Wiege. Vielleicht — schon im - - Mutterschoß. — Aber jetzt weiß sie das erst.

Steht in der Tür. Steht festgestoßen. Noël am Bette Altmännchens, stützt dessen kleinen, verschrumpften Kopf in der Hand, läppelt den schlampfenden Lippen die zwei Löffel Milch ein, die das erlöschende Leben fortdauern lassen.

„Ist er schlimmer?“ fragt Rosmarin, aber ihre Gedanken eilen davon.

Gedämpft sagt Noël: „Er hat wiederholt und dringend meinen Namen gerufen. Da ließ die Mutter mich herholen.“ Sanft und vorsichtig legt er den Altenkopf aufs Kissen zurück. Da rascheln die Lippen, und Noël bringt sein Ohr näher. Dann schwache, kurz aussetzende Atemzüge. Der Alte schläft weiter in seine totgeschlummerten Tage. Langsam richtet Noël sich auf. Er spricht gedämpft: „Er will noch sprechen, aber ich verstehe ihn nicht.“ Streicht leicht mit der Hand über die Furchenstirne des Alten: „Großvadderchen, wir müßten doch wissen, was du noch sprechen willst.“

„Er hat doch nur noch einen Gedanken,“ sagt Rosmarin an der Tür. Da fühlt er, daß sie sehr mit sich beschäftigt ist.

Er sieht sie an. „Du warst im Château.“

„Ja.“ Und mit zurückgeworfenem Kopfe, die herabhängenden Hände krampfhaft geballt, schwer atmend. „Ich werde jetzt in Château Molinart wohnen.“

Er kommt auf sie zu, langsam, als müßte er ihr Zeit geben, diese Worte auszulöschen. Und sie steht und läßt ihn kommen. Der schwere Atem pfeift ihr durch die zusammengebissenen Zähne, die Blutflammen zucken über ihr Gesicht, in ihren groß und düster leuchtenden Augen schimmert es wie Stahl. Dicht bei ihr ist er. Der heiße Hauch fliegt ihm ins Gesicht. Das gehauchte, lusttosende, schadenfreudige Lachen. Wenn er leidet, einen Herzschlag lang leidet, so leidet, wie sie gelitten an ihrem Sehnen, ihrer Verzweiflung, ihrem Durst nach ihm, ach Gott! nach der Liebkosung seiner Hand, nach dem Saum seines Rockärmels — — ach, ist sie denn toll? Ist sie noch nicht zur Ruhe? Will sie sich die Seele zerfetzen? Sie muß fort, fort, fort. —

Sie hört ihn sagen: „Welche Versprechungen macht man dir?“

„Seide, Noël,“ lacht sie, „Seide!“

„Du weißt nicht, was du tust!“

Da ist Lachen und Verzweiflung aus ihrem Gesicht. Sie erwidert in freudlosem, totweinendem Ernst: „Ich weiß, was ich tue.“

Er packt sie an beiden Schultern, preßt sie. Seine Stimme zerbricht in tiefer Heiserkeit. „Du gehst in deine Schande!“

Da streift sie seine Hände ab: „Warum nennst du mein Glück Schande? Ich habe dein Glück auch nicht Schande genannt. Und damals war es doch Schande. Schande an irgendeinem dummen Ding, das dich jetzt nichts mehr angeht. Ich gehe nach Molinart. Darein mußt du dich jetzt finden. Ihr alle. Warum soll ich denn im grauen Haus dienen? Warum Noël? Gelt, warum? Und warum soll ich nicht in einem Schloß mich glücklich, reich und faul machen lassen? Warum, Noël? Gelt, warum?"

Er faßt sich mit beiden Händen ins Haar: „Du sprichst wie eine Dirne!"

„Ei ja denn, wie eine Dirne."

„Rosmarin!"

„Lieber Noël?"

Er steht vor ihr, einen Augenblick schwer ringend. „Wann kam das? — Seit die Religion nicht mehr deine Ethik regelt! Mit ihr zerbrichst du! Das ist klein. Lache nicht. Frei sein heißt nicht frech sein!"

„Aber gewiß lache ich. Lache entsetzlich!" Sinkt auf den Stuhl neben dem Bette, gellt ihr frivoles Notlachen. „Willst mich wieder dumm machen, jetzt, wo du alles verloren siehst. Ah nein! einmal klug, wird man nicht mehr dumm." Springt auf, dicht vor ihm. „Wir beide wissen doch jetzt Bescheid. Ich danke dir, Noel Hurri. Adiö." Ist hinaus, drängt an Mutter Wetz vorbei, die erschrocken in der Tür steht, — fort in die Kammer, die Tür klappt.

An Mutter Wetz vorbei stürmt auch Noël: „Laß sie nicht fort, Mutter, laß sie nicht fort!"

Der zornige Nachhall beider Stimmen zittert in der kleinen Stube. Im Bettkissen ein Knistern und Wuscheln. Altmännchens dürre Hände tasten auf der Decke. Schlampfend herausgestoßene Worte: Neutral — im m- —. Mit weitoffenen Augen bleibt er liegen. Niemand hört ihn. Ein starkes Pochen an Rosmarins Tür, ein Rasseln an der Klinke. Von drinnen eine Stimme: „Was willst du, Mutter? Ich lieg' da, ich kann nicht auf, ich muß schlafen."

„Kink, nu muß ich doch mit dich schwätzen."

„Es gibt nichts mehr zu schwätzen, Mutter. Wenn der Mann mich zur Tochter haben will, geh ich doch zu ihm, gelt Mutter? Und wenn er mich heiraten will, geh ich auch zu ihm. Eins von zweien wird er doch wohl wollen, gelt, Mutter?"

Da geht die gute Frau, denn nun ist nichts mehr zu schwätzen. Und was immer sie sagen möchte, dem Noël, der Rosmarin, dann machen die ihre Augen weit auf und sehen die Frau an wie eine Fremde. Geht in Altmanns Stube und sieht ihn liegen mit weitoffenen Augen.

„Großvadderchen, wollt Ihr wat?"

Er würgt in unartikulierten Lauten. Aber als sie ihm die Hand auf die Augen legt, damit er schlafe, wehrt er sich. Hält seine Augen wach. Denn er wartet.

Da sieht sie durchs Fenster und sieht den Schatten Noëls im Feld. Er geht wie in der Irre, er geht

um den großen See und über den langen Steg und steht in den hohen Binsen und weiß nicht, wo jetzt seines Bleibens ist. In Molinart, wo ihr Lachen wie Hohn und Hölle schallen wird? Im grauen Hause, wo er wie ein Geliehener sein wird? Aber ihr Lachen, ihr grauenhaftes Lachen! Lachen Wissendgewordene so? Herrgott, nun hängen um ihn die Fetzen einer zerrissenen Seele. Auf diesen Schutt soll sie ihr Leben nicht aufbauen. Soll es nicht! Sie muß über den Schutt hinweg, über den todweinenden Zorn. Dann kann sie stilrein aufbauen, in Ruhe, in Vornehmheit. Und so wie Wissende bauen. Aber der Schutt muß aus ihr. Und die Tränen. In ruhiger, leidenschaftlicher Kraft Wissende sein! Rose-Marie Felix, nun mußt du deinen zerfallenen Tempel wieder aufbauen. Wie er das denkt, sieht er ihr Gesicht anders. Er sieht es ohne das flammende Blut ihrer Haut. Wie die Gemme in weißblendender Skulptur. Ein verändertes Gesicht, wie nach einem großen, elementaren Ereignis. Da fühlt er das Merkwürdige. Er fühlt, daß ihr Geschick in seines geworfen ist. Von Anfang an. Zwei Körper zusammen. Was sind zwei Körper? Wenn die Gier beruhigt ist, wissen sie nichts mehr voneinander. Ein Lichtsprenkeln aber springt auf aus dem dämmergrünblassen Wiesengrund, spiegelt im Schlehdorn und auf den weißgekalkten Stämmen der leeren Obstbäume. Gleißende Zünglein, hunderttausend auf einmal. Die lispeln fernher, naheher, ganz dämonisch frech: Was sind

zwei Seelen? Zwei geliehene Gedanken. Eine Luftblase auf der Wanderschaft. Heute ist meine Seele mein. Heute. Morgen liegt mein stummer Körper. Wo ist meine wandernde Seele?

Und so in frechem Lispeln die hunderttausend gleißende Zünglein um ihn und so ein tödliches Geschwätz, das ihm am Ziel die kahle, leere Wand zeigt. Die nüchterne, erbärmliche, blutbespritzte Wand, an dem die anstürmenden Menschen sich den Schädel einrennen. Was dann, was dann? Und die Müde und Unlust fällt auf ihn wie ein Staubregen. Wie erstickender Kohlenruß auf seine feurige Innigkeit. Aber blitzhaft wie ein Funke aus der Hölle. Oder wie eine ekle physische Regung. Aber dann sind seine Gedanken wieder wie kristallene Leuchten. Liebe Welt, sei heilig!

Stimmen und Wagengeräusche. Im dämmerigen Dunst Frachtfuhren mit Vorspann, humpend und rollend über die Zugbrücke von Molinart. Unter ihren dunkeln, massigen Dachhauben die stumpfen Türme. Harte, tonlose Stimmen, die in die feuchte Schwere der krauchenden Schatten prallen — Worte wie klirrende Flußsteine, ein Dialekt für stumpfe, freudlose Gedanken, und so, als müßten sie laut und abgerissen sprechen für Taubstumme und Kühe. Eine Stimme über allen. Sie rollt aus einem Zottelkinnbart und bereiftem Schulterpelz. Da steht Noel und horcht. Und horcht noch, als mit Klingelschellchen am Kummet und nachschleifender, klirrender Kette ein Gaul auf ihn zustapft, hinterher Gottche

Liebelang, der Noël mit seiner Knabenstimme anruft. Hais-la! aus 'm Weg! Der Gottche Liebelang kommt vom Vorspann zurück. Generös der Nabob. Fünf Franken steckt Gottche Liebelang in die Westentasche. Ein Nabob, der das Land in Nahrung setzt. Eine Frachtfuhre auf die andere. Zåperdiblüß, muß das in Molinart ein Luxus werden.

„Er spricht wie ein Hiesiger," sagt Noël und geht neben Gottche und seinem prustenden Gaul her. „Vielleicht ist er ein Hiesiger!"

Wie ihm so was in die Gedanken kömmt? Hiesige sind Pächter oder Beamte in der vieille montagne oder Grenzwächter. Hiesige bringens net in den Pelz. In die kleinen, schnellen Schritte des Gottche macht Noël seine großen, langsamen. In sein Sprechen rasseln die Schellen.

„Du mußt dir den Pelz hinwegdenken, auch das Seidenkäppchen, auch die Ringe. Denke dir den Mann in deiner tuchenen Jacke. Meinst du nicht, daß er dann ein Hiesiger sein könnte?"

„Hm eja —," macht Gottche Liebelang, aber er pfeift dem Noël was, er hat fünf Franken in der Tasche, basta.

„Sieh ihn dir einmal daraufhin an." Sagts bestimmt und so, als müßt ers wissen, sagt noch: „Vielleicht ist er doch ein Hiesiger." Gottche frieselt die geheime Furcht über den schmalen Rücken. Es geschieht hier im Land viel Mysteriöses. Es hängt in der Luft, und die Leute sind immer in Erwartung und Schrecken. Wenn also der Nabob ein Hiesiger

wär — hm eja —. Gottche hat noch Einwände, dämpft aber seine grelle Stimme.

„Der Pastur steht doch mit dem Mann janz jut. Er hat in die Kerk die Leidensstationen geschenkt. Und den Beguinnen, die von Frankreich rüberkömmen sind, fünfhundert Franken för 'n Harmonikum. Weißt du, wie die Beguinnen an den Wohltäter kömmen sind? Sie han jebetet und jebetet zum Heiligen Josef. Ach Gottche! was so 'n jute Mann för alles sorgen muß. Ming Frau hat all wegen der Ratten in unserm Keller am Josefstag die zwölf Betgänge versprochen. Aber die Beguinne, die han das anders jemach, die jehn mit den Heiligen schon 'wat familiärer um wie unsereins. Die han den juten heiligen Josef kurzerhand hinter den Altar in die Eck jestellt und jesagt: Heiliger Josef, nu bleibst so lang dort stehen, bis du uns das Harmonikum verschafft hast. — Ei Gottche, bei unsereins wär das 'n Blasphemie, aber die Nönnkes! Nu jut, sie han ihre Quiekkommode jekriegt."

„Und jetzt steht der Heilige Josef wieder auf seinem Sockel."

„Ja, steht widder da."

„Du siehst, die Frauen führen sogar im Himmel das Regiment."

Unsicher und halb verlegen der Gottche: „Du lachst."

„Es ist besser, wir lachen, du und ich. Denn wenn wir nicht darüber lachen, dann müßte man den horriblen, kleinen Nönnchen den heiligen Josef

wegpfänden lassen.“ Er bleibt stehen und hält Gottche Liebelang am Arm zurück. „Glaubst du nicht auch, die Leute mit ihrem religiösen Trödelkram verunreinigen uns den Tempel. Wenn wir sie nicht hinausjagen, müssen wir hinaus. Meinst du nicht auch?“

„Hüh, Max!“ fistelt Gottche, stackert seinem massiven Belgiergaul nach, dessen qualle Umrisse im feuchten Dämmerdunst untertauchen. Denn da er nicht mit dem einverstanden ist, was Noël sagt, sucht er von ihm fortzukommen. Und da klunkst plötzlich in der Luft auf ein Summen und Brummen, die Abendglocke vom Gottesacker von St. Paix herab, lang und schwer fließende Töne wie tiefgedachte Worte. Gottche Liebelang reißt seine Mütze ab, sieht mit gesenktem Kopf in seine gefalteten Hände. Er spricht hurtig drei Wünsche. Man darf beim Klang der Betglocke drei Wünsche sagen. Gottche Liebelang wünscht stetig dasselbe: Erstens, da er bereits fünfhundert Liter Milch täglich nach Aachen liefert, möge sein Wohlstand sich also vermehren, daß er — wie sein Rivale, der Grolles Schmetz, auch für fünftausend Mark jährlich Käse liefern kann. Zum Zweiten: Sein Jungchen ist sein Hauskreuz. Er will nicht in die Kerk. Das Bruderken von Gottestal sagt, daß es wahrhaftig keinen guten Geist innehabe. Also möge auch das der Himmel zum Guten einrichten. Zum Dritten: Gesetzt der Fall, daß er ein Karl von Valois wäre, käm jetzt die Jeanne d’Arc zu sagen: Gottche Liebelang entre

nous, du möchtst mal mit wenig Unkosten nach Paris, vielleicht auf den Eiffelturm.

Stülpt Gottche gestärkt wieder die Mütze auf. „Nimm dich in acht, man hört das hürorts net gern." Und stockt. Warum stockt er? Reißt die Augen auf. Was sieht er fern in der gedunkelten Grasflur — dort, wo stiere Lichter pfeilschnell schweben, verhuschen im Dämmernebel — ein schriller Pfiff — still. Der tiefe Brummton der Abendglocke zerrinnt in den schwebenden Dünsten. In der fernen Tiefe rattert der Personenzug nach Verviers. Aber was ist das? — Da! dort! Im Kinkebruch — ganz drunten — im dicken Dunst des Wiesengrundes. Liever Jott, man siehts ganz deutlich, ganz schloßweiß —. Man erzählt doch davon im Land —. Abends das weiße Schweben im Kinkebusch —. Seine Hand fällt wie eine Tatze auf Noëls Arm.

„Siehst dus? Siehst dus? — Die Erscheinung!" im heisern Gurgeln: „Sie geht um — die Baroneß!" Stürzt davon, schwingt die Peitsche, läßt sie auf den Gaul niederklatschen. Der wirft die massigen Flanken, schlägt mit dem buschigen Schweif, huppla, huppla wumpen die Hufe. Und der Holzschnittgaul springt, und Gottche springt. Droben auf der flachen Roßweide steht er keuchend still. Sieht Noël fern im Kinkebruch untertauchen, dort, wo das Steildach der Jonn auf der Höhe ragt. Schlägt ein Kreuz —. Da ist Noël tief im Bruch. Ein schwimmender Schatten im Dunststrom vor ihm her, wandelt auf ihn zu, lautlos, steil, furchtlos — jetzt! eine wandelnde

Leiche im Modergrund, weiße, flatternde Fetzen um sie —. Dann steht Noël, und sie fließt auf ihn, überschüttet ihn, zerknüttert — die von der vorübersausenden Zuglokomotive ausgespeite Dampfwolke.

Ein Ruf von der Höhe der Böschung. Der feuchte Dampf schlägt in Noëls Gesicht, so daß er nicht sehen kann. Stapft hinauf und sieht mit aufgeregtem Armschwenken Trüd im kurzen Türtigrock.

„Jesses, Marie, Jusep steh dich bei!"

„Was schreist du? Du siehst, daß es eine Dampfwolke war." — Uch, eine Dampfwolke! Was ein Einfältiger! Je gelehrter, desto verkehrter. Man weiß doch, beim Dunkelwerden geht kein Mensch mehr durch den Kinkebruch. — Was? Aberglauben wärs? No, wie wars denn mit dem Grolles Schmetz sein Vater selig. Ist alle Nacht wiederkommen, auf nackten Füß durchs Haus gelatscht. Alle Nacht. Bis der Grolles ihn angerufen hat: „Armer Jeist, was ist dein Begehr?" Sagt dem armen ollen Schmetz sein Jeist, er hätt zu Lebzeiten drei Döppen Bottermilch und zehn Weckcher an die Armen versprochen und müßt eno so lang umgehn, bis das Versprechen eingelöst sei. Und wer könnt wissen, warum jetzt die immer küriös gewesene Baroneß umgeht —. Uch, uch, sie wöllt ihn nicht ärgern, neä, neä, will gleich 's Muhl halten und sich ihr Bestes denken. Je gelehrter, desto verkehrter. Exküs, ob er mal im Haus nachsehen wöllt? Der König Baum, der Schwindler, der Dieb, hätt' den Plafond aus Heulage gemacht, und sie wollten ihn mit Strohlage,

hätt Jeske nu den ganzen Plafond wieder runtergehauen. Und mit den Fenstern akkurat so. Jeske hat sie ihm widder zurückgeschickt, will neue, Jawoll, neue. Der Schuft, der Schwindler, streicht sie bloß anders an und schickt sie für neu. Uch, in der unterst Höll müßt er brennen! Uch, wenn sie Herrgott wär, wollt sie den mit der schlimmst Krankheit strafen. Führt Noël an die neugesetzte Ziegelsteinwand des Stalles, wo Jeske mit der Handkarre durch die Türöffnung aus und ein schurpst, ob sie breit genug sei. Dann in stoßender Hast mit Trüd zum Butterdrehfaß, ob das auch bequem, jawoll bequem durchzuschurpsen sei? Stampfen, plumpen mit dem klobigen Faß. Sackerdjüs! irgendwo hälts. Langt Jeske die Hacke her, schlägt wie ein Vandale in die Mauer. Der Schuft, der Schwindler, akkompagniert Trüd. Noël steht noch in den brutal heraufgeschüttelten Erinnerungen an die Baroneß. Das laute Weh fällt in die Zerrissenheit seiner Seele, macht mit heißem Schmerzgefühl alle Gedanken an sie wach.

Fragt so in rauher Ungeduld: „Was soll ich nun hier?"

Da schmeißt Jeske die Hacke weg. Er möcht so jut sein, der Nojé, und im Keller mal gucken. Wenn Jeske die Fundamente tiefer gräbt, hört er Geräusche in der Erde, manchmal Stimmen, manchmal Hammerschläge.

„Ihr seid schon gestraft in euerm Aberglauben!" zürnt Noël, steigt die halsbrecherische Treppe hin-

unter. Trüd brummt Jeske zu: „Als schon widder Aberglauben. Es is 'n fixe Idee von 'm," stößt Jeske in die Seite; „er sagt auch, der Jeist im Kinkebruch soll 'n Dampfwolke sein." Da tippt Jeske an die Stirn, kopfschüttelt, und so auch Trüd und lachen heimlich. Dann klinken scharf die Stöße des Brecheisens im Keller. Im fahlen Schein der Laterne sieht Noël eine rissige Untermauerung des Bodens, wie der Bruchteil eines Gewölbes oder der Keller, die unter den alten Schlössern des Landes herlaufen. Ein Knistern und Spalten springt aus der Erde auf. Die feuchtwarme, muffige Kellerluft schwelt gegen ihn. Er atmet beengt. Da bröckelt ein Stein aus der Bodenwölbung, und ein stickiger Geruch entströmt der Spalte. Sein Blut drängt in die Augen. In die Ohren. Die plötzliche Stille um ihn lärmt in Blutschreien nach dem Gehirn. Als seien Rufende um ihn —. Als erklinge sein Name hohl aus der Tiefe —. Aber man ruft doch. Deutlich, heftig. Noël! Er tastet sich hinauf. Wer rief? — — — Keiner. Nicht Trüd, nicht Jeske. Aber man rief. Man rief! Herrgott, grinst ihn der Spukglaube dieses Landes an? Greift die Laterne auf, um von neuem hinunterzusteigen. Zieht heftig den Fuß wieder von der Treppe zurück. Langsam rutscht die Treppe. Rutscht. Schleift. Und schneller und schneller und polternd und prasselnd. Und eingeschluckt von einem plötzlich weitaufklaffenden Schlund, einem tobenden Geklapper, Knirschen, Schurfen, Rattern. Ein dräuender Ruck in den

Mauern des alten Hauses. Zusammengestürzt der Kellerboden.

„Führen die Keller von Molinart hierher?“ fragt Noël mit jagendem Atem. Doch Trüd und Jeske antworten nicht, sind aschfahl an die Wand geworfen. Da machen hundert Stimmen ein unheimliches Zirpen und Zischeln. Wer rief? Wer rief? Wer rief?

Noël stellt die Laterne nieder und geht davon. Man hört seine Schritte im schmalen Hausgang, vor dem Hause — und dann hört man nichts mehr. Fort, fort aus dem Wunderspuk dieses Landes. Ist ihm Blut in den Augen? Tanzende Gesichte vor ihm im brauenden Abenddunst. Ein leidendes, ein lächelndes, ein gestorbenes Gesicht. Gott, ist er toll? Schmerzen die blutig aufgejagten Erinnerungen? Lacht wer? Häh, wer lacht. Still, still! In klarem sonntägigem Schweigen wölbt sich der Himmel. Aber wer rief?

Da ists um die Zeit, als Jakob Jonas, der aus Brasilien heil vom Typhus kam, mit seiner Geige auszieht zu den letzten Schweineschlachtfesten der Pachthöfe, und zwar zum Himmelbruch, wo allda jetzt in den einstigen Roßknechtwohnungen von Molinart der Grolles Schmetz wohnt. Das sind die kargen Geselligkeiten der Deutschbelgier, die verschlossen und mißtrauisch und eingebaut in den Völkergrenzen ihre öden Tage dahinleben. Dann dampft die Blutwurstsopp, dann zimbelt die Ziehharmonika, dann schrillt die Geige, und dann karten

die Alten, und die Jungen poussieren. Sittig und streng. Miasmenfrei wie die Luft ihres grasgrünen Landes. Wenn die Sünde rot wird, denken sie an den Pastur von St. Paix, dem sies beichten müssen.

Ziehen aus, als die samtnen Schatten des Märzabends auf den blassen Mondscheinteppich der Wiesenflächen fallen. Voran Jakob Jonas mit seiner Geige, schwerblütig sirren die Melodien seiner alten Kirchenlieder. Da bleiben die Hintersten im Märzabend stehen, spähen in den Wiesengrund. Das ist der gertenschlanke und dünne Josef Ignaz, der in den Bureaus der vieille montagne arbeitet, und Leo Heinrich mit den schleierhaft verhangenen Augen, der Apothekergehilfe in Altenberg. Ein Apotheker hat sich am gesegneten alten Berg ohne Kaution reich gemacht. Wenn ein Pächterfräulein mit dem Leo Heinrich trauen gehen wollte —. Aber ein Kaufkind, neä!

Jetzt stehen alle. An der Zonn ein Lichtlein, langsam rund ums Haus, um's steiljähe Dach. St! st! man weiß, was da geschehen ist. Ist niemalen dort recht geheuer gewesen, im Kinkebruch nicht, in der Zonn auch nicht. Ob man nun das Haus aussegnen läßt!? Reinigen von den bösen Geistern. Das Bruderken von Gotteswald besorgt das. Das geht auch den Keller aussegnen, wenn die Milch konstant sauer wird, also verhext ist. Enjo, enjo, es ist wahrhaftig das Bruderken. Hochgeschürzt die Kutte. Die Schnallenschuhe blinken. Den kahlausrasierten Kopf gebeugt in das Scheinchen der Weih-

kerze, die Jekke täppisch behutsam neben ihm herträgt. Der enge Lichtgürtel kreist sie beide ein. Der rhythmisch bewegte Armschatten Bruderkens weht mit dem sprengenden Weihbüschel hinein. Dreifaches anhaltendes Murmeln. Husch und ums Riesendach. Verstorben ringsum die Welt. Nur ein zersplittertes Simsim im weiten Mondschein der Wiesen. Ffft! hüpft ein Windchen auf und in die gehöhlte Hand Jekkens — und aus die flackernde Weihkerze. Vorüber der Spuk. Die freundliche Stille rieselt wie Mondscheinsilber.

Drinnen in der Zonn sitzen sie um den Tisch, nehmen das Abendbrot. Die Schüssel dampft, eine einsame Schüssel, sonst nichts. Zusammengekocht und eingestampft darin Kartoffeln, Äpfel, Rotkraut, Speck. Bruderken am Kopfende des Tisches, legt beim Essen die linke Hand fromm auf die Brust, dankt Gott dem Herrn für jede gute Gabe, nimmt aber alles Essen für eine üble Notwendigkeit, darum betet er, wenn er ißt: „Was hinaufgeht, für dich, o Herr! Was hinuntergeht, für den Teufel.“ Und im Herd knackt es, ein Funke springt heraus, frißt sich in die Diele. Sie essen schweigend, aber geräuschvoll klappern die Löffel in die Teller.

Dann fährt draußen die Haustür polternd gegen das Butterfaß. Man hört hierauf nichts mehr, und sie denken, daß es der Wind sei. Trüd schurpt den Stuhl zurück, holt vom Herd die Kaffeekanne. Schenkt ein in die bunten Tassen; der Dampf quirlt

ihnen ins Gesicht. Bruderken sitzt still, sagt: „Jemand ist draußen.“ Da stützt Trüd gemächlich die Hände auf die Hüften und halb nach der Tür hin: „Is hei jemand?“ Ein Schnüffeln an der Tür. Man tastet nach der Klinke. Durch den Spalt schießt ein persischer Windhund herein, schlohweiß, groß wie ein Kalb, hochgezogene, schlotternde Weichen, sanfttänzelnde Gentlemanrasse. Hinter ihm groß im Spalt eine weibliche Gestalt. Pelzgefütterter Beduinenmantel, um Kopf und Schultern das weiße Genillefichu. Ein intensiver Fliederduft wallt in die überheizte Stube. Ach herrjeh, das Rosmarin! Leiven Jott, woher die Ehr? Rosmarin winkt Trüd heraus, ist dann wieder verschwunden im Dunkel des engen Ganges.

„Exküs,“ sagt Trüd in die Stube zurück, nimmt die Küchenlampe von der Wand und geht hinaus. Das grelle Licht aus der blitzblankgescheuerten Lampe fällt Rosmarin ins Gesicht, daß sie die Hand vor die Augen legen muß. Aber Trüd sieht, wie blaß das Gesicht ist, eine leuchtende Marmorblässe. Wie Menschen, die nach schwerer Krankheit wie versonnene Heilige auferstehen.

Ihr schnelles Flüstern weht zu Trüd: „Ist das so? — Was ist da mit Noël Hurrî geschehen?“

Trüd steht nun steif wie eingemauert, dreht die Lampe so, daß das Licht den Gang entlang in den offenen Keller hinunterflitzt. Haucht andächtig: „Hei is es passiert, hei unten.“

„Was?“

„Das Wunder. Eine Stimme rief aus der Erde, so wahr ich unsen leiven Jott im Himmel sehen will!"

„Ein Wunder — sagt e r das?"

„Nojé? Er hat jestanden wie der Tod."

Da langt ihre Hand aus der Vermummung des Mantels mit nervösem Druck auf Trüds Arm: „Sagt er ein Wunder?"

„Er hat jestanden wie der Tod."

Da wirft der Hund den spitzen Kopf auf, schlägt mit kurzem Gekläff an.

„Trüd, ist er wiedergekommen?"

„Alle Oawend um die Zeit; aber er kömmt bis an die Zonn und kömmt net herein."

Da springt der Hund gegen die Tür an, steht aufrecht wie ein Mensch im weißzottigen Pelz.

„Hörst du nichts, Trüd?"

Draußen tastet jemand mit dem Stock, um die Tür zu finden, stolpert über Mauergeröll. Trüd reißt die Tür auf. Der Hund wirft sich frohwinselnd zu Boden. Johannes Dietrich mit Überrock und Sportmütze. Schnell zu Rosmarin. „Bei Nacht und Nebel davon. Eine Lady tut das nicht. Eine Lady hat jetzt auf einen gewissen Herrn Rücksicht zu nehmen."

Durch festgebissene Zähne schleudert sie es: „Er hat dich mir nachgeschickt. Was fürchtet ihr denn? Ihr fürchtet doch —."

„Nichts, als daß Ladys Mignonfüßchen über eine — pardon — Kuh stolpern könnten. Trüd, Ihr habt ja doch wohl schon wieder die Kühe auf Nachtweide."

Reicht Rosmarin auffordernd den Arm: „Please! Die Gesellschaft erwartet ihre Königin.“ Rosmarins Blicke aber jagen noch dem Lichtstreifen nach, der in den Keller hinunterfällt. Schillernde Blicke, die um Geheimnisse tüfteln. Im schnellen Flüstern zu Schannes.

„Nebenan im Holländischen sind Katakomben. Man sagt auch, daß Keller unter den Schlössern dieses Landes hinführen. — Ihr habt doch in den Kellern graben lassen.“

„Nein.“

„Ich hörte es!“

„Dann schweige.“

„Warum?“

„Weil du nicht zum Reden gekauft bist.“

Da knarrt die Stubentür auf. Jeske kauend und schnaufend: „Was 'n Affär! sie klopfen ans Fenster.“

Schannes Stimme springt auf: „Njäs, njäs, ein ganzer Reichstag von Publikum, feines Publikum, Schweineschlachtfestblutwurstgäste. Schleichen wie Schakale draußen, wolln ins Wunderhaus. Njäs, Bruderken, wenn das kein Wunder ist, bin ich kein ehrlicher Christ und Ihr ein Türke und das Trüd 'ne Mondscheinstudie.“ Mit drohendem Blick auf Rosmarin: „Es ist ein Wunder! Mein Herr von Mollnart wird euch den Keller als Wallfahrtskapelle ausbauen lassen. Darum“, hört draußen die sich nähernden, murmelnden, knodernden Stimmen, springt an die Kellertür, schließt ab, „lege ichs unter Verschluß.

Herrschaften, es ist ein Wunder! Nun lobet alle Gott!"

Da fliegt die aufgestoßene Haustür gegen ihn. Sie drängen alle herein, die Burschen und Mädchen vom Schlachtfest. Trüd! sie möchten den Keller sehen. Trüd! wo die Stimme rief? Trüd! Trüd! ob es die Stimme gehört habe?

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßt Bruderken aus der Stube. Da strippen die Burschen die Mützen ab. Da knicksen die Mädchen frommliebehrfurchtsvoll. O, Herr Bruderken, ob es ein Wunder sei?

„Es ist ein Wunder! Mahlzeit!" Und Schannes zwängt durch die Tür, der Hund ihm nach, zerrt hinter sich Rosmarin, die ihn an der Leine hält, ist an einen Mann gedrängt, der Schannes nachsetzt. Da gibt sie den Hund frei. Hinter ihm eilt Jakob Jonas hinaus. Der Hund ist in wilden Sprüngen über die Wiesen, das tolle, hopsende Weiße phantastisch unterm schwimmenden Mond. Steht und wittert etwas. Die spitze Schnauze steil in die Luft. Dann dicht an der schnurgeraden Reihe der Weidenstauden die Böschung hinunter, springt kläffend an die Ruten. Buckelt sich nieder, schurpst auf dem Bauch zu dem Manne, der aus den Ruten tritt. Von der Höhe herab ein Ruf: Noël!

Da steigt er langsam hinauf. Der Hund stiebt hinab in den grünen Altweg Schannes nach. Droben wartet Jakob Jonas mit dem blöden, verdüsterten Gesichte, die Geige unterm Arm.

„Sie sind all in der Zonn und sagen, es ist ein Wunder. Jetzt mußt du doch zu ihnen."

An ihm vorüber geht Noël, und neben ihm schreitet unhörbar, blutlos, farblos, körperlos das große Mysterium. Das Unbekannte, das Geheime, das Nieergründete, der mystische Dunst. Es spinnt die Netze um ihn aus wehen Erinnerungen. Er reckt die Arme, schlägt hinein, und da zerrinnt es um ihn ungreifbar, unhaltbar und verdichtet sich doch wieder hinter ihm, wächst über ihn hinaus, bricht über ihm zusammen. – Spricht der Jakob Jonas? Was spricht Jakob Jonas? Spricht monoton und ruhig und fest und grausam: „Es rief doch eine Stimme; wer rief? Und es muß doch eine Stimme sein, und du hasts doch gehört. Wer rief? Sag, Noël, wer rief? Sie warten in der Zonn, sie wollen wissen, wer rief. Sie wissen es nicht, du weißt es nicht, also ist es ein Wunder!"

Da stürzt Noël von ihm weg in die Zonn, wirft die Tür auf, ruft: „Es ist kein Wunder!"

Das Gewühl in dem engen Gang stockt. Rief denn keine Stimme? Ei, wenn er sagt, daß sie rief, wer wars? Wer warnte ihn? Kann ers erklären? Mit Gewißheit sagen? Kann er sagen, ich habe keine Stimme gehört? Was man nicht erklären kann, ist überirdisch. Ei, also rief eine Stimme. Ob Trüd sie gehört habe? Ob Jeske? Er, Noël, hat sie gehört, er allein. Ei, also rief ihm eine Stimme. Warum ihm? Wer schützt ihn? Welche Hand ist über ihm? Eine unsichtbare. So er denn

in besonderem Schutz sei, ein Besonderer, an dem ein sichtbares Zeichen geschehen, ein Bevorzugter, wunderbar, wunderbar — —.

„und er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen," hören sie Bruderkens Murmeln, und sein kahler Kopf ist über die gefalteten Hände gesenkt.

Noël schweigt.

Die lauten Stimmen werden leise und zerrinnen in Raunen. Er war immer ein Besonderer. Ist er denn wie irgendeiner unter ihnen? Er sollte doch einmal Pastur werden. Sagt man denn nicht von ihm, daß er redet wie ein Pastur? Oder nicht wie ein Pastur —. Wie denn? Wie denn? Hat mans hierorts so schon gehört? Ei ja, gewiß und sicher ein Absonderlicher. Und einer — der — irgendwo herstammen soll —. Da verhauchen ihre Stimmen zu splitterndem Flüstern. Die Schauer rinnen über sie hin. Ihre wirren Blicke suchen durchs Haus, suchen die rufende Stimme. O, mystische Stille, nun antworte! Wer rief?

Noël schweigt.

Bruderkens schleichende, ängstliche Stimme: „Mögen wirs auch nimmer ergründen können, so steht doch eins fest, er ist wunderbar gerettet worden. Gottes Hand ist sichtbarlich über ihm, er hat noch Großes mit ihm vor, er ist auserwählt —. Ach, was wissen wir in unserem armen, beschränkten Verstande? Wir können doch nicht anders, als in Demut anerkennen, was unsere Fassungskraft übersteigt,"

bricht ab, denn Tränen rollen über sein treueinfältiges Gesicht.

Da ruckt in dem engen Gewühl die lange Gestalt Josef Ignaz' auf: „Noël, wenn du kannst, sage etwas dawider!"

Und Jakob Jonas verheisert und trüb: „Er kann nichts dawider sagen!"

Und Leo Heinrich in heißem Erschrecken: „Es gibt viel im Himmel und auf Erden, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt."

O, nun halten die Mädchen sich zitternd umschlungen. O, lieven Jott, eine Stimme aus der Ewigkeit. O, Noël, Noël, wunderbar — —.

Bruderken fällt von mystischen Schauern geworfen auf die Knie: „Hier ist geheiligtes Land, laßt uns nicht fürwitzig das Unerklärliche erforschen, laßt uns den Herrn preisen. Vater unser, der du bist im Himmel — —."

Sie stoßen mit den Ellbogen, drängen, wollen Raum zum Niederknien, ein erregter, fiebernder Knäuel, frommwonniges Hauchen, Lispeln, Schauer, heimlich zitternde Qual, süß asketische Furcht. Aus tausend Volt erhitzter Andacht springt der elektrische Funke — auf den über, auf den ihre verklärenden Blicke wie sieben Schmerzensschwerter fallen.

So sieht ihn Rosmarin.

O, wie sie ihn sieht im Opferdunst lustfromm schwelgenden Menschenatems! Schweigt er noch? Er schweigt. Er schweigt! Noël Hurri schweigt! Seine überglasten Augen wie Blindenblicke. Steht

aufrecht und ist nicht mehr wach nach außen. Ein Sterbender, dem die Welt fortschwimmt. Und das laute Beten, das laute Seufzen, knisternde Worte. — Ein Wahn, der seinen Kopf illuminiert wie eine Monstranz. Peuple à genoux! Köstlicher, heiliger Wahn! —

Da hallt Rosmarins Stimme klar, tödlich, in zerbrochenem Mitleid: „Noël Hurrk, warum schweigst du? Es rief keine Stimme! Es ist kein Wunder!" — Ein dröhnender Schlag zerreißt ihre Worte — — tief aus dem Keller — — — —. Dann nichts mehr — — und dann ein Knistern und leises Splittern in den Steinplatten des Ganges — in den Wänden — im ganzen Haus —

Die Menschen brechen todstumm zusammen, fallen an die Wände.

Noël in eisiger Starre aufrecht, sein Gesicht wie eine Totenmaske. Er spricht, und man siehts bloß, man hörts nicht. Er ruft und schreit, und man sieht ihn rufen und schreien und hörts nicht. Als dröhne in ihm der Geist seiner kranken Blutzelle.

Dann ist er hinaus in den hellgelben Mondschein. Hundert Stimmen lachen aus den Büschen, Narr! Narr! Geisterseher! Hoho! — Hinter ihm her wie schaumspeiende Raubtiere.

Im Turme zu Molinart hat Eine zu ihm gesprochen: „Wenn ich kann, werde ich Zeugnis geben." Das wars! Das! Das würgte ihn bis zur Betäubung. Die Tote, die er noch irgendwo sucht. Eine so große Schrecklichkeit ists, das plötzliche, ewige Verstummen.

Und nie mehr finden. Darum war er immer wachsam und suchte. Und die verhitzte Volkswundersucht kocht in ihm den Blutdunst des Irrwahns auf.

Da fallen hinter ihm klunksende Stimmen in die grünäugige Nacht. Fetzen wirrer Worte — „habt ihr sein Gesicht gesehen; wie war sein Gesicht?" Da taucht er unter im Nebelgrund des Himmelbruchs, eine versunkene Weile — „ein Gezeichneter, ein Gottgezeichneter!" Da taucht sein Schatten jenseits des Bruchs auf der Höhe auf. Und die Luft ist erfüllt von flüsternd geschrienen Hymnen.

Schwarz und gigantisch kriecht der Bambusch um den hellen Saum des Himmels. Die Schrecken der grünen, lüsternen Nacht wuchern darin. Und der flüchtende Mensch in der leerausgeräumten, blassen Flur. Die Wasserkreise blinken. Spiegelbilder der gellen Nacht. Zwischen Ried, Binsen und Farn verschwindet Noël. Der lange Steg zieht über den Silberkreis des Seekessels. Am Stützpfahl des Steges festgeankert der schwappende Kahn. Mit einem Sprung ist Noël hinein. Die schwarzkrausen Wülste der Weidenbüsche schwanken geworfen hin und her. Er stößt das Ruder ein, drängt das Fahrzeug in den Schatten unterm Steg. Verharrt still, von den Hammerschlägen seines Herzens eingestoßen, fortgestohlen aus der großen Katastrophe der sterilen, lechzenden Nacht. Hört nahende Schritte. Eilende, die vorüberziehen und schnelle Worte würfeln. — „Die Zonn muß gestützt werden —." Zweie, die hastig nachfolgen: „Man müßt zum Pastur —."

Schwere Schritte auf dem Steg. Durch die Ritzen der Bretter hallen harte Stimmen ohne Klang herab zu Noël.

„— wenn das nun so ist, wie die Jungleute erzählen — nu man kann von dem viel Kuriöses glauben. Er hat 'n Mutter gehabt, die halbverrückt im Venn lief —." So der Grolles Schmetz.

„Mir kommt die Affär wie ein großartig inszenierter Schwindel vor. Der junge Mann hat immer gern von sich reden gemacht. Auch damals schon bei der Bewegung im Neutralen. Ob da nicht letzten Endes die politische Frage hineinspielt. Deutschbelgien wird doch auch von Sprachkämpfen zerrissen —. Man wird also die Ohren spitzen müssen —." So der Propagand, ein guter Tierarzt, auch für Menschen. Leer der Steg. Da knarren schon wieder die Bretter. Eines inmitten biegt. Durch die Ritze pulvert der Lehm von den Schuhen. Einer steht da. Ein geschurftes Simsim, als ob Jakob Jonas Geigensaiten an seine Jackenknöpfe strippten. Seine Stimme schwer und schlapp und drohend:

„Hört Ihrs? Kuriöses kann man von ihm glauben, weil er nu mal — so 'n Mutter gehabt hat. Die Fetten, die Satten, die fiesen Ehemöpse!"

Und Josef Ignaz' wagemutige Stimme: „Ereifer' dich nicht. Die möchten uns Kindern vom alten Berg immer was anhängen. Aber der Noël wird jetzt wie ein Elias über sie kommen. Und daß er — so 'ne Mutter gehabt hat, nun, ich meine, das müßt grad für ihn vorbildlich sein, denn — hört mal —

allen Erlösern des Heidentums wird eine solche Geburt nachgesagt."

„Allen — Erlösern?"

„Ja. Ich weiß nicht, warum ich heute daran denken muß." Unterm Steg pulst der See auf. Sie bücken übers Geländer.

„Es ist der Kahn." Und gehen, und das Brett schnellt auf. Aber der See pulst noch, und der Kahn schwankt. Hingestreckt liegt Noël, und sein Herz steht still. Allen Erlösern des Heidentums wird eine solche Geburt nachgesagt — —.

Isis, von der die Sage ging, daß sie schon im Mutterleibe entjungfert worden —. Hera, daß sie alljährlich ihre Jungfernschaft erneuerte, sich weit von Zeus und den Menschen entfernte, um zu empfangen. Coatlicue, mexikanische Göttin, wird durch einen Ball aus Federn befruchtet —. In der Legende von Plato verwarnt Apollo den Vater im Traum, auf daß das Kind von einer Jungfrau geboren werde.

Da redet die geisterhafte, phantastische Mondnacht in hellen, harten, seufzenden, murrenden Stimmen. O, eine Nacht! — Wer war sein Vater? Wo war Noël Hurris Vater? — — War Noël Hurris Vater? Da fluttert in die geile Helle der wunderlichen Nacht ein scharfer Wind und strudelt die hohen, nackten Hecken auf, daß sie schwanken und stoßen wie grauenhafte Fabeltiere. O, eine Nacht! Und Noël in der lustschwelgenden Starrheit eines wahnsinnigen Traumes. Liegt und zerrinnt. Sein

Blut, sein Atem. Er ist ganz starr und entkörpert und angehaucht von dem Frieren der Mondnacht. Fleisch und Knochen erstarrt. Nur noch Ätherkörper. Jener, der die nächste Hülle der Seele ist. Physisch entlastet. Und horcht. Ein Odem in ihm. Wie einer geworden durch den Odem. Adam. Wie die Propheten geworden sind durch den Odem. So Jesus durch den Odem im Mutterschoße Mariens. Vater, Sohn, Mutter. Oder: Odem, Jungfrau, Sohn. Das ist die Dreieinigkeit! Heilige Dreieinigkeit; denn ein Erlöser wurde daraus. Und der Odem befruchtete. Gigantische Schönheit aller Gedanken, die ausgehen von dem befruchtenden Odem! Gott Odem! Warum sollte er von außen in uns kommen? Warum aus Wolken und Sternen? Warum herab? Warum nicht aus uns, um in uns zu kommen? Suggestion in uns. Suggestion des Odems. Aber dann muß der Ätherkörper gelockert sein von dem Fleischkörper. Gelockert, nicht gelöst. Und so horchend. Innen, nicht von außen her. Feinnervige können das. Der gespannte Bauch nicht. Dann spricht Gott Odem. Und was er dem einzelnen zu sagen hat. Und wie er dem einzelnen weckt die Einsicht — — die Fähigkeiten — — — —

Die Berufung —

So wurden die Heiligen. Die Propheten. Die Erlöser. Noe, Abraham, Ismael, Isaak, Jakob, Job, Jonas, Moses, Aaron, Salomon.

So wurden Augustus und Alexander, die sich hielten als von Gott gezeugt.

Erkorene!
Berufene!
Gesandte!
Odem, Mutter und Sohn. Dreieinigkeit.
Gott Odem.

Da stellt ein Schatten auf im Kahn, langsam, schwer, steht. Steht aufrecht. Steht noch im wahnsinnigen Traum der entsetzlichen Mondnacht. Und die hundert Stimmen wispeln noch in Ried und Binsen.

Da kam ein Mensch von Nazareth und ging vom Vater aus, der im Himmel ist, und sprach: Mich hat Gott gesandt.

Da kommt ein Mensch zwischen stillen Seen und geht aus von Christo und spricht: Mich hat Jesu Christ gesandt, gleichwie der Vater ihn gesandt.

Auf das Ufer hinauf steigt Noël, und nun sieht er fern auf der Mondscheinhöhe in den blanken Himmel ragen die majestätische Silhouette der Kirche von St. Paix. Grabhügel und Monumente — der stille Gottesacker um sie. Sieht in den blauen Dünsten um ihre ragende Turmspitze die schimmernden Märchen.

O, Kirche von St. Paix! Da hat er einst seine heftige Liebe zu dir hinaufgeschluchzt. Und weil seine Liebe so heftig war, wurde so heftig sein Zorn. Und ist nun so still in Zorn und Liebe.

Aber nun wird der Noël Hurri seine Wege gehen müssen, o Kirche von St. Paix!

Und irrt. O, eine Nacht!

Da war die Mayanne Hurri. Die lief auch halbverrückt im Venn — — — — — — — — — — — —
— —

Weiter hinüber nach dem alten Berg, wo noch der flammende Abglanz der lichtgeschwängerten Aachener Nacht wie eine rötliche Heerstraße den Rand des Himmels entlang zieht, jauchzt in geheimen Stuben die rote Lust. Mit schrillen Notzeichen schafft sich die Elektrische auf der stockfinstern neutralen Straße Bahn. An den Fenstern des „Sarges“ werden die Gardinen gehoben, man lugt neugierig heraus. An Samstagabenden oder Vorabend zu Feiertagen bringt die Elektrische Aachener Gäste. Tanzgäste mit hochgeschlagenem Rockkragen. Und heute ist Vorabend zu Mariä Verkündigung. Um sieben Uhr schwankten schon die vollen Wagen her mit den Scharen, die in Aachener Fabriken arbeiten. Verzehrten im Estaminet der „Drij Koningen“ die knusperigen Frites. Dann mußten sie 's Lokal räumen für die Tanzgäste. Die eilen her durch die dunklen Gäßchen, schlüpfen ein in den Estaminets „Zum grünen Apfelbaum“, „Zur stillen Laube“, aber in Scharen bei Isaias Haeringk. In dem gedämpften Lichte des großen Glaskastens steht das geschmückte Polkagretchen in blühweißer Schürze mit Gretchentasche. Ihre Schäkerworte fliegen herüber und hinüber. Die Herren schlüpfen an ihr vorüber ins schrittbreite Gängelchen, in dem steil schmal rechtsherauf die rotlackierte Wendeltreppe ansteigt. Links Glastür, Zutritt zum Tanzlokal in der Scheune.

Rechtsherum, linksherum fuchtelt Polkagretchen mit flinker Handbewegung. Wer die Parole weiß — links in die Scheune; wer sie nicht weiß — als einfacher Gast die Treppe hinauf zur Restauration. Da kommen sie und wispern Polkagretchen zu: „Lecker Mädchere“ und Passage zum Tanzlokal ist frei. Ah, Jretchen, wie raffetierig, wie 'n Appelche! Da tut Polkagretchen mit den Wimpern klimpern, joe, macht, daß Uch keen Appelche op der Näs klabatscht! Da wissen sie, daß mit dem Appelchen etwas los ist. Stehen schon vor der offenen Scheunentenne. „Rauchen verbohten“. Strohgarben zotteln von der Balkendecke herunter. Mit Tannenreisern sind die ausgebröckelten Lehmwände benagelt. Eine verrußte Laterne am Eingang, eine ehemalige Straßenlaterne, hergeliehen aus dem Gemeindehaus. Und die Paare drehen und das Orchestrion rasselt, prasselt, orgelt. Juchhu! hoch werfen sie die Maid, hascht sie nach dem von der Decke baumelnden Appelchen, fängt sies auf, dann allgemeiner Kußalarm. Je weiter in die Nacht hinein, desto wüster der mit Blicken und Lächeln und geheimen Brutalitäten herausstaffierte Tumult.

An der Haustür schießt derweil jählings ein Mannsschatten neben Polkagretchen in das Glaskastenlicht. Pst! Jret! „Was believt? Du, Franz Friedrich? Vorsicht, Kavalier!“

Franz Friedrich im Wichs der Zuhälter, Steifkragen und gewichste Stiefeln, im übrigen unausgebürstet, zurzeit in der „Lebensversicherung“ in

Gemmenich. Wenn ihnen der Boden in Aachen zu heiß wird, siedeln sie nach belgisch Gemmenich über, nach Verlauf des polizeilichen Anmeldetermins ab nach holländisch Vaals. Dann nach dem alten Berg. Und das sind die wechselnden Standorte ihrer „Lebensversicherung". Außergesetzliche Menschen, todgeschwiegene. Und gefährlich. Franz Friedrich steckt den Daumen in die Westentasche.

„Wenn die Maus nüs mehr zu fressen hat, kümmt se aus 'm Loch. Sind ville Aachener Hähneriche da? Spielchen jefällig, minge Herrn aus 'm Aachener Schwefelbulljong?"

„Neä, Kavalier, wenn es jetzt nochmal wegen der Bauernfängerei Schandal gibt, nageln sie uns hie die Budick zu." Ihre Blicke hüpfen in die dunkle Straße, ängstlich spionierend. Gewalttätig drückt sich Franz Friedrich hinter sie in das Gängelchen.

„Na, denn nich. Aber Zehrstoff muß ich han, Jret. Wenn es denn nu mit den Aachener Leichenfittige nüs ist, dann mußt du mit Hokuspokus herausrücken. Wir vom alten Berg helfen uns doch —."

„Ja, ich helfe Euch."

„Nu jehste kapott! Du spinnst doch auch Jold, du Spinne."

Da wirft sich Polkagretchen bissig an den Türpfosten. „Ja, wenn ich nur wüßt, für wenn ich spinne. Ich geb Uch mit vollen Händ, aber ich möcht Uch ins Gesicht spucken."

„Jret, Jeliebte, du hast et am Blinddarm. Du wirst unanjenehm. Jret, weäst du et schon, es ist ein Wunder passiert."

„Wo denn? Am Eichschen? Ist das Karling gen Himmel gefahren?"

„Neä, aber der Noël fast beinah in die Höll, runterjeplumpst in der Luzifersack. Aber 'n Stimme von oben hat ihn wieder herausjelotst."

„Der Noël?" Nun hüpfen ihre Blicke nicht mehr in die Straße, nun haften sie stechend fest an Franz Friedrich, der mit krätzig heimlicher Stimme erzählt.

„Von uns Schandalkindern sind der Noël und das Rosmarin am feinsten 'raus. Du, Jret, bist 'n domm Schwad, daß du dir nicht auch höher 'naufetablierst. Hast et Zeug för 'n feine Ziege. Die feine Aachener und Lütticher Leichenfittige scharwenzeln nu all um das Rosmarin. Jeh mal hin, präsentier dir mal. Das Rosmarin muß dein Jesuch beim alen Nabob unterstützen. Das is et uns schuldig. Es jehört zu uns. Punktum."

Und dringender und eifriger und mit Rippenstößen. Und langsam verfinstert sich der Mond, und die Nacht wird undurchdringlich.

Fort, hinaus ist das Polkagretchen in der Feiertagsfrühe, denn um elf Uhr, wenn die Kirchengäste aus dem Hochamt kommen, muß es wieder im Dienst sein. Stülpt auf den korbbreiten Hut mit der weißen Straußenfeder, an der See von einem Türken für dreißig Franken als echt gekauft. Knöpft umständlich, weil fein, die Handschuhe, summt das steile

Gäßchen hinunter: „Nun geh ich zu Maxim, da bin ich sehr intim, hmhm, hmhmhmhmhm — —.

Da geht einer ohne Gruß und den Kopf hochtragend vorüber, der honnete Henry Moblette, der das Polkagretchen für gutes Geld großgefüttert hat und sich von der See feine Geschenke mitbringen ließ. Und nun kennt er es nicht mehr, wie ein anständiger Mensch überhaupt kein Frauenzimmer kennt. Wenigstens offiziell nicht. Und gewiß nicht auf dem Kirchgang. Lacht ihm das Polkagretchen ins Gesicht. Er hat seine Jugend vergessen, der honnete Moblette.

Dreiviertel Stunden muß Polkagretchen laufen vom alten Berg bis Molinart. Die Luft ist feierlich. Eine Glocke schallt. An den Hecken weht ein Duft — ob da wohl Veilchen stehen? Und die Menschen kommen langsam und in schwerer Feierlichkeit in den Wegen. Es liegt in ihren Gesichtern und in der Luft dieses Landes, daß Merkwürdiges geschehen sei. Da geht Polkagretchen an ihnen vorüber und wirft den Kopf nicht mehr, denn deren Blicke streifen in strafendem Erstaunen über sie hinweg. Und da lacht der gute Feiertag mit schimmernden Frohaugen. Es kommt aber ein Störenfried nörgelnd daher, der keucht in großen Brustschmerzen und speit seinen üblen Atem aus und ruft den stillen Kirchgängern: Hoho! Hoho! Pack, Pack, Pack, rrrraus aus dem Weg! weg, weg in den Dreck! Hoho! — Dann springen die Leute zur Seite und fallen in die Hecken. Dann saust der Nörgler vorüber: sssso soso, wenns beliebt.

O, aber Polkagretchen bleibt mitten im Weg, die geschmückte Jezabel. Dem Schoff winkt sie: halt! Der horcht ins Coupé zurück und schwupp! mit Saus und Braus — wahrscheinlich übers Polkagretchen hinweg, wenns nicht beiseite gesprungen wäre, weg, weg in den Dreck. Der feuchte Lehmstaub spritzt auf, über sein Jackett. Johannes Dietrich mit Kußhändchen, Rosmarin bleibt unbeweglich, man kann nicht wissen, ob sie das Polkagretchen gesehen hat. Ein Zipfel ihrer reichen Pelzschwänze flattert über die Autokutsche zurück. O, springt das Polkagretchen aus der Hecke heraus, springt hinter dem Auto her. O, die feinreich Geputzten! Die wollen es in 'n Dreck schmeißen? Hochnäsig gespritzte Windelaffen! Na wartet, na wartet! Die wollen zum Hochamt, die Paradechristen, die Findelwürmer, der parfümierte Kaschemmen-Schannes, das Humbugweib, na warte! Müssen den Bogen um den langen Steg machen, springt das Polkagretchen über den Steg und wird sich in den Weg werfen. Die im Auto merken die Absicht, rasselnd, knarrend, puffend hupft das Auto. Aber Gretchen, o, aber Gretchen, rennt, fliegt, daß der Rock um die Beine klappert, die Jackettschöße ihr auf den Rücken hinaufschlagen, und der Hut — Herrgott, der Hut, er hat sich um seinen Mittelpunkt gedreht, so daß die vorn aufgeschlagene Krempe auf der Schulter turbelt und die Straußenfeder wie eine erwürgte Katze mit gesträubten Haaren liegt. Mit ächzendem Atemhusten springt so Polkagretchen in den Weg ein, breitet die Arme,

läßt die schadenfrohen Blicke schillern, schreit sein Lachen. No, dann heran! Jetzt bleibts stehen, jetzt solls mal was geben. — Da bückt sich Rosmarin nach dem Schoff vor, reißt ihn beim Arm, er soll halten!

Mit einem Satz ist Polkagretchen auf dem Trittbrett. „Macht mich gefälligst Platz, bitte, sil vous plait. Wo ihr zwei Kuckuckseier sitzt, kann ich doch auch sitzen —."

Da liegt Schannes' Arm ihr vor der Brust, seine blendende Manschette fast an ihrem Kinn. „Sprechstunde hab'n wir hier nicht. Konzentrieren Sie sich rückwärts. Mo'ning!" Aber so wie er drückt, dehnt sie sich schlangengleich, krampft aber mit beiden Händen fest.

„Jawoll, Mohning! Mohning ist keene Visitenkarte. Ich kenne euch doch. Ihr seid doch auch an den alten Berg geschmissen worden. — Häh, Rosmarin, bleib nur sitzen. Wenn du aussteigst, gehe ich mit dir spazieren. Was du bist, bin ich längst, nur nicht so fein."

Aufschnellt Rosmarin, von schamzorniger Pein gestoßen, in der erhobenen Hand den Gummischläger. Sie wird zuschlagen, sie wirds, sie hat nur ihre Ehre, sie hat keinen Rächer dieser Ehre, sie wird zuschlagen, sie wirds! Da duckt das Polkagretchen ein, aber lauert zu ihr hinauf. Es weiß, sie wird nicht zuschlagen. Es hat noch kein Kaufkind dem andern Leids getan. Sie wissen alle, wie schwer sie leiden, wenn ihnen Übles geschieht. Weil sie keine Liebe haben, an der sie vergessen können. Und

weil sie immer wissen, daß sie die rote Schuld ihrer Eltern tragen. Und weil sie die nicht kennen, deren rote Schuld sie tragen.

Den Schlauch wirft Rosmarin weg, fällt auf den Sitz zurück. Ihre Herzschläge stoßen ihr bis in den Rücken. Eine müde Schwere überfällt sie plötzlich. Als dürfte sie dem Polkagretchen seine schlechten Worte nicht zurückwerfen. Und schnell zu Schannes: „Kein Aufsehen. Laß sie einsteigen."

„Oh no!" tüftelt in seine Brusttasche mit veritablem Gaunerlächeln.

„Och nau!" höhnt Polkagretchen. „Och miau! Könnt jetzt miauzen. Jetzt fahre ich mit euch ins Château, jetzt melde ich mich auch in den Harem des alten Nabob!"

„Du bist gemein, o, du bist gemein!" erbebt Rosmarin.

„Haha, bin ich schlechter wie du?"

„Ich und du gehören nicht zusammen!"

„Haha! Du verdienst dirs mit dreihundert Franken und ich mit drei Franken. Das ist der ganze Unterschied."

„Ks! ks!" stachelt Schannes.

„Zufahren!" herrscht Rosmarin den Chauffeur an. Da schlenkert Polkagretchens Bein schon über die Wagentür, sie wird einsteigen, sie wirds durchsetzen, und wenn sie sie totfahren. Mit seinem Gaunerlächeln bläst Schannes weißstäubendes Pulver aus der gehöhlten Hand in Polkagretchens hitziges Gesicht. Es niest, es sieht nichts mehr und weint genieste

Tränen und hängt noch festgekrampft, und weiter tackelt das Auto.

Da steht einer im Wege, ein Übernächtiger mit verwirrtem Haar. Packt das Polkagretchen auf, zerrt es herunter. Dahin saust das Auto. Ein zurückhallendes Lachen: Mahlzeit! — Ein flatternder Pelzzipfel.

„Warum tust du das?" hört sie Noëls vorwurfsvolle Stimme. Er setzt ihr den Hut zurecht, aber setzt ihn verkehrt. Da ist das freche Flimmern aus ihren Augen. Herrgott, da ist jemand, der nicht will, daß sie sich wegwirft, der sich kümmert, weil sie sich wegwirft. Und so schnell das Polkagretchen schlecht ist, so leicht gut ist es wieder.

„Ja, gelt, das war schlecht. Na, ich bin doch nu mal schlecht."

„Komm," sagt er, geht mit ihr zwischen den Hecken den Weg zurück. „Warum sagst du, daß du schlecht bist? Es kann kein Mensch drei Tage leben, wenn er weiß, daß er nur schlecht ist."

Sie kneift die Lippen ein. „Aber ich weiß es. Man sagts mir doch genug."

„Ja, weil man es dir genug sagt, weißt du es selbst nicht mehr anders."

Da horcht es hell und sieht geradewegs in den Fahlstreifen der Sonne, der den schmutzigen Heckenweg wie eine Braut glänzend umgürtet. Es ist alles so schön, wenn ein bißchen Sonne darüber ist.

Da ist jetzt ein bißchen Sonne über ihrer Seele. Bleibt in dem Fahlstreifen und will nicht weiter.

Sie sieht, wie Noël aus seiner Brieftasche ihre inmitten entzwei gerissene Photographie entnimmt, die eine Hälfte ihres geschmückten Jezabelkopfes, die traurige, sehnende.

„Das habe ich noch von dir. Du mußt das heute mit dir nehmen, dann weißt du, wie du bist."

Sie nimmts, ungern wie ein Heiligenbild. Er läßt sie in der Sonne stehen, geht langsam weiter. Sie starrt auf den Bildfetzen. Es ist wie ein fremdes Gesicht. Aber ist doch ihres. Vielleicht — war so einmal ihr Kindergesicht. So gedrückt und traurig. Ob ein Mensch etwas in sich wiedererkennt, das nicht sein ist —. Da treibt eine arge Unruhe sie hinter Noël her. „Ich kenne mich nicht."

„Ich will dir etwas erzählen."

Da geht sie tapfer neben ihm. Denn wenn er, von dem alle wissen, daß er gut ist, und daß an ihm ein Wunder geschehen ist, sich nicht schämt, in der Feiertagsfrüh mit ihr zu gehen, dann ist sie nicht so schlecht, daß sie den Leuten ins Gesicht lachen muß.

Er erzählt: „Es war ein griechischer Philosoph, der schrieb von seinem Gastmahl und was ein Komödiendichter fabulierend zum besten gab. Ein Urmensch soll gewesen sein, der dreigeschlechtlich war: männlich, weiblich und das gemeinschaftliche an beiden, das dritte Unbenannte. Dieser dreigeschlechtliche Urmensch war von sonderbarer Körperbeschaffenheit. Ein kreisrunder Hals, zwei Gesichter, auch vier Ohren, vier Hände. Konnte sich nach allen Seiten mit gleicher Geschwindigkeit bewegen. Ja,

solch ein merkwürdiger Mensch. Hatte das Männliche aus der Sonne, das Weibliche aus der Erde, und das dritte Unbenannte, das an beiden teil hat, aus dem Mond, der ja auch an Sonne und Erde teil hat. Aber der Götter Neid zerspaltete dies vielgeschlechtliche Wesen in zwei Hälften, und nun irren diese, einander suchend, einander ersehnend durch die Welt, das eine, das aus der Sonne stammt und uns hell und glücklich macht, das andere, das von der Erde stammt und uns trüb und dunkel macht, und das dritte, das an beiden teil hat, und dem wir alle mehr oder minder angehören. Verstehst du das?"

Sie sieht zu ihm auf, sie antwortet nicht, sie weiß, daß er nun erst das Tröstende für sie sagen wird. Sie stehen an dem Drehrad still, das zur Kuhweide führt. Wie große gelbe, rote, schwarzweiße Flecken liegen die Kühe im grünen Wiesengelände. Rucken die gehörnten Köpfe auf.

„Was ich dir jetzt noch erzähle, klingt seltsamer als dies seltsame Märchen." Sein Gesicht glüht im Eifer der menschenseligmachenden Begeisterung. „Die umherirrenden, gehälfteten Wesen haben sich gefunden. In dir. In mir, in jedem Menschen. In unserem symmetrisch gebauten Körper, der ein gegengeschlechtliches Wesen hat. Die linke Seite, die der rechten gegengeschlechtlich ist, sie ist abweichend von unserem eigentlichen Geschlecht; zu der männlichen mit weiblichen Empfindungen, und umgekehrt. Oder sagen wir, zu der harten und rohen mit weicheren und mitleidigeren Empfin-

dungen. Das sind die zwei Menschen in unserer Brust. Sie sind sogar körperlich merklich abweichend. Die linke Seite von der rechten. Der Abguß von den Gesichtern großer Männer zeigte das. Ja, sieh mal, welche Seite ist die deines Bildes?"

Da sagt sie beängstigt: „Die linke."

„So wird sie es sein, die dein eigentliches Wesen ist. Die linke. Ich habe das fortgeworfen, was schlecht an dir war. Die rechte. Wirf sie fort. Die rechte. Jetzt bist du gut, ganz gut! Nun wirst du immer daran denken müssen, wie gut du bist." Er pflückt nun, da sie weitergehen, einen Schlehdornzweig ab und nimmt ihn zwischen die Lippen.

Ach herrjeh, was er sie quält mit seinem Gutglauben. Wie kann sie den mitnehmen zu dem Isaias Haeringk? Er soll bös von ihr denken wie die andern. Das wird sie nicht so quälen wie sein Gutglauben. Hascht plötzlich nach dem Schlehzweiglein in seinem Munde: „Gib mir das." Und legts zu der Bildhälfte. „Ich werds schon mal angucken — das und das — ja."

Sind nun um den Wegbogen und treffen wieder auf den langen Steg. Die Sonne spannt jetzt ihre fahlverblichenen Fittige übern See aus. Aber um die Stützpfähle des Steges noch hingesprenkelter Schnee. Noël bückt sich und streicht ihn weg, und dann stehen sie saftstengelig und mit grünen Blumenhäubchen, die Blüten der Nieswurz, in unzähligen Scharen die Uferböschung hinunter.

„Wenn der Schnee weg ist, sieht man das erst, —

daß schon alles darunter in Blüte steht.“ Er eilt an den See hinunter und winkt ihr in den Kahn. Da ist sie froh und denkt, daß man ein bißchen aus der Welt fort ist, wenn man mit ihm geht. Er will schon das Ruder einstoßen, da gellt ein Pfiff aus dem Leichenweg. Zwei Männer kommen und winken. Polkagretchen sagt, daß es Josef Ignaz mit Leo Heinrich ist. Und die eilen schon zwischen den Hecken hervor.

„Wir suchen dich, Noël!“

„Dann steigt in den Kahn.“

Sie springen ein, und der Kahn schwappt, und sie schütteln Polkagretchen die Hand, und Josef Ignaz setzt sich neben sie, während Leo Heinrich auf dem Kahnboden niedersitzt, an das Knie Gretchens angelehnt und Noël auf dem Vorsitz die Ruder führt. Schwimmen dahin auf der stillglänzenden Fläche. Fettes Bandgras schwebt in kleinen Inselchen dahin. Der Kahn schurft darüber weg. Leises vereinzeltes Zirpen im Ried. Weit in dem schläfrigen Grün der belgischen Flur die langsamen Kirchgänger. Feiertagmorgen. Kristallklare Kühle auf allen Dingen.

„Wir sind gekommen,“ sagt Josef Ignaz, „weil jetzt so übles Geschwätz um den Vorfall in der Nacht gemacht wird. Von dem Propagand rührts her. Er behauptet, daß du im Einvernehmen mit dem Nabob tust und ihr die Vorgänge in der Zonn mystisch machen wolltet, um die Machenschaften in Molinart zu verdecken. Denn man weiß doch, daß die Keller des Châteaus bis an die Zonn führen —.“

Und Leo Heinrich schnell dazwischen: „Das Volk aber läßt sich nicht irreführen und glaubt an das Wunder.“

„Pah, das Volk! Sag dem Volk dreimal am Tage dreimal etwas — und am dritten Tage glaubt es. Weil aber hierorts der Boden politisch heiß ist — Deutschbelgien mit seinen Sprachkämpfen, und Neutral-Moresnet mit seinen verzwickten Verhältnissen — so wird ein Funke aus einer Tabakspfeife schon gleich zum Feuerherd. Der Nabob hat sich doch jetzt auch in Neutral angekauft, will eine Schule für verwahrloste Kinder gründen. Damit kommt er unserer allmächtigen vieille montagne ins Gehege. Die sorgt doch, wo sie kann, denn das ganze strittige Gebiet ist doch ihre Kolonie. Aber nun will der Nabob für die Skandalkinder sorgen. Das bringt alle Parteien auf, denn man weiß doch, wie ungern man uns Kaufkinder hier duldet. Und daß man uns nur duldet des Profites wegen. Aber das Nabobsinstitut, das die Heimatlosen aufnimmt, nimmt ihnen ja den Profit weg. Darum findet der Propagand gutes Ohr bei ihnen, man wirft deine Sache mit der des Nabob zusammen, das treibt auch die bisher Indifferenten auf, und das Ende vom Lied ist eine verstärkte politische Kampagne, unter der dann Neutral wohl endgültig gesprengt wird.“ Schweigt, und ist begierig, zu wissen, was Noël darauf zu sagen hat.

Noël sagt: „Du meinst, daß ich ein Haus niederreißen soll, um eine Hundehütte zu bauen.“ Und da Josef Ignaz verständnislos schaut: „Wenn ich

vier Millionen Menschen helfen kann, so lasse ich sie nicht für Viertausend, oder die Viertausend für Vierhundert." Sagt dann noch kurz und bestimmt: „Wenn ich einmal kann, werde ich sagen, wer der Nabob ist."

Leo Heinrichs verschleierte Blicke wehen. „Wie willst du den Menschen helfen?"

Da spricht Noël treu und gut die strahlenden Worte: „Ich will die Menschen glücklich machen!"

Sie sehen ihn an. Dann schreit plötzlich das Polkagretchen auf: „Glaubts ihm doch! Er kann alle Menschen glücklich machen!" Wirft das Gesicht in den Schoß und bricht in hysterisches Weinen aus. Weint die Erschütterungen dieses Feiertagsmorgens.

„Was ist ihr?" fragt Josef Ignaz.

„Laßt sie weinen," winkt Noël.

„Wein' doch nicht," sagt Leo Heinrich und klopft ihr scheu aufs Knie. Da fallen ein paar heiße Tropfen auf seine Hand, die sie hastig mit dem Ärmel abwischt.

„Tu die Hand weg, Liebchen. Ich habs mit Gott und den Menschen verdorben. Ihr meint, ihr wißt alles von mir. Ihr wißt doch nicht alles."

„Geh doch mal beichten," spricht Leo Heinrich ratlos.

Da sieht sie ihn in düsterer Frechheit an. „Ich hab mehr Sakrilegien begangen, als ihr Zigaretten verbraucht." Krampft die Hände im Schoß, und das stoßweise, das gewaltsam herausdrängende Geständnis: „Ich war doch schon mal im Mariahilfspittel in Aachen, — von wejen! Da hat 'n Nönnchen sich

Kopping über mein Heil gemacht und wollt mich bekehren. Hat geschwätzt und geschwätzt, bis ich zum Rektor in die Beicht ging und dann zur Kommunion. Da hat denn das Nönnchen gemeint, ich wär jetzt 'n Engel. Proste Mahlzeit! ich war 'n Teufel. Ich werd' doch dem Rektor, der alle Tag uns besuchen kam, nicht meine Schandtaten sagen. Also hab ich sie nicht gesagt, und alles unwürdig empfangen, und ich hab das Nönnchen fast gebissen. Hat aber nicht aufgehört und geschwätzt und geschwätzt, bis ich mir 'n Pater ausm Franziskuskloster in der Monheimsallee rufen ließ. Dem hab ich alles gesagt — und wie! Und hatt' nun alles würdig empfangen und war nu 'en Engel. Dann wurde ich entlassen, und das Nönnchen gab mir noch gute Ermahnungen, ich sollt jetzt aber auch auf dem Wege des Guten bleiben. Da kieckte ich es mal bloß an: Wovon soll ich dann leben?" Schweigt, und ihre Hände wühlen im Schoß. Sie weiß nicht, was geschehen wird, wenn sie jetzt aufsieht, aber, lieber Gott, sie möchte ins Wasser springen. Sie spürt etwas — wie fremd ists ihr: Scham. — — Herrejott, warum denn? Die Dreie haben zu essen. Wirft sich in schneidendem, forciertem, unglaublich peinigendem Lachen vornüber, duckt das Gesicht in den Schoß ein. Und da weiß man nicht, ob erstickt heraus Weinen oder Lachen klingt.

In tiefem Erschrecken ist Leo Heinrich aufgesprungen, seine hilflosen Blicke suchen Noël, als müsse der nun wissen, was zu tun sei. Er sieht aber,

daß der die Ruderschaufeln ins Wasser fallen und den Kahn schwimmen läßt und keinen Anteil an dem Geschehenen zu nehmen scheint. Er beginnt abgewandt und nachdenklich, und als bedürfe es keiner Hörer: „Ein guter und berühmter Mann speiste bei einem reichen, illustren Herrn, wahrscheinlich aus der fünften Avenue. Und weil man von diesem Manne wußte, daß er gut und rein und anständig und tadellos war, auch derb und furchtlos die Wahrheit sagen konnte, so wurde er als eine große Sensation zu prunkenden Gastmählern geladen, auch dem deutschen Kaiser vorgestellt, auch Ehrendoktor der medizinischen Fakultät, auch in ganz Amerika gefeiert. Nachher haben sie ihn gelyncht. Aber das tut jetzt nichts zur Sache." Da wenden Josef Ignaz und Leo Heinrich ihre mitleidigentsetzten Blicke von Polkagretchen ab und horchen gespannt auf Noël. „Von diesem berühmten Manne hörte auch eine gemeine Dirne, die in Kabaretten und Spelunken freche Lieder schrie, die junge, unschuldige Männer verlockte, die alte Lüstlinge betrog, die reine Menschen begeiferte und verlachte, die sich rühmte, jedes Laster gestreift zu haben, die Kindsmord in ihrem Schoß beging, und die im Bunde mit Verbrechern stand. Das waren die sieben Teufel in ihr. Und diese siebenteufelische Potiphar wurde von dem guten und reinen Manne angezogen, so wie auf Unreine das heftige Verlangen stürzt, den ganz Reinen zu sehen." Da duckt Polkagretchens Gesicht aus dem Schoße auf, die lauernden Seitenblicke glühen auf

Noël. „Sie trat in das Prunkhaus der fünften Avenue und schlich sich heran an den guten und reinen Mann. Und wißt ihr, die Damen sprangen nicht giftig auf und rauschten beleidigt hinaus, die Herren waren auch nicht genötigt, ihrer Damen wegen zu rufen: ‚Unverschämt! Hinaus mit ihr!‘ Auch der Hausherr tat nichts dergleichen. Weder, daß er seine Lakeien antreten ließ, noch seine Hunde hetzte. Er duldete die gemeine Dirne. Wiewohl die Situation überaus heikel war. Denn die Dirne war plötzlich von vielen Tränen erschüttert, weinte zu Füßen des berühmten Mannes und trocknete erschrocken ihre unaufhaltsam fließenden Tränen mit ihrem Haar, brach zusammen, weinte, weinte. Aber man schämt sich so tief, wenn nun die Erregung des Weinens vorüber ist. Darüber wollte ihr der Mann hinweghelfen, beachtete sie nicht und sprach mit dem Hausherrn. Aber spricht mit ihm von ihr. So wird sie horchen und stille sein, und die Aufmerksamkeit der anderen geht von ihr weg. Er spricht: ‚Ein Wucherer hatte zwei Schuldner. Einer war ihm fünfhundert Franken schuldig, der andere fünfzig. Erließ ihnen die Schuld. Sage an, welcher von beiden wird ihn am meisten lieben?‘ Und der Hausherr: ‚Dem er am meisten geschenkt hat.‘ Da hebt der berühmte Mann das Weib auf und spricht: ‚Dir wird viel vergeben, weil du viel geliebt hast. Gehe hin mit Frieden.‘“ Leise tauchen die Ruder ins plantschende Wasser ein, und der Kahn strebt dem Ufer zu.

„Du sprichst von Jesus und der Sünderin," sagt Ignaz leise.

„Ich sprach von der Sünde. Oder vielmehr von dem Wert der Sünde." Da erstarren sie sehr. „Was meinst du, Josef Ignaz, vergibt Jesus ihr, weil sie ihn viel liebt?"

„Nein, denn das wäre menschliche Göttlichkeit."

„Ja, siehst du, wie falsch der Gott übersetzt wäre, der so viel einzige Liebe für sich verlangt! Sie beweist, sie betätigt viel Liebe — nichts weiter. Die Liebe ist stark genug, ein ganzes Sündenleben auszulöschen. Das ist die Gewalt der Liebe. Sie bezwingt Himmel und Erde. Die Sünde ist das totgeborene Kind der Liebe. Sie küßt es und weint Begräbnistränen. Aber wenn die Liebe unser tägliches Brot ist, dann ist die Sünde unser tägliches Almosen. Wenn wir es empfangen, wissen wir, daß wir Bettler sind. Der Bettler rühmt sich nicht, daß er reich und mächtig ist, daß er keiner Hilfe bedarf. Wenn wir nicht sündigen, können wir uns dessen rühmen. Darum lobt die Sünde Gott! Sie manifestiert, daß er notwendig ist, daß wir ihn auf der Erde brauchen. Denn der Bettler braucht den Reichen. Die Sünde ist die Verherrlichung Gottes!"

Da in gespanntem Horchen Josef Ignaz: „Du sprichst wie Luther: ‚Sündige fest, aber glaube noch fester.'"

„Wenn du nachdenkst, dann sagt dir Luther so: ‚Die Sünde ist die schönstreifige Bestie. Ihre Umarmung zerfleischt. Dann fluchen wir und hassen.

Oder wir jammern. Ob wir nun das eine oder das andere tun oder schal lächeln — die zerfleischende Umarmung hat uns immer besiegt. Besiegte straft man nicht mehr. Jesus straft die Sünderin nicht, im Gegenteil, er muntert sie auf, tröstet sie, gibt ihr eine kostbare Verheißung, das schöne Neue in ihr Leben. Er fordert auch kein Bekenntnis. Die Sünde auf der Zunge ist schamlosere Prostitution als die Tat. Denn die Tat kann eine Entschuldigung haben: die Leidenschaft! Das zu tiefst Bereute will nicht mehr hervorgeholt sein aus seinem Sumpf. Es ist ekelhaft und gemein, von dem wieder zu sprechen, was vor Scham erzittern macht. Dann erst sind wir prostituiert! Wenn wirs wiedergeben ohne Leidenschaft! Es ist nicht zu unserer Demütigung. Demütigung ist die geheime, peinvolle Erinnerung. Von dem Zungenbekenntnis kommen wir immer mit einer leisen Selbstbefleckung. Aber wir gestehen es uns nicht. Jesus fordert es nicht!'"

Da hat das Polkagretchen zaghaft den Kopf erhoben — und dann fest und hochaufgerichtet, und dann in heimlichem, starkem, aber noch scheuem Frohsein.

Dann knirscht der Kahn in den Uferschlamm ein. Aufgescheucht huscht das Polkagretchen fort, läuft, läuft zwischen Hecken, in den Leichenweg, weit, immer weiter, und läuft so, und man weiß nun nicht, obs zum Guten oder Bösen wird. Hoch auf der Uferböschung steht Noël, sieht ihr nach, sein Gesicht leuchtet. Hinter ihm Josef Ignaz sorgenvoll.

„Wohin sie jetzt läuft?"

Da weist Noël stark und froh nach ihr. „Sie hat nun ihren Gott!" Und da die anderen ungläubig schauen: „Das Bewußtsein des Guten in sich. Das ist Gott. Es ist so allmächtig wie Gott." Und da sie weitergehen: „Amiel spricht von einer Alchymie erhabener Seelen, die es verstehen, Böses überall in Gutes zu verwandeln. — Das ist das Elixir für das Heil aller Menschen."

Aber Leo Heinrich kopfschüttelnd: „Was ist noch aus ihr herauszuholen?"

Da hört ers und meint, er hörts nicht gut, denn Noël sagt in zuversichtlicher Bestimmtheit: „Einen Engel!" Doch da sie denken, daß er ein Paradoxon sagt, spricht er: „Von Michel Angelo erzählt man, daß er im Schutt und Geröll zu Florenz einen beschmutzten, bemoosten Marmorblock fand, sinnend stehen blieb und sprach: ‚In diesem Stein ist ein Engel, den ich herausholen muß.' Sehet, so möchte ich nun den Menschen gegenübertreten: ‚Ich suche den Engel in euch!' Und hätte ich viele Freunde, würde ich zu den vielen sagen: ‚Gehet hinaus in alle Welt und suchet den Engel im Menschen.'"

Dann sehen sich Josef Ignaz und Leo Heinrich tief und ernst an, und Leo Heinrich geht nachdenklich vorauf. Josef Ignaz aber spricht: „Ich verstehe dich jetzt, weil der kirchliche Seelsorger an dem Polkagretchen bankerott ging, wolltest du ihm den philosophischen Seelsorger zu Hilfe schicken."

„Wollte ich das?" Er schaut weit in die Flur,

aber doch fallen seine Blicke nach innen. „Ich weiß nicht, ob ich das will.“ Und da Josef Ignaz unbefriedigt scheint: „Wenn der Augenblick kommt, daß eine Seele schreit, dann ist mir die Erkenntnis da. Wenn du also meinst, daß da, wo der kirchliche Seelsorger bankerott ging, der philosophische einspringen muß, so ist das wohl so. So viele Seelen, so viele Wege zum Heil. Nicht e i n Weg. Nicht ein alleinzigseligmachender. Wie ja auch nicht nur ein Weg zu den Seelen führt, sondern so viele Wege, als Notschreie sind, so viele, als Individuen, so viele, als Länder auf der Erde, so viele, als Städte im Land, als Häuser in der Stadt und als Bewohner im Hause. Gibt es eine Landkarte mit der einzigen Heerstraße? Warum gibt es eine Landkarte des Heiles mit dem alleinzigen Weg? Eine Heerstraße für Seelen. Erst die universale Anerkennung a l l e r Möglichkeiten zum Heil wird den einzigwahren Zustand der Welt herstellen, den mit Sehnen und Tränen, Feuer und Schwert ersehnten Zustand, der nie war, der aber einmal sein muß, ehedem die Welt vergeht. Sonst ist des Schöpfers Werk nicht erfüllt: der r e l i g i ö s e W e l t f r i e d e! Dann wird ein Hirt und eine Herde sein, ist so in diesem Sinne zu verstehen. Nicht in der alleinzigen Hürde. Aber in dem alleinzigen Ziel. Zu G o t t. Das ist die Heerstraße für alle. So sie nur guten Willens sind. Ein Hirte: Gott! Eine Herde: die guten Willens ist. Das fordert Christus. Wir aber haben die falsche Übersetzung von Christus. Alle religiöse

Irrnis geht durch falsche Übersetzer von Christus aus. Von Gott nicht. In Gott sind alle einig, die guten Willens sind."

Da sieht er um sich und sieht, daß etliche von feierlichen Kirchgängern herzugekommen sind, Leute von den stillen Seen. „Wie spricht er?" fragen sie unsicher; sie empfinden, daß er nicht spricht wie der Curé. Ei, wie könnt er denn sprechen? Da hören sie noch, wie er im Davongehen sagt: „Nun sollen alle in Gott einig werden, die guten Willens sind."

Geht an Leo Heinrich vorüber und hört ihn bitten: „Gehe zur Susa Matthias, sie will dich sehen."

Da geht Noël, und einige folgen ihm bis in den Gnadenweg. Josef Ignaz und Leo Heinrich aber gehen ins Land, treu und still, und wollen die Spur voraufgehen für den, der da kommt, und den Engel im Menschen sucht.

Im Gnadenwege steht Susa Matthias' einfensteriges Häuschen hinter Vogelkirschbäumen. Bis zum Mittag reichte das trügerische Spiel der Sonne. Jetzt schießt sie noch ab und zu aus den Wolkenschlüften, und wenn sie dann verschwunden ist, hängt die Flur voll grauer Sorge.

Und da kommt der Mensch im Gnadenweg, und gleichwie der Vater Christum gesandt hat, so sendet Christus ihn!

Und weither flüstern die feierlichen Pappeln heilige Texte. Der See schluchzt.

Was braucht die Susa Matthias viele Fenster? Das eine braucht sie an ihrem Bette. Ab und zu

bleibt ein Mensch an diesem Fenster stehen. Godden Dâg! und tut ihr irgendeine Handreichung. Die arme Susa, sie hat Kirchenspitzen gestrickt und sich ihr Brot verdient, bis die Lähmung sie festwarf. Da hat ihr die Armenverwaltung das Häuschen am Gnadenweg eingeräumt.

Taucht dann in dem mit Eisenbahnkies bestreuten Pfad von der Kirche her das Trüd auf mit geschürztem Rock und das schwarze Henkelkörbchen am Arm. Es bringt Susa Matthias den Augenstein. Susa Matthias hatte rote, kranke Augen, da muß es den Augenstein so lange bei sich halten und beten, bis die roten Flecken ihrer kranken Augen sich auf dem Stein zeigen. Der wundertätige Augenstein ist Trüds Familienstück. Den hats schon von einer Urahne her. Und wenn es stirbt, wird der Augenstein dem Würdigsten im Land vermacht. Also kommt Trüd mit dem Augenstein. Das blasse Gesicht Susas schon wartend in der Fensterscheibe. Ach, wie gerufen käm das Trüd, das Feuer niedergebrannt, keine Kohlen mehr im Eimer, der Jakob Jonas hätt' noch nicht die Kohlen gebracht, die ihm und ihr und dem alten Libett am Wald von der Armenverwaltung zugeteilt würden, fünfhundert Kilo für sie Dreie, und schon Samstag um neun Uhr.

„Feiertagmorgens kommt ja niemand hier vorbei," sagts ohne Verdrossenheit. „Heb' mir den Rosenkranz auf, Trüd, ich bete schon den fünften. Es kommt ja niemand."

Mit klapperndem Lärm stochert Trüd den Rest

der Kohlen aus dem Eimer. „Ach, du bet'st dich in der siebten Himmel 'nauf."

„Ich bete, um nicht zu verzweifeln." Kriecht tief unter die Decke. „Was hätt' ich denn sonst?"

Da steht Trüd breit vor ihrem Bett. „Wir wöllen dich all vill Gut andonn."

„Ja, das tut ihr, aber wenn ihr dann fort seid, hab ich nix mehr. Dann muß ich beten, bis mal wieder einer kommt."

„Bet'st und bet'st und hast doch nüs nötig."

Susas flüchtende Blicke stehen auf dem kräftigen Trüd still, stößt die Stimme heraus: „Ich erbitte auch nichts, ich betrachte! — Trüd, setz dich, du stehst so breit."

Da setzt sich Trüd hilflos: „Ich kann net betrachten."

„Dann ists Zeit, daß du anfängst. Das Leiden des Herrn zum Beispiel. Wenn ich ungeduldig bin, sage ich mir seine Worte am Mayerhof Gethsemani: ‚Soll ich den Kelch nicht trinken, den mein Vater mir gab?' Und er hat ihn doch wirklich getrunken. Und wenn die schreckliche, neunte Stunde kommt, — weißt du, für mich kommt sie immer in den langen Nächten, wenn ich nicht schlafen kann — dann seufze ich mit ihm: ‚Eli, Eli! Lamma Sabathani!' Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und er war doch wirklich verlassen." Das Kreuzchen liegt in ihrer häutigen Handfläche. Das Beispiel des Kreuzträgers leuchtet ihr voran. Wenn seine Tat nicht wäre, auf seine Worte könnte Susa

Matthias nicht hören. — Schnellt dann wieder auf. Ihr Gesicht ist an der Scheibe. „Da kommt Jakob Jonas.“ Poltert der schon an der Tür, schleppt den Kohlensack herein. Auch den Laib Brot aus der Almosenverteilung. Schafft still und mechanisch.

Susa wispert Trüd zu: „Arme Kerl, hat einen Knax in Brasilien gekriegt. Da!“ Weist mit der Krankenhand auf ihre schmale Brust.

Trüd sagt steif und hart: „Neä, es ist wat angersch.“

Jakob Jonas schlappt heran, legt ein Päckchen auf die Bettdecke. Er hats wieder vom Polkagretchen fürs kranke Sus erfragt. Apfelsinen. Ach, braucht sie denn Apfelsinen?

„Trüd, steh auf, laß den Jakob neben mich.“ Schält in nervöser Hast, stopft die Stücke Jakob Jonas in den Mund. Der sieht Trüd mit geheimem Kopfschütteln an. Man muß ihr den Willen tun, der armen Susa Matthias. Wenn sie fertig ist, wird er ihr auf der Geige spielen. Er nimmt doch nichts umsonst. Und heut abend hat er noch drüben in Altenberg zur Saalweihe zu spielen. Wenn er spielt, zittern seine langen, dünnen Schnurrbartenden, als sänge er tiefe Bekenntnis seiner Erregung.

Ein Scharrettchen mit eingebautem Milchkasten schleppt sich im Gnadenweg. Susa nimmt das Geräusch in hellem Horchen auf. Das Eierlieschen mit der Milchablieferung!

Brrr! Hühjo! schrillt draußen Eierlieschen. Die Wagenbremse knirscht. Der Gaul steht, stampft,

schüttelt den zottigen Kopf, daß alle Glöckchen am Kummet klingen.

„Jakob, steh auf, mach dem Lies Platz,“ wispelt Susa Matthias in ihrer flüchtenden Hast.

„Guden Dâg mitsammen!“ sagt Eierlieschen mit ihrem grellen Lächeln. Man könnte dann denken, daß Eierlieschen immer noch junge, frische Backen hat, aber wenn Eierlieschen sich einmal vergißt und nicht grell lächelt, sieht man auf den jungen, frischen Backen das alte, rissige Rot. Kommt in der blitzsauberen, blaugestreiften Kittelschürze und bringt den Butterklumpen in ein weißes Leinentüchlein eingeschlagen.

„Jakob, mach mich das Plaisier und halt mich ming Gaul fest. – Ich leg dich dein Butterklump in der Schrank, Sus.“

„Komm, setz dich her, Lieschen,“ langt mit dem Arm heraus und rückt den Stuhl näher ans Bett. „Du riechst so frisch nach der Luft draußen. — Mit wem schwätzt denn der Jakob draußen?“

Sie biegt ans Fenster, kann aber nicht in den Weg sehen. Eierlieschen lacht: „Der Jakob schwätzt mit minge Gaul. Man weiß 'jo, der Jakob ist net grad lues (klug).“

Susa eifert: „Er hat das vom Typhus.“

„Neä,“ sagt Trüd fest, „es is was angersch.“

Und Susas peinvolle Stimme: „Trüd, du bist so vös als du lang bist.“

Eierlieschen aber schnell: „En jo, es ist auch was anders.“

Da legt Susa Matthias sich in die Kissen zurück. „Es schwätzt doch jemand mit dem Jakob Jonas."

Die Frauen hören nicht. Sie tuscheln ihr geheimes, schreckhaftes Wissen. Woher der Jakob Jonas kömmt —. Von einem Kellner. Der Jan Rapper — jawoll, der Jan Rapper war dazumal Kellner in Aachen. In einem Badehotel, heißt es. Da soll sich 'n Kurgästin mit ihm avjejeben haben. Jawoll. Und dann kam das Kink an den alten Berg.

„Der Jakob Jonas," sagt Trüd gewissenhaft.

„Und von der Zeit is er janz und jar verloddert."

„Der Jan Rapper," sagt Trüd.

Eierlieschens akkurat gezeichnetes Lächeln ist dann vom Entsetzen hinweggeschreckt: „Danach hat ihm Einbruch ins ‚Eichschen' jemach. In der Opferstock." Schlurft tief Atem. „Hat die Sakristeitür mit 'm Fuß einjetreten, der jotteslästerlich Reäl!"

„Enjo, und dem Jakob Jonas sein rechtes Bein is drum jetzt steif wie 'n Besenstiel." Trüd schnauft in großer Genugtuung. Susa reckt den Kopf aus dem Kissen. Ihre Blicke geistern wie Irrlichter.

Fromm sagt Eierlieschen: „Die Sünden der Väter werden an den Kindern heimjesucht."

Da sitzt Susa Matthias im Bett und knittert die Decke in ihren nervös wühlenden Fingern.

Und Trüds holprige Stimme: „Das war auch eso mit 'm Fall im Venn. Ein Föschter im Venn hat das Märtine sitzen lassen und jing mit einer angern trauen. Sagt ming Jeffe. Da hat Märtine gefluckt, es soll der Same des Föschter net jedeihen,

und da hat er 'n schrecklichen Krüppel uff die Welt jesetzt, und der Herrejott hat ihm kreägen, und von dem Krüppel is noch 'n Kink, und das is auch net wie die angern. Sagt ming Jefke."

Eierlieschen fromm: „Und so straft der jütige Himmel bis ins sechste und siebente Jlied."

Da ruft die Notstimme aus dem Bettwust: „Noël Hurrk, wenn du draußen stehst, dann komm doch herein!"

Da wenden sich die Gesichter der Frauen erschreckt dorthin und sehen, daß er schon in der Tür gestanden hat. Susa Matthias reckt auf im Bette, reckt beide Arme.

„Was sagt ihr denn von mir? Für wen büße i ch denn? Muß ich büßen für die, die mich fortgeworfen haben? Die mir nie die Hand gestreichelt haben! Die mich nie geküßt haben! Herr, mein Heiland, bist du das? Schlägst du so?" Da ist Noël bei ihr, und sie bricht in seinen Armen zusammen. Seine warme tiefe Stimme ist wie ein Trostläuten über ihr.

„Susa Matthias, glaube ihnen nicht. Sie machen dir deinen Gott schlecht. Sie machen ihn rachsüchtig und grausam und zum Henkersknecht für menschliche Torheiten. Glaube ihnen nicht, Susa Matthias, sie haben den bösen Gott, sie haben nicht den guten Gott!" Legt sie sanft ins Kissen. „Sei ganz ruhig, Susa, du hast den guten Gott." Streicht ihr die Hände, hält ihr die tastenden Finger gefangen, still, ganz still, Susa Matthias, so —, so —, ich bin da.

Der gute Gott ist auch da, ganz still —, so —. Da umkrampft sie seine Hand, legt sie auf ihre brennende Stirne. Die brennende Stirne hört er in seine ruhige Hand pulsen.

Trüd hat ihr Körbchen niedergestellt, den Tuchrock hochgehoben und aus der Hängetasche ihr rotgewürfeltes Taschentuch herausgeholt, drückt es gegen die Augen.

„E no hat er mich schon gesagt, daß ich net gut bete, e no sagt er mich auch, daß ich keinen guten Gott hab." Und durch ihre rauhen Klagen irrt doch die dumpfe, hilflose Seele.

Und Eierlieschen in gellem Protest: „Es ist doch nun mal eso. Auf dem witten (weißen) Schloß hat mal einer schlecht gelebt, und do sind sein Kinker all schwachmatisch und malad jeworden. Do hat doch sichtbarlich der Herrjott jestraft."

Da fühlt Noël in seiner ruhigen Hand das Fiebern der brennenden Stirne. Seine Stimme ist ohne Heftigkeit, aber von sonorem Schall, der die Stube erfüllt und die Frauen bänglich erschüttert.

„An diesem Manne hat sich das Blut gerächt, die Natur. Ein fauler Same gibt einen faulen Keim. Aber ihr zieht Gott in diese Dinge und macht ihn hart und ungerecht. Dann macht ihr das Blut nicht mehr verantwortlich, sondern Gott. Gefällt euch der Gott, der so ungerecht und grausam ist? Gefällt euch der Mensch, der von einem Manne geschlagen wurde und dafür den Sohn dieses Mannes schlägt? Warum gefällt es euch, Gott schlimmer als einen

Menschen zu machen? Ihr seid sehr im Zwiespalt. Ein Gott, der so böse ist, wie ihr ihn macht, kann nicht so gut sein, wie ihr ihn macht. Habt ihr den Glauben der Neger, die den guten Gott Tabu und den bösen Gott Baruch anbeten." Und der Zorn bricht in seine Stimme: „Ihr betet auch den guten Gott Tabu oder den bösen Gott Baruch an, je nachdem ihr ihn braucht."

Eine Schneewolke stößt in den blanken Himmel und macht plötzlich die Stube finster. Trüd nimmt ihr Henkelkörbchen auf, Eierlieschen faßt die Türklinke.

„Er kömmt uns unsern Glauben broullieren!"

„Do muß man mit dem Curé schwätzen!"

Da wird die Stirne kalt in seiner ruhigen Hand, und der Schweiß bricht aus. Und da ruft er die Frauen an, mit leuchtenden Augen wie heimlich entfachte Flammen, mit werbender, körperlich tastender Stimme wie die weinend erhobenen Hände der ganzen Menschheit: „Wenn ihr so glaubt, dann ist dieser Glaube nicht der seligmachende! Dann laßt die Krüppel beten, die der böse Gott Baruch unschuldig geschlagen hat!"

Da prasselt ein Hagelschlag von gekörntem Schnee nieder gegen das Fenster, aufs Dach, stäubt zur Tür herein; denn die Tür ist offen; denn Jakob Jonas steht da, greift mit stumpfem Drohen die Worte auf. Es hallt, schallt wieder: „Dann laßt die Krüppel beten, die der böse Gott Baruch gezüchtigt hat!!"

Und die Hagelkörner klinkern, prasseln, splittern, und der Gaul stampft, schüttelt die Schellen, und der jagende Atem von fünf Menschen in der niederen, dumpfen, verfinsterten Stube.

Da spürt Noël in seiner Hand auf der klopfenden Stirne heiße, sickernde Tropfen, wie träger, dickflüssiger Schweiß, den die fiebernd arbeitenden Sehnenfäden der Haut durch die Poren drängen. Er nimmt die Hand fort; da stehen die Frauen mit jäh entsetzensvollen Blicken. „Blut! — Blut! auf der Stirn —!"

Über sie hin beugt sich Noël; da sieht er auf der schneeweißen Stirne des Mädchens Tröpflein Bluts, wie ein Perlenkranz, wie ein Rosenkranz am Rande des Kopfhaares entlang. Und Susa Matthias liegt starr und ohne Atem wie eine Tote. Und die Hagelkörner prasseln nicht mehr an die Scheibe, lautlos gleiten die Flocken. Die Uhr an der Wand tickt in die bange, schauervolle Stille. Die Stimmen wispern. Die Frauen stehen zitternd.

„Es ist heut Freitag."

„Es ist um die dritte Stunde."

Da brechen sie in den Knien zusammen.

„Sie trägt die Dornenkrone des Herrn."

Noël spricht halblaut und bittend zu ihnen: „Geht jetzt hinaus." Sie gehen geschüttelt in frommem Grauen. Über das Bett hin beugt sich Noël, dicht über des Mädchens Gesicht; seine Blicke voll blankem Metallglanz fallen auf die geschlossenen Augen des Mädchens, brennen durch die zuckenden Lider, als

müßten sie aufreißen, auferwecken, was darunter in tiefem wunderlichen Schlafe schläft.

„Susa! — Susa Matthias! — Du schläfst nicht — du hörst mich. — Dann sieh mich auch an —“ und seine Stimme nimmt zwingende Gewalt: „Sieh mich an, Susa Matthias!“ Die Lider flackern. Die Brauen zerren. Aus schmaler Spalte gleißt das Weiße ihres Auges ihn an. Da schiebt er seinen Arm unter ihren Rücken, setzt sie aufrecht. „Sieh nur, Susa, der gute Gott schickt dir wieder die Sonne.“ Ein fahlgoldener Streifen blitzt über sie hin, mitten durch den lautlosen, weißen Wirbel. Auf ihre blendende Stirne. Die Blutperlen schmelzen in ihre zitternde Haut ein, die Flecken verblassen — immer mehr, immer mehr. — Die Haut strafft, die Sehnen zerren nicht mehr. Verblaßt und verschwunden der blutende Kranz.

Da öffnet Susa Matthias weit und verstört die Augen, blickt in die Sonne.

„Was war das, Noël Hurri?“

Er spricht in freundlicher Ruhe: „Du lagst in einer Schwäche, Susa.“

„Sie haben vor mir gekniet.“

„Sie waren sehr erschrocken.“

„Was war auf meiner Stirne?“

„Schweiß, der dich geschmerzt hat wie Blut.“

Ihre unruhigen Finger fassen seinen Rock. „War es sonst nichts?“

„Dein Schweiß war wie Blut —.“

„Sonst nichts?“

„Das war es. Sei ruhig.“ —

Sie knickt schlaff in seinem Arme zusammen, umkrampft mit feuchtheißen Fingern seine Hand. „Wie du mirs sagst, glaube ich es. Wir Kinder vom alten Berg betrügen uns nicht.“ Sie löst ihre hastigen Finger aus seiner Hand, streicht ihm das Gesicht —. „Und du sprichst so, daß man glauben muß. Man ist gestoßen.“

„Man soll nicht gestoßen sein, Susa, man soll gezogen sein.“

„Ja, dann ists auch so,“ nickt und faltet die Hände. Ihre Augen fallen müde zu. Behutsam legt sie Noël in die Kissen zurück. Da zirpen vom Ofen her leise Saitentöne. Susa Matthias nickt wieder, lächelt. Ja, ja, Jakob Jonas soll jetzt spielen, fein soll er spielen.

Da läßt Jakob Jonas seine Geige singen. Langsame, schwere Kirchenlieder, wie unterdrückte Seufzer aus einfältigen und unbeholfenen Seelen. Leise geht Noël hinaus. Wie weicher Flaum rieselt der Schnee in der traurigen Sonne. Mit weißen Ruten starren die Hecken im Gnadenweg. Und in der weißen Stille die singende Seele.

Als er an das Haus mit der zerfallenen Ringmauer kommt, huschen sie an die Tür und blicken verwirrt, denn sie haben ein Gerücht gehört. Eilen auf dem Wiesenpfad zum Hause am Schlagbaum und rufen versteckt in die Stube: Da kommt er!

Da schleichen die von der zerfallenen Ringmauer und die vom Hause am Schlagbaum zusammen an

den Haselsträuchern längs des Weges und alarmieren in gedämpften Rufen die Leute aus den Häusern an den Pappeln. Er kommt!

Und schlüpfen zusammen aus drei Häusern in scheuer Neugier, in heimlicher Verwirrung. Längs den Haselnußhecken das schleichende Flüstern, das aufgeschreckte, geheime Fürchten. Ihm nach! Er hat wie ein Apostel an den Seen gesprochen. Es ist doch ein Wunder an ihm geschehen. Er hat doch die Hand gelegt auf die Stirne der Susa Matthias, und es quoll Blut heraus, und sie schwitzte die Dornenkrone, am Freitag — — um die dritte Stunde — unter seiner Hand, o, was für eine Hand, o, könnt man die Hand sehen, o, eine gesegnete Hand, o Wunder auf Wunder!

Und so neben ihm her, versteckt, verschüchtert. Aus den Sträuchern glühen die schauervoll erschreckten Blicke. Die Luft knistert. Wie springende, geheime Truggedanken, von denen er nichts weiß, die er nicht fühlt, die ihm im Hinterhalte nachschleichen, seinen Weg mit schimmernden Films eines dämonischen Geistertanzes umsäumen. Da kommt er!

Sie stoßen in die Büsche. Sie winken. Dann aus den zurückgedämmten Schauern der ungestüm losbrechende dröhnende Ruf: Er kommt!

Stürzen plötzlich in angesammelten Scharen am Johannesquell hervor, in den Gnadenweg, stürzen Noël entgegen, umzingeln ihn, recken die Arme nach ihm, rücksichtslose, brutale Arme, die Noëls Hand

emporzerren, die Wunderhand! Häh, die Hand, die auf Susa Matthias' Stirne gelegen! Die Hand, häh die Hand! Was für eine Hand! Was liegt in der Hand? Siehst du sie, Muhm Tries? Siehst du sie, Ann-Mieke? Seht Ihr sie, Vetter Pierre? Sie heben hoch ihre Kinder. Och, Kink, och, Keng, sieh gut. Da schreien die Kinder, da knodern ihre rohe Ehrfurcht die Großen, da schwillt der Lärm, und da bellen von allen Pachthöfen die Hunde. Ein Haufe drängt, zwängt sich im Gnadenweg, die vordersten eilen vorauf, rufen die Botschaft mit verhitzten Gesichtern.

„Der Wundermann kömmt! Wir habn seine Hand gesehen!"

Da quellen sie aus allen Häusern und Höfen im langen Gnadenweg, hören die Rufe. Hören den Lärm, sehen die schwarze Wucht der Scharen um den einen Mann, den todblassen, den ganz vergeistigten, den stummen, den überschrienen, umzingelten, wehrlos, hilflos, rechtlos in dem Turbel des Gewühls um ihn. Keine Herrschaft mehr über sich, kein Eigentumsrecht. Jenen zu eigen gegeben. Ihrer wahnwitzigen Gier, ihrer brutalen Schaulust, ihrem wundersüchtigen Wahn. Küssen ihm die Hand, die Wunderhand, schlagen sich durchs Gedränge zu ihm hin, reißen, zerren ihm die Hand.

Da greifen die Neuherzulaufenden ein wirres Gerücht auf und ziehen dem Haufen vorauf und künden: „Er tut die Mirakels! O Mirakel! Rührt seine Hand an! Kömmt! Kömmt!"

Wo es in die Häuser schallt, schrecken sie auf. Denn da hat der Josef Ignaz schon gesprochen, daß der Noël Hurri wie ein Erlöser rede. — Denn da hat der Leo Heinrich gesprochen, daß Unerklärliches von ihm ausgehe. Jetzt kommt er, der Josef Ignaz, jetzt eilt er, der Leo Heinrich. Von St. Paix herab dem lärmenden Haufen entgegen. Salut Noël! Salut! Salut! An der Wegkreuzung nach St. Paix hinauf, wo das Feldkapellchen steht, treffen sie zusammen. Da stockt die Menge, da quillt und schwillt sie an die Feldkapelle, da klettern Burschen vom Zaun in die Fensternische, von der Nische aufs Dach, hängen an der Rinne, wollen sehen, sehen. Josef Ignaz schwenkt die Arme, Leo Heinrich schwenkt die Arme. Läuten, läuten! Laßt das Glöckchen läuten! Bimbim! schallts, Bimbim! hallts. Bimbimbimbimbimbimbim. — — Sind in das Türmchen geklettert, hängen hoch in den Luken. Die Kühnheit stachelt sie, das Gewalttätige hetzt sie, Bimbimbimbim. — –

Da wird das ganze Land wach.

In abenteuerlichen Gerüchten schwirrt das Ereignis voraus. Und näher drängen die Scharen nach St. Paix herauf. Josef Ignaz, Leo Heinrich haben sich Raum geschafft zu Noël. Leo Heinrichs Gesicht ist überschüttet von Tränen der Erschütterung.

„Sage uns, wer du bist!“ ruft er Noël an, als müsse er ihn wachrufen aus narkotischem Traum. „Sage uns, wer du bist!“ ruft ihn Josef Ignaz an, als müsse er ihn mit gezücktem Schwerte hinauf-

führen auf eine jähe, schwindelnde Höhe, die keines Menschen Blicke erreichen.

Da steht Noël, und alle stehen, und urplötzlich verstummt der Lärm. Sie sehen einen Menschen, der mit schmerzendem Körper steht, dessen Angesicht vergeistigt mit gelblichem Schimmer überhaucht ist, dessen Augen die enthüllten Geheimnisse einer mystisch lodernden Nacht, eines schreckhaft verheißenden Tages widerstrahlen.

„Weiß ich, wer ich bin?" fragt er mit starrem Blick. „Von Abram an hat noch keiner gewußt, wer er sei, ehedem die Offenbarung über ihn kam."

Da wollen sie wissen: „Du bist doch ein Bevorzugter des Herrn! Du bist doch ein Gottgesandter!"

Nun hebt seine Stimme an, dröhnt über sie hin, entfesselt seine Seele, nun ist er wach, wach, nun strömt seine eifernde Kraft die Hymnen seiner Offenbarung aus.

„Ja, das sagt ihr. Für jede Zeit sendet Gott seinen Menschen, der ihn bekennen soll in der Wahrheit. Christus hat ihn bekannt. Aber wer bekennt jetzt Christum? Wir haben das falsche Abbild von ihm. Wenn ich etwas bin, so bin ich der Mensch, der das wahre Abbild Christi bekennen soll!"

In die Stille züngelt ein Murmeln. Aus den hintersten Reihen her. Man hört den Namen Gottche Liebelangs. Eine Gasse schlängelt in die Menge ein. Macht Platz für das Kind! Sie nehmen Gottche Liebelang das Kind aus den Händen.

Gottche Liebelangs Kink will nicht in die Kerk. Es hat geschäumt, es hat getobt. Gottche Liebelangs Kink hat den bösen Geist! Da schließt sich die Gasse wie ein dunkler Sack. Da heben sie Gottche Liebelangs Kind empor über alle Köpfe. Er soll ihm die Wunderhand auflegen. Ein Angstschrei des Kindes, ein krampfhaftes Wehren. Die Augen beginnen zu drehen.

„Laßt das Kind! Erschreckt es nicht. Es ist krank!“ ruft Noël und wehrt ihnen.

Die Stimmen schnarren auf: „Es ist kein guter Geist in ihm! Leg ihm die Hand auf. Tu das Mirakel!“

„Warum wollt ihr Wunder? Wunder fordern, ist Gott versuchen. Ist Gott vor die Rampe rufen wie einen Schauspieler. Gott will nicht gerufen sein!“

Da schwankt aber schon das aufschreiende Kind von einem Arm zum andern über alle Köpfe hinweg weitergeschoben zu ihm her.

„Christus hat ihn doch gerufen! Seine Apostel auch und alle, die von ihnen ausgehen!“

Hier tobt ein siedendes Volk und fordert Wunder. Hier ragt mit ihrer gigantischen Silhouette an den Himmel die Kirche auf dem Gottesacker und verkündet das schöne, große, erhabene, heilige Wunder. Wenn er dem siedenden Volk j e t z t seine Märchen zerschlägt — —.

Da spricht er: „Hört, was geschrieben steht. Philippus sprach zu Nathaniel: ‚Wir haben den ge-

funden, von dem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, Jesus von Nazareth, Sohn des Josef.' Da fragte Nathaniel: ‚Kann aus Nazareth etwas Gutes kommen?' Jesus hat in Nazareth keine großen Dinge verrichten können ‚wegen ihres Unglaubens'. Aber er hat doch von ihnen Huldigungen erfahren, und da gerieten sie in Wut, daß er trotzdem sagen konnte, kein Prophet sei genehm im eigenen Lande. Und sie trachteten ihm nach dem Leben. Wenn nun der Tag heute dieser aus zwei Jahrtausenden wäre und Christus unter euch ständ — würde er euch ein Wunder wirken? Würde er euch oder würdet ihr euch der Wundertaten so würdig halten, daß ihr sie täglich, stündlich f o r d e r t? Wunder nennt ihr das, was euere Fassungskraft übersteigt. Ei, so prüft doch erst, ob ihr so Großes, das größer ist als euere Fassungskraft, wert seid. Und prüft, ob euere Fassungskraft groß genug ist, das Große zu begreifen. Dann erst wißt ihr, wo das Wunder anfängt und die Grenze des Natürlichen aufhört. Die niederen Stirnen hängen sich den Himmel tiefer und sehen überall Fenster daran, wo sie hineinblicken können. So viele Wunder, so viele Fenster. Ihr Wundersüchtigen! Gott will nicht vor die Rampe!"

Die Nächststehenden um ihn verharren von diesen Gedanken überschüttet still. Aber weiter zurück hat das erregte Murmeln in den wildaufstoßenden Kinderschreien nicht aufgehört. Das Liebelangkind entsetzt sich in den herlangenden Armen, in denen

es wie aufgespießt hängt, schlenkert die Arme, wirft die Füße. Und weitergeschoben, weitergeworfen, über die Köpfe, auf die Schultern, in die wie ein Wald von Spießen aufgereckten Arme, kurbelt wie ein Wurm zusammen, schnellt in Krampfzuckungen wie ein Aal auf, blöckt in blöden Schreien; ein weißlicher Schaum kräuselt um die zerbissenen Lippen. Da kneten sie es mit ihren rauhen, gewalttätigen Armen ein, wie sie Tiere bändigen. Da hackt es mit beißenden Zähnen sich in sie ein, wie Tiere eine grausame Hand aufschnappen — die schnellt von ihm ab. Und nun kurbelts herunter —. Ein zuckender, kugelnder Schatten — — untergesunken im mörderischen Gewühl. Jetzt werden die hundert genagelten Schuhe über sein krampfschlagendes Körperchen hinwegsetzen — jetzt! Brüllende, entsetzte Rufe. Wie eine Woge schwankt das Gewühl, nicht zu halten, nicht zu dämmen — — da! Noël wirft sich in den gähnenden Spalt, wo hinab das wimmernde Kind verschwunden ist, wirft sich auf den Kinderkörper, deckt ihn mit seinem Leben —. Läßt seine Hände zertreten, seinen Kopf zerschlagen. Schützt so das Liebelangskind. Das Liebelangskind, das sich festbeißt in seinen Rock, sich festkrallt an seine Ärmel. Bis dann unter Protest und Gewalt und Feststemmen das Gewühl stockt, ein Kreis um ihn sich lichtet, Josef Ignaz mit seinen langen Armen Raum schafft.

Da steht er auf mit dem festgekrampften, geretteten Kinde an seiner Brust, umschließt es mit

seinen zertretenen Händen. Ach, und nun stoßen die Hintersten mit erneuter Heftigkeit vor. Die Begeisterung schwillt zum fanatisierten Rausch. Stürmen schon in das Kirchlein des Klosters. Auch dort solls läuten — hais là, timtam! Und drunten her notschreiend bimbim. Eine gelle Zwiesprach. Alarm! Alarm! Hais là, hinauf zum Gottesacker, der Curé soll läuten lassen, die sonore, gewaltige Glocke von St. Paix soll dröhnen. Es ist Großes geschehen. Alarm! Alarm!

Da ragt sie majestätisch und triumphierend und verwittert wie eine sagenumwobene Veste: die Kirche auf dem Gottesacker.

Da bricht die frühscheidende Sonne noch aus den Wolken und schillert um den stolzen, goldenen Hahn auf dem ragenden Turm. Die Kirche una sanctam catholica!

Schon wimmelt der Vorstoß um die Kreuze, um die Gräber, um die Monumente, um die schleifenden Trauerbirken, — schon hängen die Fäuste an dem gußeisernen Griff des Kirchentores, da — — fliegt dieses weit auf.

Der mystische Dämmer des Kirchengewölbes, im schattenverhangenen Hintergrunde der rotleuchtende Funke vor dem Sanktissimum. Weihrauch schwengelt süß heraus. Und unter dem Portal steil und fest und unbeweglich wie die Giebelgrate des Felsen Petri der Mann in der schwarzen Soutane, der Mann mit dem breitkrempigen Hirtenhut und der baumelnden Troddel daran, der Curé von St. Paix. Sein ausgestreckter Arm wie ein Richtschwert.

„Nicht weiter!“ Da stockt schon die Menge. „Bis hierher, ihr Wahnwitzigen!“ Da weichen schon die Vordersten zurück. „Wollt ihr euere Torheit bis in euere Kerk hineintragen? Glaubt ihr, daß euer Pastur euere Tollheit mitmachen wird? Geht heim, ihr Lük, und heute nachmittag kommt in die Predigt.“

Da sieht Noël, wie diese sind vor der Stimme des Curé, steht unter dem übermoosten Steinbogen des Gottesackers mit dem Liebelangkind, spricht: „Curé von St. Paix, laßt diese. Redet mit mir!“

Nun fallen die Blicke des Curé unter den buschigen Brauen auf ihn, die Augen des Mannes, der unter den Jahrhundertbäumen des Hertogenwaldes zusammen, die Hurriaugen. Und so, als sei der ein Fremder und verirrter Wanderer in diesem Land. „Wer bist du?“

In Noëls Blicken springen die weißlichen Lichter wie Sturmsignale auf. Er stellt das Liebelangkind nieder. Jetzt wird ers diesem Manne zurufen, daß es hineinschallt in die düsternde Kirchenhalle: Aus deinem Blute bin ich! — Aber da ist irgendwo das wehleidige Gesicht der Mayanne Hurri in der traurigen Luft. Und da sagt ers laut und klar in die zerschmetternde Frage: „Für wen hältst du mich, Curé Hurri?“

Hurri?! Sagt er Hurri? Warum sagt er jetzt Hurri? Der Curé Hurri, der Noël Hurri —. Lieven Jott, nun da man beide in einem Atemzug spricht —. Ist wer noch im Land mit Namen Hurri?

Da schließt das Gedränge, das um ihn zerronnen, wieder dicht um ihn. Horchen mit steifen Köpfen.

Der Curé redet mit tiefer, gurgelnder Stimme: „Diese Frage des Luziferstolzes sagt mir, wer du bist. Und was du schaffst: Blendwerk des Teufels!"

„Curé Hurri, Stellvertreter Gottes, warum nennst du mich Stellvertreter des Teufels?"

„Ich vertrete die Kirche Christi!"

„Ich vertrete Christi!"

„Wahnsinn oder Dünkel?"

„Wahrheit, Curé Hurri, Wahrheit!"

Und dieser zur Menge: „Ihr Lük, lauft ihr einem Narren nach?"

Und jener mit hochgeschnellter Hand: „Männer von St. Paix, dann kreuzigt den Narren!"

O, ists die Hand, die Wunderhand? Da knurren, da murren, da hadern sie. Es ist Wunderbares an ihm geschehen! Er hat Wunder getan! Herr Curé, man soll ihn ehren.

Eine Stimme: „Dann soll er jetzt reden — jetzt!"

Eine Stimme: „Antworte! Wer bist du?"

Eine Stimme von den Gräbern her, wo Josef Ignaz steht: „Sagt ers nicht, daß er ausgeht von Christo!"

Eine Stimme an der Kirchenmauer, wo Leo Heinrich steht: „Christus der Sohn ging aus vom Vater im Himmel, der Sohn vom Vater! So dieser da von Christo!"

Da tost die Sturmwoge des Volks los: „Der Sohn Christi!"

Und niederblitzt die Sonne zwischen Noël und dem Curé wie ein zweischneidiges Schwert. Da ist der Curé verschwunden. Da rasselt das Kirchentor schwer ins Schloß. Der Nachhall zittert in den verworrenen Geräuschen. Gottche Liebelang stürzt vor, reißt sein Kind von Noël weg. Das entwindet sich der Gewalt, wirft sich zur Erde. Zu Noël kriecht es hin, hündisch und dankbar. Klammert sich an sein Knie. Da steht Noël, und seine Augen brennen im kalten Feuer, wie bläuliche Flammen, die über schwarztoten, gasigen Kohlen flattern. Im angstscheuen Mißtrauen, im schreckheißen Erschauern stehen alle fern, aber ihre Blicke glühen auf ihn. Dann tritt er langsam aus dem Steinbogen des Gottesackers heraus, steigt hinunter an dem weitbreiten Bassin der Fontäne vorüber, die ungesteinte Straße durch den Ort. Und sieht noch das Liebelangkind neben sich. Seitlich des Weges folgt Gottche, still und machtlos. Und die Stimmen schlängeln wieder in die Büsche und Hecken am Wege ein. Die versprenkelten Scharen in stockendem Flüstern, die Brust voll verhaltenen Atems. Die Luft summt dröhnend in den Pappeln, in den Telegraphenstangen und ist wieder voll Menschenatem und verhitzter Andacht und schleichendem Flüstern. Wie geschwärztesSilber leuchtet der anbrechende Abend.

Aufrecht, wie in den Gelenken versteinert, mit schwerem langsamen nachtwandlerischen Schritt der Mann, dem sie alle in lauernden Verstecken folgen, von ihm gestoßen, zu ihm geworfen. Aus den Adern

heraufgesogen rauscht ihm das Blut zum Gehirn, kocht ihm die roten Dünste vor die Augen, jagt ihm die summenden Geräusche zu, daß sie ihm die Ohren volltönen wie in einer Riesenmuschel. Geht —. Geht instinktiv festgeklammert an die Hand des Liebelangkindes. Schritt um Schritt, fest und abwesend und betäubt. Droben in St. Paix hallen die Stimmen von Josef Ignaz und Leo Heinrich. Geht —. Aus dem Leichenweg über den Steg. Geht —. Im grünen Altweg bis zum Château. Da läßt ihn das Liebelangkind. Da geht er über die Zugbrücke, Schritt um Schritt; in den Vorhof, Schritt um Schritt in starrer Sicherheit, es hallt an die Mauern; Schritt um Schritt in die Halle, furchtlos geradewegs. Dort steht ein Mensch. Er fühlt seine atmende Nähe. Eine Hand, die er streift, eine heißweiche Hand —. Da bleibt er stehen. Da huscht dieser Mensch fort. Er aber atmet in gestoßenem Hauchen den Namen. Tastet nach der Treppe, denn wie sausende Stahlschwerter kreuzt es die Dunkelheit. Steht auf halber Treppe in peinigendem Horchen. Der leise Menschenatem in der stummen Halle —. Hinauf. Die Turmtür plumpt schwer und mächtig zu. Der dumpfe Nachhall wuchtet in den Gängen. Und ein zerrinnendes Froufrou fernverraschelnder Frauenkleider.

In die Halle stürmt Schannes ein, verschwindet im Jagdzimmer. Und wieder tote Stille in den Gängen. An der Zugbrücke sammelt sich eine leise Schar.

In der Turmstube springt der Glöckner aus dem Uhrkasten und hämmert mit dem Silberklöppel fünf Schläge aus dem matten Gong. Wie geträumte Harmonie fließt das Summen über Noël hin. Er liegt langausgestreckt in dem maisfarbenen Korbstuhl. Wie sie einst lag, deren vornehmen Duft er noch aus den Kissen aufsaugt. Liegt regungslos. Weitoffen die starren, gläsernen Augen. Die Gedanken flüchten von ihm. Ohne Denken, ohne Traum liegt er. Lebt noch im subtilen, feinnervigen höchstgespannten Gefühl. Er fühlt, daß Menschen um ihn sind. Liebe leise Frauen. Sie heilen seine zertretenen Hände —. Sie streichen sein wirres, nasses Haar —. Wohlgerüche rinnen über sein Gesicht —. Über seinen Körper frisselt eine zitternde Wonne —. Sie hauchen —. Sie flüstern —. Sie neigen über ihn —. Leise liebe Frauen. Ihre Blondköpfe, ihre Braunköpfe über ihm. Sie netzen seine Lippen. Dann f ü h l t er auch nichts mehr und ist tot. Eine lange, lange Strecke tot. Ohne Traum. — —

Als er aufwacht, ist eine Hand auf seinen Augen. Sie scheint ihm schwer und heiß und unerträglich. „Wer ist da?“ fragt er hellwach. Da hört er, daß Polkagretchen neben ihm sitzt. Seit einer Stunde, sagt sie.

„Nimm die Hand weg,“ bittet er.

„Hast du die Augen auf?“

„Ich glaube.“

Dann nimmt sie die Hand weg. Und noch die weiten, starren Blicke.

„Deine Augen sind, als wolltest du sie nicht mehr zumachen. Da hab ich die Hand drauf gelegt. Ich weiß nicht, ob du geschlafen hast."

„Ich habe geträumt — von vielen Menschen."

„Es waren viele Menschen hier." — Er horcht noch. — „Die Mädchen und Frauen von St. Paix." Sie nimmt ihm seine verbundene Hand und streicht mit ihr über sein Haar. „Sie haben es gesalbt." Kauert vom Stuhle herab auf ihre Knie. „Denn du bist Christi Sohn."

Er verharrt stumm. Er meint, daß er von der Welt fortschwimmt, weit, weit, von einer weichen Welle getragen und weiß nicht, wohin.

„Habe ich die Augen offen?" fragt er.

„Ja, weit offen."

„Ich sehe dich nicht."

„Du bist so schwach, daß wir gemeint haben, du würdest sterben. Bleib still, ich muß dir sagen, warum ich nun hier bin." Legt ihm wieder die Hand auf die Augen. „Wenn du mich gleich wirst ansehen, dann, denk ich, kennst mich nicht. Ich hab keine Locken mehr, ich hab dem Isaias gekündigt, ich hab ihm in sein Budick gespuckt und bin gegangen, und so spucke ich jetzt auf mein früheres Leben. Ich bin jetzt, wie du das Bild gern hast, weißt du, die gute Hälfte."

„Wie ist das über dich gekommen?"

In ihrer Stimme ist ein Wehren und Zupfen, und ein bißchen frech loslachen möcht sie, so in der Selbstverhöhnung, im gehässigen Mißtrauen gegen sich selbst.

„Ei no, du sagst bloß immerfort, immerzu, daß man so gut ist, und daß ein guter Gott ist — hä, und ich hab mir doch den bösen Gott gewünscht, der alles genau notiert und uns genau alles büßen läßt. Dann sagt man sich: tu ich schlecht, no, ich bezahls auch! Und damit kauft man sich ein Recht auf dasBöstun. Ja, aber mit dem guten Gott — —. Dann möcht man ihm auch mal etwas zulieb tun. Ei no, und so kams. Bist du jetzt froh?"

Er tastet nach ihrer Hand und nimmt sie von seinen Augen. „Ich muß dich sehen."

„Hier bin ich."

„Ich sehe dich nicht."

„Es wird schon dunkel. Soll ich mal das Fenster aufmachen?"

„Ja."

Da wirft sie das Lukenfenster mit den lichtbrechenden Butzenscheiben zurück, und der scheidende Tag fließt mit trübem Schimmer herein. Tritt neben Noël. „Jetzt wirst du mich sehen."

Seine Augen treten weit und schimmernd unter den Hurribrauen hervor. „Ich sehe dich nicht."

„Ich will noch das Mittelfenster —."

Da sagt er still: „Was nützen viele Fenster — — wenn man nicht mehr sieht."

Gretchen fällt um in ihre Knie. „Was — — sagst du — —."

An ihr hebt er sich empor, sitzt, hält fordernd ihre Hand. „Keinen Lärm! — — Ganz still!" Zieht das Polkagretchen zu sich her, flüstert schnell und

heftig: „Sie werden sagen, daß es ein Strafgericht Gottes ist, sie werden wie umgeworfene Kinder sein. Hörst du, sie dürfen nicht wissen, was nun mit mir ist. Schwöre es!"

„Ich schwöre es!"

Da läßt er sie. „Es — wird vorübergehend sein — ich war sehr geschüttelt, erblindet durch einen Nervenchok — — es wird — — vorübergehend sein."

Sie kauert an seinen Knien, sie kann nicht sprechen vor zähneklapperndem Entsetzen. Da wird jetzt alles in ihr aufgeschüttelt, zusammengestülpt, in wirre Unordnung gebracht. Der jähe Entschluß des augenblicklichen Wahns schaufelt sich nun ein in ihr und will wurzeln. In diesem erschütternden Augenblick, wo sie allein auf der Welt weiß, welch furchtbares Geschick über einen Menschen gekommen ist!

Und in diesem Augenblicke hat er mit Blutstropfen eine Heldenschlacht erkämpft. In zerbrochener Stimme trägt er seine tiefe, starke Ruhe: „Auf dem Konsoltisch liegt ein kleines, dickes Buch, alt und auch etwas zerfetzt — hole es mir."

„Ist es das?"

„Ja. Du kannst es aufschlagen. Die Blätter kleben da, wo Blut ist. Es ist eine Blutbibel. Ein Mann gab sie mir, dessen Blut darüber geflossen ist. — Lege mir die Finger auf die blassen Flecken." Da tut sie, wie er will. Er erschüttert leise. Als müsse von diesem Blutzeugen eine Kraft auf ihn ausgehen. Als sei nun die Turmstube voll dunkler Rätsel

„Nur ein Fanatiker,“ murmelt er, „aber er starb doch für seine Überzeugung. Und d a r u m siegte er.“ Dann ganz still und in sich hinein: „So wird einer aus dem andern.“

Da wirrt Gretchens Stimme in brünstiger Andacht zu ihm her: „So wie ich aus dir geworden bin.“ Und leise und schnell und überstürzend ihr ekstatischer Entschluß: „Ich geh jetzt im Land weißnähen. Ich kenne das fix, ich war ja auch mal femme de chambre; dann kann ich dir nützen, ich will dir nützen, ich will dir tun, was dich froh macht. Ich will dann in den Ferms für dich wirken. Daß du wirklich bist Christi Sohn, daß sie auf dich hören müssen, daß du ein Wunder auch an mir gewirkt hast, daß ich aus dir geworden bin, und du aus dem Herrn, und daß wir alle nun aus dir werden müssen, aus dir, Noël, o, du bist heilig, o, was für ein anderer Mensch du bist wie wir alle. Du hast doch nur Gutes getan, und du trägst dein Elend —.“ Und sie weint heimlich und bitterlich, wehrt sich, stößt die zweifelnde Frage heraus: „Bist du nun froh?“

Er nimmt ihre Hand und legt sie auf die Stelle, wo des Fanatikers Blut verblaßt ist. „Du mußt aus diesem stark werden. Als wäre es Christi Blut. Wo ein Mensch um seiner Überzeugung willen leidet, da ist Christi Blut. Dann wirst du nicht mehr zum Lohn wissen wollen, ob ich froh bin. Du mußt auch darüber wegkommen.“

Ihre wankende Frage: „Muß ich nicht eine Vorstellung von dem guten Gott Tabu haben?“

„Brauchst du einen Mittler?“

Da liegt ihr erhitztes Gesicht auf seiner Hand: „Ich brauche dich!“

Er hebt ihr Gesicht, preßt ihre Hände, und so, wie seine starken Worte wie Schläge auf sie fallen, spürt sie in seinen Händen die stoßende, aufwärtszwingende Kraft.

„Warum hältst du an mir? Ich liebe dich nicht! Ich liebe deine Seele, die ich haben muß. Ich liebe deine schöne Seele. Dein Lächeln kann ich von vielen anderen haben. Deinen Körper auch. Deine Sinne auch. Aber deine Seele kann ich nur von dir haben.“

Aus diesen peitschenden Schlägen, die ihr in magischen Gewalten zufließen, windet sie sich empor, rankt an seinen Arm: „Und ich brauche dich!“

Da spricht er hart und gewaltsam: „Ich würde dich wegwerfen, ich würde dich am Wege liegen lassen, ich würde mich an dir sättigen und angewidert von dir gehen, ich würde dir nicht einmal Dank sagen für die Freuden, die du mir gegeben hast — wenn ich nicht deine Seele lieb hätte!“

Da hängt sie in seinem Arm, da sagt sie mit geschlossenen Augen fest und unerschütterlich: „Schlag drauf zu! Ich leide —. Es freut mich wie deine Küsse!“

Schnell geht er von ihr weg. Sie schwankt. Sie könnte hinstürzen. Aber sie steht. Sie greift sich selber auf und will nicht hinfallen.

„Siehst du, du stehst ohne mich,“ sagt er.

In die Turmstille schwingt von draußen her eine Melodie auf. Schwer fließende Geigentöne. Kirchlicher Feiersang, schlicht und in treuer Offenbarung. Jakob Jonas spielt, wie seine erlöste Seele singt.

Langsam wendet dann das Polkagretchen sein Gesicht zu Noël und spricht in scheuheißem Beben: „Ich will dir auch diese Freud machen."

Hinter ihrem geräuschlosen Gehen schließt sich die Turmtür. Unbeweglich steht Noël. Steht so zwischen dem Fenster, an dem die unbeholfene singende Seele heraufklettert, und der Tür, durch die jene gegangen, deren letzte Stütze er zerschlagen hat. Da sollen nun die starken Seelen werden. — — Die Geigentöne schwellen an und klopfen an sein Fenster wie pochende Menschenherzen.

Unter geheimer Wonne empfing dieses Mädchen seine Schläge. Peinigende Liebe, die beglückt. Sie hat die Märtyrer hervorgebracht. Die selige Erschlaffung in des Züchtenden Gewalt. Der frohe Fatalismus,' dem die zerknirschte Demut liebliche Wonne ist. Wie die arme Stigmatisierte nun ihre Leiden trägt. Wie Heilige sich ihren Körper peitschten. Ist es jenes geheimnisvolle Wunderbare, das ausgeht von der peinigenden Liebe? Ist dies das große, geheime Wunder, die weltherrschende Macht der gewaltigen Kirche ‚unam sanctam catholicam?' — — — — — — —

Jetzt ist das Land an den stillen Seen und am alten Berge voll wundersamer Mären. In den gesegneten Landen an der Schwelle von Notre dame.

Man erschrickt abends in den Wegen, wenn der Wind durch die Hecken streicht, sehen Erscheinungen allerwegen, besprengen mit Weihwasser das Haus, wenn nachts die Wetterfahne ächzt, und sogar die Frauen aus dem „Sarg" erzählen, daß sie Geister flimmern sehen, wenn sie die Augen schließen. Denn es ist von jeher das Gerücht im Land am alten Berge, daß die Geister der zahlreich dahinsterbenden, ungetauften und unehelichen Kinder in der Luft wimmeln. Die Männer aber machen sich daran, den Dung zu fahren und die Erbsen zu stecken, da nun die stille Woche vor Ostern ist. Nun wird noch viel schauervolles Geschwätz, ob da am Karfreitag die Susa Matthias noch die Dornenkrone des Heilandes empfangen wird? Im Gnadenwege bleibt eine ausgetretene Spur von vielen eilenden Menschen, stürmen ein und aus in das Haus am Gnadenweg. Susa! ob sie vorausfühle, daß am Karfreitag Besonderes mit ihr geschehen werde? Susa! wie sie gefühlt habe die Kraft, die ausging von Christi Sohn! Susa! was der Curé gesagt habe, der bei ihr war? Sagt der Curé, sie soll beten, beten. Kommen dann die Freunde zu zweit, zu dritt, beten, beten mit ihr. Die Stube ist erfüllt von dumpfem Atem, von Fürbitten und schallenden Gebeten und rauher Fürsorge. Da weint Susa in heiliger Angst und schreit nachts in den Träumen. Da ist der Karfreitag. Der Frost knistert unter einer warmen, liebenden, traurigen Sonne.

Sie drängen am Gnadenwege vor verschlossener

Tür, harren aus und beten, klopfen am Fensterchen, das jetzt dunkel verhangen ist, das einzige Fenster, das Susa Matthias für den Ausblick auf den Himmel braucht. Als sie stärker pochen, tritt Jakob Jonas heraus und sagt, der Pastor sei drinnen, Susa liege schon seit einer Stunde im Starrkrampf. Der Pastur könne niemand hereinlassen, denn er müsse nun diese wunderbare Erscheinung prüfen und der kirchlichen Behörde berichten. Aber sie harren aus und beten.

Da knarren von der Kirche von St. Paix herab die hölzernen Klappern der Chorjungen. Verkünden die dritte Stunde, die Sterbestunde des Herrn. Die Männer entblößen ihr Haupt, die Frauen fallen nieder auf den geweichten Boden. Leidvolle Stille. Leise Schauer wehen. In der Stube drinnen ein verzückter Laut. Gleichzeitig erscheint Jakob Jonas wieder an der Tür und gibt stumme Zeichen. Sie dürfen herein, einer nach dem anderen, und eine nach dem anderen wieder hinaus, nichts reden, nichts fragen, leise, leise. Die Stigmatisierte hat sich aufgerichtet, bezwingt die lahmen Glieder, verläßt das Bett. Und liegt nun wieder in starrer Seligkeit, in süßer Vision. Man kann sie mit Nadeln stechen, und sie spürt es nicht. Auf der Stirne aber, auf der blutenden Stirne — o Schauer! — die Dornenkrone. St! stört sie nicht, die Verzückte. Der Curé nimmt vor aller Augen das Taschentuch der Mutter Wetz, tupft leicht auf Susa Matthias blutende Stirne. Da sind drei Blutströpfchen darin abgedrückt, und

Mutter Wetz geht in inbrünstiger Andacht mit ihrem Reliquienschatz davon. Geht aus dem Gnadenweg in den Leichenweg und geht auf Molinart zu. Sie hat vergebliche Wege nach Molinart gemacht. Denn da waren viele um ihn, und es war düster wie in einer Totengruft, und als läge er schon tot. Aber jetzt müßt er seiner Mutter doch ein Wort sagen —.

An den Schloßgraben kommt sie und sieht, daß er vor dem Turm nicht mehr voll Geröll und übler Dünste ist. Sie haben ihn angepflanzt, und er blüht hart an der Turmmauer in den zartrosa Farben des Seidelbastes, des Siebenstern und der grünen Palmsäume. Und wenn die Dämmerschatten heraufkriechen, kommen sie von St. Paix her, die Frauen und Mädchen, und pflegen ihm seinen Garten und pflanzen ihm ihre zarte Hingebung hinein.

Dann klopfte es auch einmal leise und dünn mit winzigem Finger an die Turmtür, und das Liebelangkind kam herein und ließ sich nicht heimschicken und wollt bei ihm bleiben vom frühen Tag bis zum heraufschattenden Abend. Und wenn sie das Liebelangkind schlagen und heim holen wollen, so wird es sich auf den Boden werfen und in Krämpfen schreien. Da sieht man ihn einmal am blühenden Wallgraben einhergehen mit dem Liebelangkind und hat seine Hand auf dessen Schulter gelegt, und es geht treu und stumm.

Steht da die Mutter Wetz inmitten der Turmstube, und die blinden Scheiben brechen das trübe Tageslicht des traurigen Karfreitags.

„Ming lieven Jung.“

Er sitzt auf dem Podest am Lukenfenster, macht eine unsichere Armbewegung.

„Setze dich, Mutter. Nimm dir den Stuhl da.“

„Es ist da kein Stuhl.“

Die rote Blutpein überquillt sein Gesicht bis in die Haare hinein. „Dann setze dich nur.“

Aber sie steht vor ihm. Noch möchte sie sagen: „Ming Jung.“ Aber nun ist ihr, als ständen viele Menschen zwischen ihm und ihr, und sie dürfe ihm nicht über alle neugierigen Gesichter hinweg zunicken. So als sei er nun wirklich geistlich geworden, und sie müsse wie die anderen, die Fremden sagen: Hochwürden.

So sagt sie denn unbeholfen und gar nicht so, wie es in ihr ist: „Was ist dat nu all?“

„Was willst du wissen, Mutter?“

Da steht sie noch immer einen Schritt von ihm ab. Sie hat immer in Ehrfurcht vor ihm gestanden. Manchmal unbewußt. Und immer, als ob sie in ihm etwas behüten müsse. Schon da sie ihn neben Rosmarin auf dem Schoße hielt. Wenn er jetzt von hohen Dingen in sich spricht, wird sie wissen, daß sie diese Dinge in ihm gesehen hat. „— aber wie du sein kannst Christi Sohn?“ stößt ihr der Gedanke in die hervorbrechende Frage.

„Setz dich doch, Mutter,“ sagt er und rückt in die hochgeschweiften Ecklehnen des Podestes. Spricht mit vorgesenktem Kopfe und geschlossenen Augen: „Ich höre, dein Rosenkranz klirrt in der Tasche. Du

hast auch deine Kastanien noch darin. Du hast viele gesegnete und geheiligte Sachen. Manchmal denkst du mehr an die heiligen Sachen als an den Geist, der in ihnen ist. Der Geist macht sie heilig, denn die Sachen sind es nicht. Es gibt noch niedrere Dinge, die dadurch geheiligt werden. Auch Tiere. Die Indier halten die Kuh heilig. Und warum wurde sie heilig? Zur Zeit der Hungersnot schlachtete das Volk die Tiere, und so waren zur Zeit der Saaten keine Zugtiere mehr da. Um diese zu schützen, verordneten die Priester, daß die Kuh heilig sei. So siehst du, daß nicht nur der Geist die Sachen heiligt, sondern auch der Zweck den Geist. Warum soll also nicht auch unser Körper, der edler ist als Tiere und Sachen, geheiligt werden durch den Geist? Warum soll nicht ein Geist, der heilig war, sich den Menschen suchen? Der Geist Christi ist 2000 Jahre in der Welt. Er hat sich immer einen Menschen gesucht, in dem er sich erneuert, wie der Vater in dem Sohn, wie der himmlische Vater sich in Christo. So glaube ich fest, daß ich von Christo ausgehe!"

Sie versteht alles, die gute Frau, sie begreift alles, die gute Frau. Aber da er spricht: „Ich glaube fest, daß ich von Christo ausgehe!", ergehts ihr wie mit ihren heiligen Sachen, sie sieht manchmal diese heilig und weniger den Geist.

Muß sich das alles ein bißchen körperlich vorstellen können. Ponapesen tun das auch. Lassen vier Tage das Feuer auf dem Grabe brennen, damit die Seele nicht friere. Also wird sie mit einem

großen, unfaßbaren Gedanken davongehen: Er ist Christi Sohn, aber wir sind zu dumm, um das zu verstehen.

Geht und steht dann in der halben Treppe. Der Nabob wettert einen Diener an. Jakob Jonas zieht wieder mit seiner Geige ums Schloß, er soll ihn fortweisen. Haucht Mutter Wetz: „Och, der flucht wie 'n Hiesiger."

„Und ist doch von Wien, Mutter," spricht Noël droben schnell.

„Joe, der Wiener Großherr, denk ich, vielleicht der, von dem der Jan Rapper schon vor x Jahren geschwätzt hat."

„Ja, Mutter, einer von beiden wirds sein."

Sie sieht zu ihm zurück. Er spricht kuriös, der Noël. Adie, und sie geht. Er sucht sie zu erspähen, mit vorgestrecktem Kopf den fahlen Schimmer, der ihm wie eine Nebelflut vor den Augen wallt, durchbohrend, tastet dem Schalle ihrer Schritte nach. Fällt mit leisem Tritt in ihre Schritte. Man hört den Nabob zu den Maurern in den Burghof hinaussprechen. Da ist Noëls Gesicht in Aufruhr, seine Augenlider flackern. Hört, wie der Nabob die Wetzen vorüberläßt, dann wieder hinausspricht, also mit dem Rücken in die Halle steht. Mit der einen Hand fest den Treppenknauf haltend, als dürft er von dem nicht los, macht Noël einen leisen Schritt gegen den Nabob, und schnell und heftig: „Jan Rapper!"

Ein Schurfen, wie wenn einer herumschnellt, fällt auf den Tastsinn Noëls. Seine Augenlider flackern

in jäher Erregung. Wenn er jetzt sehen könnte, jetzt das Gesicht dieses Mannes! Da spricht der schon mit familiärem Lachen: „Na, aber Herr Konservator, was mondlichtern Sie denn hier 'rum, wie kommen Sie überhaupt auf den Namen? Is ja der größte Schuft Wiens. Hab gemeint, müßt umfallen, wie mir mit 'm mal Jan Rapper an die Kravatte fliegt. Der Schubijack is in meine Villa am Starnberger See dicht bei Wien eingebrochen —."

„Der Starnberger See ist nicht bei Wien, Herr."

„Na, dann 'n bißchen von ab. Ach nee, was Sie sich mit Hallunkzinationen abgeben. Kommen Se lieber 'rein und knobeln Sie mit mir 'n Nachtmahl. — Rosmarie! 'ne Dame von Anstand versticht sich net hinter die Türen. — Bitt schön, Herr Konservator, was machens denn? Meine Gemächer sind hier. Hier ist rechts, net links, na —."

Unbeweglich steht Noël. In dem Fieber des Augenblicks ließ er die Hand vom Treppenknauf los, steht da verloren und wie in einer ausgeräumten Welt. Da wirrt um ihn das leise Kleiderrauschen aus dem Gang, eine nervöse Hand legt ihm schnell die seine zurück auf den Knauf. Und Rosmarin in gejagter Liebenswürdigkeit: „Vielleicht ein andermal. Es ist dir nicht gut, Noël, guten Abend."

Da schlägt ihr sein heftiges Flüstern zu: „Sa figure —, l'as-tu vue? Hah si j'aurais pu la voir!"

Dann ist sie schon davon mit dem Alten, nimmt ihn am Arm mit sich fort. Der in gestacheltem Grimm: „Was hat der auf Französisch getuschelt?

Was für 'n Mensch ist das? Was will er von mir und mich?"

„Auskunft über den Jan Rapper," sagt Johannes Dietrich in der Verbindungstür, „was sonst? Is ja 'n bißchen very täppisch ausgefallen, aber", nimmt sich umständlich eine Zigarette aus dem Silberetui, wenn man nicht mehr allein gehen kann —."

„Nicht mehr allein gehen — stimmt schon. Is er podagrasch? Seit wann net mehr allein gehen?"

„In seinem Triumphzug ging er noch," flammt die Zigarette an, „und dann ists ihm wahrscheinlich wie Saulus ergangen."

„Wie ists Saulus ergangen, Racker?"

„Ist geblendet worden durch 'n Überraschung vom Himmel. Gottesurteil, so was. Njäs. Das darf, soll, muß Pöbel nicht wissen. Stimmt doch, Rosenrot?"

In horchender Gier läßt der Alte die blauschwammige Unterlippe hängen: „Hoh, und Mamsell Tugendschön hilft an der Lüge mit!"

Sie regt sich nicht auf. Durch den Spalt ihrer halbgeschlossenen Augen schwalmt ein phosphoreszierender Gleiß auf die beiden.

„Hat Noël Hurrt nötig, zu lügen?"

„Er lügt!"

„Ja, Schannes, wenn er einmal ein Schurke ist!"

Der Alte stochert in seinen Pantherzähnen: „Demnach ist das so: Beweist man ihm, daß er lügt, mithin folglich also ist er dann 'n Schurke."

Da kommt sie auf ihn zu. Das Kleid flappt ihr glatt um die Schritte und formt die üppigen Linien ihrer Gestalt. In stolzer Sicherheit sagt sie es: „Wenn er den Mut hat, in der Lüge zu leben, wird er auch den Mut haben, ein Schurke zu sein!"

Sagt das und geht. Hinter ihr her der Alte: „Er hat ihn nicht!"

Da ist sie hinaus. Herrgott, Herrgott, Herrgott! Wenn er in der Lüge lebt —. Dann hat sie das Recht, das jauchzende Recht, sein Prometheusgesicht zu zerschlagen. Dann ist er Mensch. Wie sie! — — In ihren Armen Mensch! — Herrgott, der Himmelsschrei ihres blutopfernden Herzens. Das Letzte. — Das Allerletzte —. Einmal noch an ihrem brennenden Busen liegen. Und dann wird sie untergehen. — Und still sein. Wie die Sümpfe da irgendwo im Venn. Die in ihre Dämonenschlünde Menschen einschlucken —. Neinneinnein, ach Gott, nein! — — Ach Gott, ja! ja!! — — — Aber Noël Hurri darf nicht in der Lüge leben!

Als die Tür hinter ihr zu ist, schlägt der Alte mit der Faust auf den Tisch, spuckt aus: „Jetzt muß et dem Neäl bewiesen werden, und wenn ich der Herrjott för 'n Meineid bestechen soll!"

„Man kanns billiger machen," sagt Schannes. Er wird nie auf den Tisch schlagen oder ausspucken. Da er doch nu mal 'n Gentleman ist —!

„Na, wat und wie denn?"

„Öffentlich überführen — ihm das Kind weglocken. Bluff. Gottesurteil und so weiter."

„Und kapott is er! Jung, dat haste jut jedochten." Klatscht ihm auf den Rücken.

Schannes sagt: „Lad' mal den Propagand zum Gastmahl."

„Den Aasdoktor, warum?"

„Wenn wir dem Sohne Christi den Strick um den Hals werfen, wird d e r zuziehen."

„Er soll Sekt saufen wie 'n Spundloch. Noch wat?"

„Vereinte Kräfte führen zum Ziel."

„Amen."

Da werden in diesen Tagen die Wolkenschlüfte von trockenen Stürmen zerrissen, und die blauen Ätherfluren treten am gereinigten Himmel hervor. Ein eiliger Osterhausputz in den geschäftigen Lüften. Die Leute sind jetzt mehr in der Kirche wie zu Hause. Denn nun machen auch sie den großen Osterseelenputz, und von früh bis spat rollt das Gottesfensterchen im Armsünderstuhl. Und in diesen flüsternden Seelen hallt der Lärm der wunderbaren Ereignisse wieder. Da sitzt der Curé wie eingemauert von diesen Seelenzuständen, und so, als ob er nun in den Beichtkasten eingekerkert sei und das neue, große Ereignis über ihn hinweggehe. Was soll der Curé Hurri machen? Sollen zwei Namen nun immerfort zusammenklingen, die eine Tote wachrufen? Die sein gesalbtes Haupt demütigend niederbeugen? So will er warten, bis seine Stunde kommt. — —

In die stille Woche springt ein Jubilieren wie das erste Lachen nach der Trauerzeit. Die Glocken

reisen von Rom zurück. Fliegende Glocken mit schwingenden Klöppeln, klingklangbum!, feinkleine Engelknaben, am schwingenden Klöppel hängend, Strampelbeinchen purzelpatsch in die Wolken, schwingende, klingende, fliegende, singende Glocken hinein in die weitoffenen Turmluken, hinein mit Frohsang, Glockenschwang, Ostersang. Nun laßt uns Alleluja läuten!

Da machen sie sich auf am alten Berge und an den stillen Seen und wollen auf den Waldhöhen die Ostersonne „springen" sehen. So zwischen Nacht und Tag kommen sie gewandert im traumschweren Frühdämmerlichte. Schweigende Scharen. Im Dämmermorgen sind die Gedanken still, und es ist keine Geschwätzigkeit. Die kristallreine Luft streicht an ihre Gesichter. Reiftröpfchen glitzern an den Hecken. Und eine leise, raunende Stille schleift mit Schleiergewändern um die Bäume, um die Seen, um die Menschen.

Da ragen in stummen Gruppen auf den Waldhöhen die Menschenschatten. Der blaue Morgendämmer umwallt sie mit fliegenden Mänteln. Im Osten hängt schon eine Wolke aus Heliotrop mit bleichroten Flecken. Die heilige Ampel im unendlichen Dom. Tief im Wald. Und sonst dunkle Schatten ringsum in der Welt. Schattende Waldlinien in langem finsteren Höhenzuge um die Dreiländergrenze. An ihrem dunkeln Gipfelrande entlang brennt fadendünn eine blitzende Linie. Die spähenden Blicke aus den stummen Gruppen fallen

dorthin. Da tropfen aus der blitzenden Linie herab blanke, flüssige Lichtzapfen in den dunklen Wald hinein, in das Gewirr und Geschlängel der Äste, fließt die Stämme hinunter, illuminiert die dampfenden Waldgründe. Und da wird mit eins eine heitere, quellende, schwellende, jubelnde Lichtfreude. Goldene Ströme fließen in die eisblanke Wonne, violettene Streifen flattern hinein, lauchgrüne Bänder mit winkenden Schleifen, wechselndes Scheingewirr wie in einer Leuchtfontäne und so das übergewaltige Transparent hinterm tiefen Wald, und so um den erwachenden Horizont der jungfräuliche Gürtel des auferstandenen Ostermorgens. In wild stiebenden Fetzen jagt der bleiche Dämmer davon. Die Lüfte lodern. Das rote Feuer springt auf, quirlt, rollt den glühenden, sengenden, purpurnen Ball. Ostersonne sei gegrüßt!

Eine Stimme wird wach im leuchtenden All. Schießt empor. Lillililllilillililli! Verschwunden in der rätselvollen Leuchtferne. Und da singts noch und klingt, ein Osterstimmchen, timtim! Und summts und klangts, tomtum! Glocken groß und schwer und sonor, Glöcklein lieblich und dünnfein, Alleluja! Alleluja!

In visionärem Bann stehen die Menschen. Schauen-an die Schönheit und Allmacht. Gott ist nahe. Wie klein der Mensch!

Stumm nehmen die Männer den Hut ab, falten die Hände. Ehrfurcht! Ehrfurcht!

Da kommts zwischen ihren Reihen daher: Ein

Mann, ein Kind. Und der Hauch wirrt: Wißt ihr, ihr betet!

O, der feierliche Mann. Trägt seinen Kopf wie ein Sanktissimum. Wie der Mann nun ist, nicht mehr der Mensch. Er geht daher im Traume, ein Tastender im Leben. Ein nicht mehr Lebender. Und denken, wie wunderbar im Banne seiner Berufung er wandelt. Seine inwendigen Blicke, sein Zurückschrecken vor dem Lärm um ihn, vor den Menschen um ihn. O, der feierliche Mann, der da einhergeht mit dem Liebelangkinde! Siehe, er ist wahrhaftig der Sohn Christi! — Und so denken sie. Und seine leise, kaum merkliche Hilflosigkeit erscheint ihnen das königlich feierliche Attribut seiner visionären Abwesenheit.

Als sie langsam von den Höhen herabsteigen, haben sie noch in sich das heilige Schweigen. Da wissen Sie, was Noël Hurri meinte, als er sprach: Ihr betet! — Da war oft noch der Lärm zeitlicher Gedanken in ihnen, als sie beteten.

Er geht ihnen in dem leuchtenden Wiesentale voran. Josef Ignaz, Leo Heinrich und Jakob Jonas sind um ihn. Und die ihn von weitem sehen, und die an ihm vorübergehen, sehen, daß sein Gesicht ist, als habe es Wunderbares und Niegehörtes zu enthüllen. Da recken die Nächststehenden die Köpfe vor und geben Zeichen, daß er spricht. Sie hören Noël still vor sich in den Ostermorgen sprechen, als sei all das Merkwürdige und Wunderbare und Erhabene dieser Stunde in ihm zusammengeströmt und dränge nun zum Ausdruck.

„Das war sein herrliches Gemälde an der Leinwand des Himmels. Der Meister stand dahinter und blieb unsichtbar. Wie große Meister tun, denn sie wissen, daß man sie aus ihren Werken erkennen wird."

Sie gehen schweigend, sie gehen in friedensstiller Freude. Ostern leuchtet in der feiertägigen grünen Flur. Ob die das wissen in den Steinwüsten der Städte, hinter ihren dumpfen Wänden? Ob die das wissen in Berlin, Unter den Linden?

Es kommen nun noch die Leute aus dem Kinkeweg, und solche, die dicht bei der alten Bergkuhle wohnen und wollen hören, was ihnen wohltut.

„Wir wissen doch nun das eine bestimmt: daß der große Meister da ist! Daß er da sein muß, wo immer seine Werke sind. Weil aber nun die Menschen so sind, daß sie lieber den Meister als seine Werke zu sehen begehren, so hat man versucht, in dieses Gemälde an der Wand des Himmels einen Menschen zu malen, welcher der Meister ist. Und da er körperlich war, dünkte er ihnen näher. Einen solchen Mensch-Meister, den er Christus nannte, hat Raffael in das Gemälde gezeichnet als schwebenden Mann, rechts und links von ihm und in leiser Bewegung um ihn Moses und Elias. Drunten auf den feuerumstrahlten Höhen die Jünger und das Volk. Es sind etliche, die geblendet aufschauen und den schwebenden Mann einen Mittler nennen zwischen sich und Gott, den sie nicht körperlich sehen, und den sie körperlich sehen wollen in dem schwebenden

Manne. Es sind etliche auch, die bei den Jüngern stehen und die Heilung des Knaben verfolgen und das Wunder am Himmel nicht sehen. Sie suchen keinen Mittler, es genügt ihnen, Gott-Meister unsichtbar hinter seinen Werken zu wissen. Sie sind mit den Rätselwundern des Lebens beschäftigt, und sehen keine Wunder des Himmels. Aber die vielen, die nach dem Mensch-Mittler aufschauen, wollen von ihm wissen, und man schrieb ihnen eine Erzählung über ihn, über sein Leben, Wirken und seinen Tod. Die anderen aber dachten und glaubten über den Mittler, wie sie es erkannt haben. Und wie d i e s e es erkannt haben, will ich erzählen, von dem schwebenden Manne."

Nun nähern sich auch die Leute aus dem „Sarg" und von den vereinzelten Häusern an den stillen Seen. Staunende Blicke liegen in horchenden Gesichtern. Die alarmierten Seelen strahlen darin. Dumpf hallen die Schritte auf dem weichen Wiesenboden.

„Es war eine Heide und eine Hütte darin und arme Leute darin. Sie standen in Arbeit und Kümmernis. Sie hatten Kinder, aber einen Sohn, der schön und merkwürdig war. Seine Gedanken waren fein. Und die stillen, glühenden Gedanken wob er in seine harte Arbeit und in seine einfältige Kindheit, so daß diese, die ihn sahen und hörten, meinten, das müsse ein seltsames Kind sein, und müsse ein seltsamer Mann werden, der seine eigenen Wege gehe. Da hatten die Eltern große Sorge und

sprachen in bangem Erschrecken: Was wird aus diesem Kinde werden?

Es ging aber still am Tage und ging viel in die Einsamkeit zu den alten Hirten in der Heide. Sie hatten eisgraue Bärte und eherne Stirnen, und sie führten sonderbare Reden, und es klang immer wieder aus ihren Gesprächen: — und es wird kommen der von allen Völkern Ersehnte, — bis der kommt, auf den die Völker harren. – Einen Propheten aus deinem Volke und aus deinen Brüdern wie mich wird dir der Herr, dein Gott, erwecken. — Siehe, er kommt, spricht der Herr der Heerscharen.' Und sprachen das und schauten mit Prophetenaugen. So wuchs der Knabe auf und wußte nun, daß einer kommen mußte, die Menschen zu trösten, denn sie schrien nach ihm. Wir wissen, daß ein Erlöser kommen muß! Es schrien Juden und Heiden und Christen. Es war eine Weltsehnsucht. Und wenn er in der Heide im Nebel ging, wuchsen die Gigantenschatten der grauen Vorzeit neben ihm auf, des ehrwürdigen Flavius Josefs Gestalt, die des Plutarch, auch die des Xenophon, Virgil, selbst des Ovid. Sie alle zeugten von der großen, traurigen Sehnsucht, die von Anbeginn in der Welt ist. Es war wieder die Zeit, die nach Verzweiflung, Laster und Zynismus, nach Erlösung von allen Übeln begehrte."

Da zerreißen auf der Höhe von St. Paix die letzten Dämmergespinste, und um die Kirche auf dem Gottesacker wallt ein weißer Zug, flimmernde Goldkreuze und Fahnen voran. Die Auferstehungs-

prozession, die dreimal um die Kirche zieht. Und alle Blicke wehen hinauf. Es eilen Frauen mit Kindern aus der Gruppe um Noël heraus und eilen hinauf zur Auferstehungsprozession. Und so, wie die große Sehnsucht nach der Kirche auf dem Gottesacker hinaufschreit. Noël aber zieht weiter durch die Flur und spricht:

„Da wurde der Jüngling, der auf den Mauern des Hauses schaffte und zimmerte und hoch vom Dachfirst drunten die Welt sah, von dem Ruf der Sehnsucht gestoßen und wollte der armen Menschheit Tröster und Erlöser sein. Und wuchs groß in sein großes Denken hinein. Er begann damit, seinen Körper zu bezähmen, die Hemmnisse der Konstruktion aus Fleisch, Blut, Knochen, Muskeln zu überwinden für das geistige Horchen. Und indem er durch Bezähmung und Fasten das Fleisch tötete, rief er die Seele hellauf wach. Er wurde ein Hellseher, Hellhörer, der die leisesten Gedankenschwingungen wahrnahm. Er wurde Ätherkörper und ganz Geist, der — ohne sich zu äußern — schon durch seine Gegenwart bezwang. So machte sein von der Natur und dem Leiblichen losgeschälter Geist in sich Wahrnehmungen von wunderbarer Offenbarung. Siehe, du bist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe! — Er fühlte Gott in sich."

Nun drängen die Leute aus dem Gnaden- und Leichenweg um ihn, werden unruhig und fragen: „Sprichst du von Jesus von Nazareth?"

Er aber antwortet nicht und fährt fort: „Diese

Offenbarungen gab er den Menschen weiter und sagte: ‚Meine Lehre ist nicht meine Lehre, sondern die des Vaters.' Und sagte zum himmlischen Vater: ‚Die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben.' Er wollte sie zu Kindern Gottes machen, wie er war ein Kind und Sohn Gottes. ‚Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiliget seien in der Wahrheit.' Sammelte Freunde um sich und löste sie von der Welt los und sprach: ‚Sie sind nicht von der Welt, gleichwie ich auch nicht von der Welt bin.' Da folgten ihm viele nach, denn wen immer sein Blick traf, der spürte seine Gewalt und fühlte sich emporgerissen und wurde stark im Vertrauen, in der Liebe, im Glauben. So wandelte er unter den Menschen und war mild und stark und beglückend wie Segen. Den Zweifelnden, die da fragten: ‚Bist du der Sohn Gottes?', antwortete er: ‚Ich bin es —. Wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat —. Denn ich habe nicht von mir selber geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich tun und reden soll. Darum, das ich rede, das rede ich also, wie mir der Vater gesagt hat.' Aber die ihm schmeichelten und ihn gut nannten, sagte er: ‚Was heißet ihr mich gut? Niemand ist gut, denn der Eine, Gott.' Da nannten sie ihn den Gottgesandten. Aber seine Freunde nannten ihn den Erlöser der Menschen, den Menschengott, den Gottmenschen. Denn sie wußten nun, daß er in göttlicher Sendung gekommen war. Und so auch

wollte er seine Freunde in göttlichem Auftrage senden. ‚Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.‘

So tröstete und half er, so litt er und starb. Auf daß die Schrift erfüllet werde. So wie er allzeit den Spuren folgte, die von den Weissagungen ausgingen. Und so wie sein Lebensfazit war: ‚Die du mir gegeben hast, die habe ich bewahret, und ist keiner von ihnen verloren, ohne das verlorene Kind, daß die Schrift erfüllet würde.‘ Auch darin, daß er sich nun preisgab seinen Todfeinden. Er glaubte, Großes und Gewaltiges zu tun, weil durch das Leiden der Unschuldigen die Schuldigen erschüttert und aufgerichtet und so ihnen geholfen wird, geholfen durch das Beispiel und den gewaltigen, erschütternden, aufregenden Erlösergedanken, daß der Unschuldige mit das Leid trägt für die Bosheit und die Vergehen der vielen anderen. Das ist die Erlösung, die der Menschengott der Menschheit hinterlassen hat!“

Nun sind sie an den blanken Wasserkreisen der Seen angelangt und die Sonne glüht heilig und groß darin. Der lange Steg ragt in scharfer Silhouette. Da spricht Noël noch in die frohe Morgenstille.

„Jesus von Nazareth ist tot! Das an ihm, was Fleisch und Blut und Knochen war. Sein Geist ist noch in der Welt. Denn er hat gesprochen: ‚Ich will den Vater bitten, und ich will euch einen anderen Tröster senden, der bei euch bleibe in Ewigkeit, den Geist der Wahrheit‘. Dieser Geist der Wahrheit ist

der Wiedererwecker Christi. Nicht der Geist des Auferstandenen. Aber der Geist des Auferstehenden. Er erweckt und beruft in jeder Zeit, die danach darbt, einen Tröster und Seligmacher. Einen Unschuldigen, der die Schuldigen erlöst. Das wirkt der Geist des Auferstehenden für die Erde. Was kann der Auferstandene noch für die Erde wirken? Christus den Auferstehenden, den suchet!"

Aber nun fangen sie beunruhigt an zu reden, die da in Stille und hellem Horchen neben ihm gegangen sind.

„Du sprichst von dem Menschen und sprichst so, als sei es nicht der Gottmensch, und sprichst auch so, als sei jedweder berufen." Und so in redendem Eifer, und da flattert vom Gottesacker herab das weißgoldene Blinkende mit Kreuzen und Fahnen in die Wege herab.

Aber die Blicke der Fragenden stehen nun wie hundert helle Erwartungen um Noël. Da gleiten Wolkenzüge kühner Gedanken über die breiteckige Hurristirne, und wie dunkle Wundergrotten sprühen seine Augen Verheißungen aus.

„Glaubt ihr, daß Gott ein Mensch wurde, so glaubt ihr richtig. Weil solche sind, die anders glauben, darum glauben sie nicht richtiger. W e i l wir glauben, glauben wir richtig! Wir glauben eben unsern Glauben. Kann ein Mensch besser glauben als seinen Glauben. Ob wir nun Gott zum Menschen machen oder im Menschen Gott suchen, das trennt uns nicht, sondern einigt uns. Denn die Form

kann nicht trennen, da ja der Kern gleich ist. Gottmensch oder Menschgott! Glaubet nur! Denn der Glaube macht selig, nicht die Form!"

Die aus dem „Sarg" machen nun einen gesprächigen Lärm: „Für uns Evangelische sind das keine neuen Thesen. Er bestätigt nur, was wir wissen." Dann schrecken die Katholischen mit bösen Mienen zurück: „Will er uns evangelisch machen?" Da sind aber Altenberger, die von dem Trüd wissen, daß Noël den Juden Klaubermann sehr empfiehlt, und da er nun behaupte, Christus sei nicht auferstanden, sondern auferstehe noch, so wolle er wohl wie die Juden glauben, daß der Messias noch kommt. Da ist Noël wie ein Werbender mit tastenden Armen bei ihnen allen, und altklug fürsorglich drängt das Liebelangkind ihm nach: „Seid evangelisch, seid katholisch, jüdisch oder adeptisch, was kann es euch denn nützen, w a s ihr seid. W i e ihr seid, das kann euch nützen. Haltet die Augen zu und seht den Menschen nicht an, ob er schwarz oder blau ist. So hat Christus nicht vor den Menschen gestanden wie die Menschen jetzt vor Christus. Er stand wie der Bildhauer vor dem Marmorblock: ich muß den Engel herausholen! Ich bitte euch, holt den Engel aus dem Menschen! Nicht den schwarzen! Nicht den blauen! Oder ich bitte euch, holt Gott aus dem Menschen! Mag ein Mensch an der Straßenecke liegen und im Absinth schwelen, sein Blut nach Verbrechen dünsten, sein Fleisch nach Laster gieren — und noch sollen wir Gott in ihm suchen! Lassen

wir ihn untergehen, so geht Gott in ihm unter. Der Untergang Gottes in ihm ist unser Vergehen. Aber Gott in ihm ist nicht der Name! Es ist vielleicht die letzte Gutheit in ihm. Das ist Gott! Die Films eines edlen Gedankens. Das ist Gott! Der Funke ists, der durch die brutale Masse unseres Leibes verschüttet ist. Blaset ihn zur Flamme an, und er ist ein Feuer. Die da das Feuer in sich tragen, sind die Berufenen. Sie haben die brennende Dornhecke, aus der Gott spricht. So kann ein Mensch Gott in der Menschenhülle tragen! So göttlich kann ein Mensch sein! Auch das ist ein Glaube. Ob nun Gott in den Menschen steigt oder der Mensch in Gott — ist dieser Glaube nicht eins? Wenn wir so vor den Menschen stehen, dann stehen wir nicht schwarz oder blau vor ihnen. Aber wir sind dann alle zueinander und füreinander die Seligmacher. Ihr Brüder, das Feuer brennt nicht mehr, darum ist die Welt so kalt!"

Nun schließen alle Gruppen zusammen. Die Jungleute springen in den Kahn, rudern an den Steg. Und zwischen die Pappeln gleitet das Weißgoldene vom Gottesacker. Die Gruppen machen Widerspruch:

„Wir haben die Kirche, die uns sagt, was wir tun sollen, die unsere Heilsanstalt ist. Kannst du dagegen anderes sagen?" Und man sieht, wie sie voll peinvoller Spannung sind, die doch alle den Gutschein auf die ewige Seligkeit in der Tasche zu haben glauben. Da sehen sie, daß die kleine Liebelanghand in die Noëls schleicht und dieser langsam auf den Steg zugeht, indes er spricht:

„Zu Zeiten des Nazareners waren Pharisäer, Sadduzäer, Essener und Johannisjünger. Mochten auch diese oder jene vom Guten sein, so trat Jesus doch in keine Gemeinschaft ein. Es werden zu allen Zeiten solche sein, die zu Pharisäern, Sadduzäern, Essenern oder Johannesjüngern eintreten. Und solche, die wie Jesu tun.“

Dann wissen sie, daß er zwar gut und fromm spricht, fühlen aber, daß das ihnen Fremde in seinen Worten ist: das nicht Mystische, sondern das Begreifliche und Faßbare. Aber das Höchste und Hohe ist ihnen nun doch immer dasjenige, das sie nicht fassen können. Das Unbegreifliche muß ihr Glauben sein.

Von Unruhe geworfen, drängen sie nun um ihn. Es wird ein Murmeln, Raunen und Notfragen. Die schlaftrunkenen Seelen sind erwacht. Noël ist in der glitzernden Sonnflut auf dem langen Steg, und seine Stimme hallt in die osterfeierliche Luft:

„Darum sind nun euere Seelen unruhig, weil der Geist der Wahrheit über euch gekommen ist!“

Da strömt jenseits das Weißgoldene aus den Pappeln auf den Steg. Mit blinkenden Kreuzen und flatternder Seide, der weiße Prunk, die goldene Pracht. Der ganze triumphierende Himmel. Die Auferstehungsprozession. Der leise Wind bauscht die Gewänder der Priester und Chorknaben auf. Von der Höhe herab hallt, schallt das erste Anläuten zum Pontifikalamt.

Aus dem weißen Bausch heraus die Stimme des Curé Hurri in starker Selbstverständlichkeit: „Ihr

Männer von St. Paix kommt die Ostermesse singen!" Ragt blühweiß und feierlich und priesterlich. Scheint zu wachsen in den blitzenden Streifen der Sonne über das splitternde Kristall des Sees hinaus in die freudgrünen Wiesenweiten hinein. Steht mit dem steilgetragenen, geschorenen Kopf, ausrasiert die Tonsur. Siehe da, der gute Hirt!

Hinüber horchend, woher die Stimme dringt, steht Noël: „Rufe sie nicht, Curé von St. Paix! Sie müssen kommen, weil sie w o l l e n! Die Stunde ist nun da, wo sie wissen müssen, was sie tun!"

Da er dies sagt, wallen um sie all die Schauer dieser Stunde, die sie nahen fühlen. Sie hören, wie ihr Curé die Frage an die Häretiker schleudert. „Warum kommst du nach (2000) Jahren, als hätten wir vorher nichts gewußt? Ohne deine Lehre war die Welt christlich bis auf den heutigen Tag. Wir müssen in jener Kirche bleiben, welche von den Aposteln gegründet ist, und die bis auf den heutigen Tag besteht!"

Schwillt da die Stimme Noëls wie ein Silberschlag auf: „Bis auf den heutigen Tag! Jawohl, Curé von St. Paix, es wird einmal für viele oder alle von uns diese Erkenntnis kommen: bis auf den heutigen Tag! — Was dann mit vielen, mit allen? Die müssen doch auch einen Weg zu Gott finden!"

Aber der Curé: „Es ist nur e i n Weg, e i n Glaube, e i n Ziel!"

Aber Noël: „Es sind mancherlei Wege, mancher-

lei Kräfte, für diese alle ein Ziel!" Ist wie im Wurf mitten auf dem Steg. „Gib Zeugnis von der Wahrheit, Curé von St. Paix! Sage diesen: Ihr braucht kein Geschöpf als Mittler! Freigelegt ist euch der unmittelbare Weg zu Gott, sofern ihr die eigene religiöse Kraft habt, euch im irdischen Tumult dem Ewigkeitsgedanken nicht zu entfremden! Sage ihnen, daß die Kirche nicht verdammt, wenn sie uns in dieser eigenen Heilsgewißheit auf dem Wege zu Gott sieht! Daß die Mutter nicht eifert, wenn einige ihrer Kinder an dem Brote für alle sich nicht mehr sättigen können!" O, da quillt die heftige Inbrunst in seine Stimme, und die Not der oberen Zehntausend in der Welt weint darin. „Sage es ihnen, Curé von St. Paix! Denn sie müssen es wissen! Denn es ist Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit!!"

Und es hallt über die schimmernden Wasserkreise: Wahrheit! Und in das weite, leuchtende Ostertal: Wahrheit! Und in die Dreiländer der ringenden Welt und bis an die Finsternissäume der Ewigkeit: Wahrheit! Wahrheit!

Wie Stöhnen und Schluchzen und Händeringen. Die Herzen zittern.

— — Da fallen alle Notblicke auf den Curé von St. Paix. — — — — — — — — — — — — — —

Er steht. Der steile Schatten wächst nicht mehr.

Seine Blicke schweifen über das Volk in der blendenden Sonne. Die schwankende hilflose Masse. Die widerstandslose in den schweren Schicksals-

schlägen — —. Wenn sie dann haltlos im Sturm steht — —. Nicht mehr sich anklammern kann an die Jakobsleiter — —. Ein Cromwell bedurfte dieser inneren Kraft kirchlicher Lehren! — — Und diese da? — —

Nun wächst sein Schatten wieder steil auf in die schlanken Pappeln. Ich bin der gute Hirt! Unisono schwellen die Stimmen der Priester zu schwerer Feierlichkeit: „Extra ecclesiam nulla salus! Außer der Kirche ist kein Heil! Deum non potest habere patrem, qui ecclesiam non habet matrem! Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat! Und außer diesem kein Heil und kein Weg! Auf dem Felsen Petri ist die Kirche Christi errichtet! Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!"

Da ist die furchtbare Stille — — — — — —

Da ist der grauenhafte Widerhall — — — — —

Da steht Noël und meint doch, daß er geworfen ist, daß das Schuttern seines Körpers den Steg wirft und schaukelt. Und sie alle zittern. Und der ganze gewaltige Menschenkörper, der seine Arme reckt bis an die Weltenden, zittert. Und die Zehntausend in der Welt verstummen. Und Noël spricht wie bei ihren Leichen.

„Curé von St. Paix, nun trennen sich für immer unsere Wege. Und sehen wir uns wieder in der Ewigkeit, Curé von St. Paix, dann wissen wir, ob du wohlgetan hast!"

Da dröhnen drei Glocken mit Schall, Hall und

Klang timtamtum! Und zu Hilfe dem, der auffordernd steht, deutend nach der Kirche Christi droben auf dem Gottesacker. Siehe, ich bin der gute Hirt! Wer mir nachfolgt, wird eingehen in das Himmelreich! Folget mir nach! Höret die Kirche! Die liebende Mutter! Euere Mutter! Die tröstende, helfende, liebende. Nach der ihr verlangen werdet in euerer Todesstunde mit euerem letzten Atemzug, mit euerem letzten Stöhnen und Lächeln! Sie läßt euch nicht, sie läßt euch nicht! Folget mir nach!!

Sie schwanken, sie wanken, sie atmen schwer. Aber sie sehen Noël stehen auf dem Steg und wissen, so stehen sie alle. Und was spricht er? Spricht er noch? Die Glocken hallen. ‚Und Jesus sprach: Habt ihr nicht das gelesen, was David tat, da ihn hungerte, und die mit ihm waren? Wie er zum Hause Gottes einging und nahm die Schaubrote und aß und gab auch denen, die mit ihm waren; die doch niemand essen durfte, ohne die Priester allein?"

Aber siehe da, der gute Hirt! Zum zweiten Male sein Ruf: „Ihr Männer von St. Paix kommt die Ostermesse singen!"

Geworfen stürzen sie über den Steg zu ihm hinüber, die Männer, die singen wollen das jauchzende Alleluja, die Frauen, die in heftiger Rührung weinen, die Greise, die nicht mehr ringen, sondern sterben wollen. Und davon schwebt der ganze triumphierende Himmel. Hinauf die Höhe. Mit Hall und Schall und Klang jubeln die Glocken.

Unter den Zurückbleibenden eine unsagbare Wirr-

nis. Ein Knäuel um Gottche Liebelang. Einige Maurer von Molinart. Das Liebelangkind drängt an Noëls Knie. Achtung! Was geht da vor! Es geht etwas vor —! Noël hoch auf dem Steg mit eifernd erhobenen Armen. Aus seinem Gesichte lohen die leuchtenden Wunder seiner Seele. Ein Mensch nicht von dieser Welt, ein Gott nicht aus diesem Himmel. — — Prometheus! — — — — —

In zuckenden Blitzen aus seinen Händen das heilige Feuer.

„Nun ist unsere Stunde! Baut Tempel! Wie Alexander Severus ihn baute: mit Apollo und Sokrates und Christus! Brüder! Und so sei das nun: una sancta! Ob Apollo, Sokrates oder Christus: una sancta! Brüder! Wir haben nur eine Seele! Deine Seele, die meine Seele ist! Nur einen Gott! Dein Gott, der mein Gott ist! Nur ein Christentum! Deines, das meines ist! Wenn so vieles an dir mein ist, an mir dein ist, warum soll ich dann schmähen und hassen an dir, was mein ist, oder du an mir, was dein ist? Habe deine Seele lieb, dann hast du mich lieb, ob ich gleich schwarz oder blau bin! Ich habe dich lieb so unsagbar, weil ich so unsagbar meine Seele liebe! Dann ist der Streitsang aus der Welt, Alleluja! Dann singt das ganze Weltall das Loblied des Herrn, Alleluja! Und so einzig und immer: una sancta, Alleluja!"

Einzig und immer: unam sanctam!" hallts in den Buchenbüschen, wo eingedrängt Josef Ignaz mit den Beamten der vieille montagne steht.

„Una sancta!“ wogt das Gemurmel, und alle entblößen ihr Haupt. Stehen fest und aufrecht an dem langen Steg. Ihre stolzen Schatten ragen. — Und eines Mannes Hand in der Hand des anderen. Eine weit geschmiedete Kette, Mann an Mann. Ein Ring um die Welt. Ein Friedensspruch für die ganze Erde.

Da schwillt und quillt aus ihnen die erhabene Erschütterung dieses Augenblicks. Zerreißt in wonnigen Blutschauern ihre schluchzenden Seelen. Und da dröhnt die Woge ihres Sanges:

Großer Gott, wir loben dich,
Preisen deine Macht und Stärke!
Vor dir neigt die Erde sich
Voll der Wunder deiner Werke!

Brausen, Wogen und Osterglanz und dröhnende Glocken!

Aber der Mann auf dem Steg —. — Noël —. Das Liebelangkind ist von ihm weg — verschwunden. — Der hilflose Schreck überfällt ihn. An einer Seite ist der Steg frei, ohne Geländer —. Josef Ignaz, Leo Heinrich drängen vor. Aber vorgeschoben eine festgemauerte Reihe: der Propagand, die Maurer von Molinart, Henry Moblette —.

Die Menge starrt. Was ist mit Noël Hurri?“

Da verhallt das Ostergeläut. — — — Drüben auf dem Steg —. Wer kommt —? Das schöne Weib, das stolze Weib, was will es? Kommt. Kommt näher. Steht. Alle starren. Faßt Noëls Arm. Ruft: „Seht ihr nicht — er ist blind!“

Führt ihn über den Steg zurück. Noël und Rosmarin.

Der See schluchzt auf.

Ihnen nach Josef Ignaz, der die Reihe durchbricht. „Rosmarin, warum tatst du das?“

Ihr Gesicht nach ihm zurück: „Wollt ihr Noël Hurrî zum Lügner machen?“

Da sagt Noël tief und rauh: „Laßt sie. Sie mußte das sagen.“

Und lautlos starrt ihnen nach die Schar. Wie sie langsam vom Steg verschwinden. Wie sie zwischen den Hecken des Leichenweges untertauchen.

Dann fällt auf sie die Erkenntnis, wie blind sie selber waren! Darauf ziehen viele erzürnt davon in der Richtung nach Altenberg.

Andere fühlen ihr Herz zerrissen von Mitleid und ziehen Noël und Rosmarin entgegen auf der Schleife um den Steg. Etliche aber schleichen davon in Furcht vor dem Strafgericht gen St. Paix zu. Wenige schlagen sich voll Mißgunst und Schadenfreude in die Buchenbüsche. Eine Schar aber steht noch und schwört: Una sancta!

Und so vielspältig ist nun das Land zerrissen. Und so fünfschneidig das Schwert, an dem es verbluten soll.

Über dem leeren Steg schwalgt die Ostersonne wie rotes Feuer.

Droben aber vom Gottesacker herab hallt in jauchzenden Sängen die Ostermesse.

Wie lange noch?

Im Turme zu Molinart ist die dreißigtägige Nacht.

Noël liegt und muß ruhen und schlafen und darf keinen Tag sehen. Das Nebelsirren wird dann aus seinen Augen weichen, aus den Hurriaugen, wie keine mehr sind im ganzen Land. Der Schimmer aus der Welt wird wieder erstrahlen. Sagt man. Tröstet man.

Dann sieht er eine Welt im blassen Schimmer. Und sieht nur Schatten im Schimmer, schwere, klobige, drohende Schatten. So ist nun die Welt in seinen halbwachen Augen. Die schöne, leuchtende Welt, die er liebte.

Die vier Getreuen wachen an seiner Tür. Stehen da einmal im eifrigen Flüstern an der Turmtür, denn es soll die erste Versammlung werden. Es kommen hinzu auch etliche aus der treugebliebenen Gemeinde, die nun wissen wollen, wonach sie sich richten müssen, und wie das nun werden wird. Da springt der Glöckner drinnen aus dem Uhrkasten und läßt die Silberschläge der neunten Abendstunde hell und rufend klingen. Da scharren sie Geräusche vor der Tür und treten ein und begrüßen Noël mit rauhleisen Stimmen und sitzen um ihn.

„Wie ist die Stimmung im Land?“ fragt er.

Josef Ignaz spricht: „Wer für dich ist, hat viele Widersacher, wer gegen dich ist, hat viele, die für dich streiten wollen.“

„Es soll kein Streit sein! Wir wollen keine neue Fehde in den alten Zank tragen. Wir wollen im Gegenteil alle Religionen der Erde erlösen vom Kriege unter sich, auf daß ihre Arme frei werden zum Kampfe gegen die Nottitanen der Menschheit.“

„Beispiele dieser Art in der Geschichte ergeben nur Mißerfolge,“ erklärt kurz und abfällig ein wortscheuer Mann, der ein Apotheker ist.

„Die Mißerfolge sind Lehrmeister für Erfolge. Wir können in keinerlei voraufgegangenen Spuren wandeln. Wir müssen dem 21. Jahrhundert das Resultat aus der tausendjährigen Sammelmappe der Menschheit sein. Wir sind weder Unitarier noch Glieder der universal ‚theistischen Kirche‘, noch bekennen wir das Credo der Universalreligion des Thomas W. Higginson, ‚Paternität Gottes und Fraternität der Menschen‘. Das letztere ist im ersteren, und wir brauchen keinen Überfluß an Worten. Wir konstituieren uns durch die Tat. Nur durch die Tat! Darum soll unsere Lehre durch keine Satzungen in die Welt. Auch darin eifern wir dem wahren Abbild Christi nach, das keine geschriebene Lehre hinterließ. Unsere Lehre kann von Kopf zu Kopf gegeben werden. Denn wo der einzelne duldsam ist, werdens durch den einzelnen viele. Durch viele alle! Wir wollen das Unbekannte in der Welt sein, das flüsternd umgeht. Von dem alle wissen werden, wenn sie aus den Kirchen herauswanken, und nun auch ihr Verhältnis zu Gott nicht

mehr finden. Dann wartet es an der Kirchentür, das Unbekannte. Das nicht seine Worte, sondern seine Taten zählt. In stillinnigen Gemeinden, wie auch das junge Christentum zur Großmacht der Erde geworden ist. Mit diesen wollen wir gehen und suchen, was sie für ihre Seele nötig haben."

Da knackt das Licht in der Lampe, zuckt bis zur Decke hinauf in langen, fahlen Notarmen.

„So wollen wir leben und sterben für das Pfingsten einer neuen Verbrüderung!" verklingt Noëls Stimme.

Draußen schlagen die Buchenäste an die Mauer.

Der Mann, der ein Apotheker ist und bleibt, sagt kurz und abfällig: „Steuern wir noch einen Religionskongreß, wie er in Chicago war 1893?"

„Steuert man seine schöne, neue Yacht auf Klippen? Die Religionskongresse sind in der Geschichte die Mißerfolge. Schon von den Zeiten des Muselmanns Prinz Akbar an. Ein vorzüglicher Muselmann vor dem Angesichte des internationalen Gottes, denn er war unzufrieden mit seiner Seele und wollte andere Religionen kennen lernen. Ließ bei Delhi einen Palast errichten und berief dahin die Weisen und Priester. Sind dort zu schweren Fehden Scheiks, Ulemas, Sufis und Jesuiten zusammengekommen. Es wurde kein Pfingsten. Aber in Chicago sollten Asien und Europa Hochzeit machen. Zehn geschichtliche Religionen als Trauzeugen. Popen, Brahmanen, Buddhisten, Mandarinen aus China, Bonzen aus Japan, Griechen und Metho-

disten und der Episkopat vieler Länder. Aber man soll mit der Kirche keine Hochzeit machen. Sie sprengt die Fronte im Brautmarsch. Man soll die Ringe des gegenseitigen Vertrauens und der Hochachtung wechseln und still in sein Wirken zurückweichen. Denn der Rausch ist wie junger Wein. Dann blitzen die Messer. In Chicago blitzte das Messer der Scheelsucht über Kardinal Gibbons, der den Kongreß mit dem lautgebeteten Vaterunser eröffnete. Ein Erzbischof im Prunke des römischen Purpurs betet das Vaterunser unter Häretikern, Heiden und Schismatikern! Hah, wo ist der Griffel Michelangelos, um die göttliche Verdammung in dies Modernistengemälde hineinzuzeichnen! Nein, die Treuga dei, die wir mit den Kirchen eingehen wollen, soll kein Hochzeitsfest werden. Sie soll sein:

Wiedervereinigung der christlichen Kirchen!

Religiöse Einigung der ganzen Menschheit! im Sinne religiöser Duldung!

Dann aber muß aus der Welt hinaus der Ausspruch O'Connels: ‚Die römische Kirche betet für alle Menschen, sie betet mit keiner anderen Kirche.' Keine Einzelmensur für die Götter Buddha, Jesus, Mahomet! Und nur die eine gewaltige Hauptschlacht für den obersten Kriegsherrn Gott. Keine Götter neben ihm! Wir wollen niemand von seinen Altären reißen, denn wir wissen: alle Religionen sind gut! Wir wissen: in ihren Glaubensideen haben alle recht, in der Trennung unrecht! Wir wissen: das führt nicht zum dogmatischen Indifferentismus,

denn sonst müßte die Logik sein: Unduldsamkeit ist das Führungsattest der Dogmatik! Duldsamkeit ist das Majoratskind der Liebe! Alleinzig auf dem Neutralgebiet Liebe ist eine Einigung aller Bekenntnisse möglich. Alle anderen Mittel haben versagt. Die Liebe ist das Licht. Was kümmerts uns, auf welchem Leuchter es brennt? Wenn nur das Licht leuchtet! Wir aber wollen das Licht suchen, nicht den Leuchter! Vor diesem Hochzeitskandelaber sollen Hochzeit feiern Asien und Europa! Europa und die Nationen! Die Nationen und die Sekten. Wie ich euch bei unserem Ostermeeting von Jesus von Nazareth erzählt habe, das ist die Form, die Urne, in der jeder nach seinem Erkennen und seinem Bekenntnisse das heilige Feuer entzünden kann. Der Leuchter! Das Ostermeeting hat uns bezeugt die Auferstehung der Seelen. Wir wollen uns nun aufmachen zum Pfingsten der Verbrüderung! Wir wollen suchen die Obdachlosen, die an der Kirchenmauer liegen! Wir wollen suchen in der Wüste! Wir wollen suchen überall das Licht auf dem Leuchter!"

In schwerer Feierlichkeit stehen sie auf. Stehen alle, und ihre Schatten fallen in den blanken Lichtkreis. In seine Worte prallt ihr Schwur: „So wollen wirs halten. Das geloben wir!"

Und Josef Ignaz' tatfrohe Frage: „Wir haben dich nun als Haupt, aber wir haben keinen Namen."

Da hören sie Noël sprechen: „Wir sind die Suchenden."

Ihre Schritte verhallen im Turm. Auf den altmassigen Treppenspeichen. Draußen im engen Vorhof. Auf der hohldröhnenden Zugbrücke.

Über ihnen die schimmernde Millionenpracht des illuminierten Himmels. So viele Augen und keine Zunge! Das große Schweigen lastet auf der Welt.

Und sie gingen und suchten Gott in allen seinen Werken.

Die Suchenden! sprach Josef Ignaz, wenn er nachdachte am Tage, wenn er nachdachte in den Nächten. Waren sie nicht Suchende, die da heimatlos, elternlos hingeworfen wurden an den alten Berg? Die ärmsten Suchenden, die da sind die Niemandskinder. Über 200 000, die alljährlich in Deutschland illegitim auf die Welt geschleudert werden. Ohne ihr Zutun, ohne ihr Wollen, ohne ihre Schuld. 200 000 deklassierte Menschen! Jahr um Jahr. Heimatlos, elternlos. Wenn nun 200 000 wissen werden, wo ihre Heimat ist —. Bei den Suchenden —. 200 000, die der Suchenden Lehre weitergeben. Wenn dann das 200 000 fache zu Millionen sich multipliziert —. Millionen mit dem ersten Anrecht auf die Suchenden. Dann haben sie die Welt erobert, die Suchenden!

Das plant bei Tag und Nacht Josef Ignaz. Das ist um die Zeit, als der vom Nabob erworbene alte Bau für die ragged schools renoviert wird. Hah! springt in das Planen Josef Ignaz' der Gedanke: Wenn für die armen Niemandskinder die Suchenden die geistige Heimat sind, so kann ihnen hier eine

wirkliche Heimat werden. Eine Heimstube, wenn sie ein bißchen aus der Fremde sich herausstehlen wollen. Wenn also der Nabob hierher gekommen ist, um der Wohltäter der Niemandskinder zu werden, so —.

Wird sich demnach Josef Ignaz aufmachen und beim Nabob die Sehnsucht der Niemandskinder vertreten. Der Josef Ignaz, der so groß ist, aber seine lange Größe nicht aufrecht trägt. — — —

Man kann nicht anders: on s'amuse. Er versteht das, der Nabob. Seine Gäste kommen von drei Grenzen her. Aber sie fahren nicht mit ihren Autos an. Sie stellen sie im Altenberger Hasardhotel unter und machen den Weg nach dem Château zu Fuß. Ja und kurz und gut: on s'amuse. Noble Moral. Man kann sich vor dem Gewissen noch Pardon geben. Man bleibt stubenrein. Der Alte versteht das. Na ja, so 'n superlative neunte Budoirsymphonie. Einen Schritt Distanz hinter der Konvenienz. Aber fein. 'ne Atmosphäre frou-frou aus seidenen jupons. Aber diskret. Aber riesig diskret.

Die Gläser timpen. Venezianische aus der Königstruhe des Giovanni de Medici. Drei blitzblanke Reihen paradieren noch auf dem Kredenzschrank mit den plumpen schwarzen Kugelbeinen und den biblischen Intarsien auf der dunklen Beize. Auf der rasselalten Kalenderuhr im Kranzgesimse der Spruch: „So vergeiht zur Ewigkeit die Zeit."

Ein Prinz starrt darauf und knittert die Nase. Ein französischer Prinz. Manche sagen, ein eng-

lischer. Manche sagen ein illegitimer Nachkomme des kleinsten Napoleon. Manche sagen, ein solcher von King Ed. Man weiß aber nur, daß er weder in England noch Frankreich das viele, viele Geld ausgeben darf. Also gibt ers in Belgien aus. Der arme Prinz. Er ist süß. Er ist Prinz Bonbon. Sportsname. Prinz Bonbon sagt nasal und als hielt ihm einer die Nase zu: „Affreuse Affären! Das Land hier gährt in religiösen Rumoren, pas à pas mystische Inschriften: ‚Halt, Wanderer, gedenke!‘ Geniert doch. Man promeniert doch nicht in seiner Totenwäsche. Affreux!“

„Mm,“ mergelt der Nabob mit wulsenden Lippen, rückt auf der Truhe zurecht. Wenn man das lauchgrüne, florentinische Kissen wegschiebt, sieht man die Perlmutterkante des Deckels um den ‚Stammbaum Christi‘. „Mm, geniert nicht. Spricht man von X, dann spricht man nicht von U. Von etwas müssen sie immer schwätzen. Für X is also besser, sie schwätzen von U. Ich bin ein Beförderer von die religiösen Angepflogenheiten, und ich habe dem Pastor 8000 Franken zum Reliquienschrein gestiftet. Mein Taufschein ist katholisch. Prost! trinkense mal ex, Prinzelchen.“ Wirft das leere Glas über die Köpfe der Herrn an die Mauer. Das kostbare venezianische. So feudal machts ein Nabob. Hat sich auch mal die Hände in Sekt gewaschen. Hat auch mal mit einem braunen Lappen die Nase geschneuzt. So feudal machts ein Nabob. Baron Kiki bläst Zigarettendampf durch die Nase, auch durch die Lungen, zerrt die Mundwinkel schlaff.

„Wieder mal Gesinnung demonstriert, Sie Liebhaber von den acht Seligkeiten? Der Momang ist günstig. Die Jesuiten reiten heran.“ Faßt in seine Brusttasche und holt eine apologetische Zeitschrift hervor. „Ein gewisser Geheimer Sanitätsrat von Aas und Vieh, sprich: Tierarzt, verteilt so was.“

Da greift auch der Aachener mit der neuen englischen Hose und dem Renommee, Rosmarin Rosenrot die ersten Spargeln, 45 Mk. das Pfund, dediziert zu haben, in die Sporttasche, legt dieselbe Zeitschrift auf den Tisch.

„Wird in Aachen als Separatdruck von Haus zu Haus abjelagert. Luther auf der Jrenze von Dreilanden! Nett, was? Die katholische Presse schlägt schon Lärm, kündigt den Artikel wie 'ne jeistplatzende Bombe an.“

Baron Kiki wirft das Bein über die Sessellehne. „Na, Ihre klerikale Presse! Wenn bei Euch ein Hahn auf 'm Zaun das hohe C kräht, nennt ihr ihn Caruso. Wenn es dann aber mal ein Caruso ist, nennen sie ihn gewiß Hahn.“

Prinz Bonbon, der ein mangelhaftes Deutsch spricht, blättert in der Zeitschrift und liest die Unterschrift. Macht eine entsetzliche Grimasse:

„Parbleu! Baron de — Hannes! de — Hannes! Ist wie ein Ragout von Kaviar und Erbsen. Affreux! Woherum blüht denn dieser — dieser ähem — Adel?“

Und der prompt informierte Aachener: „Päpstlicher Adel. Hat wuchtige Karriere jemacht, jing

wie 'n jeölter Blitz. Hat 'n Frau Base, die ihn mit dem nötigen Draht versorgt, und da kriegt er den Baron gekauft, bezahlt auch vatikanische Hofkonzerte, und flutsch, hat ihn die Frau Base bis zum Jeheimkämmerer hinaufbefördert. Damit ist die Dekoration für den Laien erschöpft, und dann wurde der Papstbaron Priester und gedenkt somit noch höher mit Hilfe der Frau Base zu klettern. Nebenbei: er ist Konvertit."

„Ja, die haben meerschtenteels den fanatischen Pips. Also, so 'n Kienrußfresser."

„Einer, der vom Papst die Approbation erbittet, seine Fingernägel — schwarz zu lassen."

„Und nun spaziert der Mann mit seinem Talmiadel. O unsterblicher de Hannes!"

Und der Prinz noch immer skandalisiert: „Pardon, welche Bedeutung hat denn dieser — Adel?"

Da beginnt Baron Kiki mit einer umständlichen Erklärung: „Na, sagen wir mal: Minister des Außerlichen beim Fürsten von Monaco. Oder Kammerherr beim Kaiser Menelik. Oder —."

„Schluß!" ruft der schwere Antwerpener. „Den Mann dedizieren wir dem Panoptikum." Holt sich die Flasche her, und zum Nabob: „Prost, alter Kürbis!" Auch Baron Kiki hebt das Glas, schlürft das Aroma ein. Baron Kiki läuft mühelos an der Tête im Handy-Andy-Steeplechase. Baron Kiki ehrt sich durch sein Rennpferd. Darum spricht Baron Kiki:

„Warum die Menschenskinder nu die religiösen Geschichten aufbrüllen. Hab nie nisch an den Floh-

bissen meiner soi-disant-Seele gekratzt. Mich quält innerlich überhaupt nisch. Religion ist privat, sozusagen Hauszivil. Bei rührenden Angelegenheiten aus der Lavendelkiste zu holen."

„Die Sache macht aber Aufsehen," sagt der Aachener in der neuen englischen Hose. „Man diskutiert diese neue Lehre schon eifrig in Aachen. Natürlich en cachette, offiziell wirft man sich in die Entrüstungsloga."

Prinz Bonbon poliert seine Fingernägel. Wenn Prinz Bonbon schlechte Gewohnheiten kultiviert, ist ihm das Publikum fft. Fragt entsetzlich näselnd:

„Ah ça, was will der Mensch nun eigentlich mit seinen Religionsaffären?"

„St! Nicht Euch!" knurrt ihn Baron Kiki an, klopft ihm auf die Finger, weist nach der Zwischentüre.

Dort steht eine und sagt: „Er will die Menschen glücklich machen."

Rosmarin in den fließenden Linien ihres Empire, das wenig enthüllt, um viel zu verheißen. Prinz Bonbon hat die Alençonspitzen dazu gestiftet. 20 000 Franken. Bagatell!

Warum Rosmarin in der Türe zwischen der zu Oriflammen aufstraffenden niederländisch mit Verdura gewirkten Portière stehenbleibt? Sie sieht jetzt nicht aus, daß sie posieren will. Die Herren machen Salut. Jeder nach der Art seines Geistfazits. Aber der Antwerpener! Wird der Kerl 'ne schwere Leiche! Gehört zum Syndikat des Imports aus südwestafrikanischen Diamantfeldern. Steckt die

Orchidee aus seinem Knopfloch — die seltene Cattleya Scinneri, die schneeweiß fleckenlose von Pariser Importfirmen — auf seine Busennadel mit dem 10¾karätigen Stein, Quellwassertröpfchen, auch kein Mist, wahrhaftig. Und reicht Rosmarin die fürstlich bestielte Blume. Prinz Bonbon ignoriert die protzige Frechheit. Massiver Sirupkerl. Nix für prinzliche Leut.

Rosmarin dankt nicht mit dem Lächeln, das verwöhnte Männer mit orientalischer Hand belohnen. Ihre Augen changieren dunkelgrau. Baron Kiki würde sie bei einem Pferde bösartig nennen. Aber die Bewegungen ihres Körpers wirken beim Sprechen mit. Sinnbetörend. Dann sengt um sie die heiße Gunst der Gentlemans. Das tat Rosmarin ehedem unbewußt. Jetzt tut sie es und weiß es. Das ist der Unterschied. Und das ist die Wandlung in ihr. Mehr nicht.

Darum steht jetzt Rosmarin Rosenrot und lächelt nicht, wenn man ihr Fürstengeschenke gibt.

„Glück!" lächelt spitz der Prinz neben ihr. „Wie plebejisch! Genuß heißt das Ding heute."

„Sie haben recht," sagt Rosmarin ohne Animation, „wenn man kein Glück besitzt, begnügt man sich mit dem Genuß." Geht hinüber zum Fensterpodest. Ein Diener folgt ihr mit dem Kasten Solenhofer Steine, die sie in ihren, ach Gott! so trägen Stunden zu Originallithographien verarbeitet. Prinz Bonbon ist über sie gebeugt und saugt den Duft ihres Haares ein. Wispert seine Artigkeiten ohne Verve.

„Ah, malen Fleisch wie Corinth, Bäume wie Leistikow, Formen wie Murillo, Porträts wie Slevogt, parbleu, parbleu!“

Sie hört nicht auf ihn. Das Gespräch am Tisch nimmt seinen schleppenden Fortgang. Baron Kiki monologisiert noch: „Warum die Menschen à tout prix ein Jenseits haben wollen! Mir unfaßbar. Mir doch lieber, daß mich nach diesem Leben kein Inquisitorialgericht mehr erwartet. Daß dann endgültig Schluß wird. Kaviar fürs Volk! Mehr nicht.“

„Haben Sie ihn gehört?“ schnellt Rosmarins Frage her.

„Nicht die Ehre gehabt.“

„Dann wissen Sie auch nicht, wie das ist. — Die Kraft, die von ihm ausgeht. — — Nein, es ist nicht die Kraft. Vielleicht die Tat. — Nein, auch diese nicht.“ Nun ist der dunkle Kopf tief über der Arbeit. „Vielleicht ists bloß das — daß man seine Worte lieben muß.“

Die plumpe Eifersucht des Antwerpener begehrt auf. „Mordsbleu! Den F r a u e n kann so was bloß gefährlich werden.“

Sie stülpt in erbarmungsloser Verachtung die Unterlippe auf. „Wenn er jetzt hereinkäm und redete, würdet ihr alle schweigen.“

Und Baron Kiki: „Seine Suggestion reicht aufs Volk. Dem gebildeten Menschen wird er den Gottesbeweis schuldig bleiben.“

Als dann die Flügeltüre zur Halle auffliegt und Johannes Dietrich eintritt, fallen alle Blicke dorthin,

als sei nun ungerufen der Gerufene eingetreten. Rosmarin aber späht mit aufschnellendem Kopf. Durch die geöffnete Türe — draußen in der Halle — der Schatten Noël Hurrls. Springt auf in einem Impulse, der sie mit wahnsinniger Freude stößt, wirft weit auf die Türe.

„So fragt ihn doch selber!"

Noël steht, den Fuß auf der Treppe. Was will man von ihm? Da hallt dunkel und leidenschaftslos Rosmarins Stimme: „Sie fragen dich: Ist ein Gott?"

Der Antwerpener läßt das Glas schwer niedersinken auf den Tisch, daß es in seiner Hand zerbricht. Das bacchanalische Splittern springt heraus in die Halle.

Noël sagt hart und still: „Die Herren mögen ihren Rausch ausschlafen."

Da ist Rosmarin auf halbem Wege zu ihm, ruft ihn fordernd an: „Antwortest du nicht?"

„Ich antworte denen, die da suchen!"

Aus dem Saale heraus eine Stimme: „Man sucht doch nur das Verlorene und das Verlorene nur, wenn es ein Verlust ist."

Da sagt Noël: „Der Umweg ist groß. Erst den Verlust erkennen, dann das Verlorene suchen."

„Mathematisch läßt sich der Verlust berechnen, nicht philosophisch."

„Es ist noch kein großer Philosoph Atheist gewesen."

„Also rechnen Sie uns aus, ob ein Gott ist."

„Mathematisch könnte ich das. Einen lückenlos, mathematischen Gottesbeweis. Aber was ist ein auf der Rechentafel konstruierter Gott?"

„Bien, also ein Gefühlsgott."

„Erst recht nicht. Der gebildete Mensch beweist sich Gott zu kompliziert. Er ist einfacher. Alles Große ist einfach. Das Volk beweist sich Gott zu simpel. Das Große ist nicht simpel. Mein Gottesbeweis ist einfach und nicht simpel."

„Wir fordern nun den Beweis."

Dann steht er still und spricht, und so wie noch die Welt verschwommen vor seinen Augen ist, spricht er verloren in sich hinein: „Wer Gott nicht mehr erkennt, hat ihn früher gewiß nicht richtig erkannt. Darum muß ich nun tun, daß man ihn richtig erkennt. Er hat ihn vielleicht gesucht an Orten, in Zeiten, in Stimmungen. Er hat die Person Gottes gesucht. Oder die Materie Gottes. Man wird nun einsehen, daß man nicht hinter Gott her forschen kann! Da wir nie das Endresultat in der Beweiskette finden werden, so müssen wir uns mit der Wissenschaft begnügen, daß Gott ist. Mehr brauchen wir nicht. Aber das brauchen wir!"

Nun haben die Herren ihre Plätze verlassen und stehen in der weitoffenen Flügeltüre. Sie haben die Empfindung, daß sie den Atem verhalten müssen, um einen Nachtwandler, der auf der äußersten Spitze eines Turmes steht, nicht zu wecken. Sie horchen!

„Alexander entdeckte auf hohem Meere das glückliche Arabien durch die Wohlgerüche, die ihm ent-

gegenströmten. Wo die Möwen aufsteigen, da muß Land sein. Wo die Sehnsucht ist, da muß ein Gegenstand des Sehnens sein. Und die Sehnsucht ist! Die Geschichte der Menschheit manifestiert sie. Die Römer hatten abgewirtschaftet. Die Griechen täuschten sich über den Bankerott hinweg mit philosophischem Geschwätz. So fand Paulus das Volk in Athen. Rom hatte ein Jahrhundert blutströmender Kämpfe hinter sich, als Augustus den Prinzipat antrat. Und wie die arme tastende Menschheit so oft getan, sie reckte ihre Arme nach ihm aus, dem ‚Heiland der Welt', sie wollte erlöst sein. Da erneuerte er ihnen die alten Kulte, und baut Tempel, und so in richtiger Würdigung des Menschheitssehnens. Und so schrie immer wieder die Sehnsucht auf. In jeder Zeit. Heute. Weil diese Sehnsucht ist, unleugbar, so muß auch der Gegenstand und das Ziel dieses Sehnens sein! Wenn kein Ziel und Gegenstand des Sehnens wäre, warum dann das Sehnen? In jedem Menschen, wer immer er sei, wie immer er es benennen mag. Das ist der Gottesbeweis aus der Geschichte der Menschheit! Fragt ihr mich also, ob Gott ist, so ist das so merkwürdig, als würdet ihr fragen: Sterben wir? — Die Natur stirbt nicht, sondern erneuert sich. Warum sollen wir sterben? Wir sterben nicht, wir erneuern uns, wir ziehen ein anderes Gewand an. Das ist unsere Unsterblichkeit! Das ist lächerlich einfach. Aber wenn ihr nachdenkt ohne das Lachen, so werdet ihr es erkennen."

Da ist er schon in der halben Treppe, und wie nun Rosmarin steht und ihn höher, immer höher steigen sieht, meint sie, er ständ noch unten bei ihr und wachse nun länger, länger, immer weiter von ihr weg, über die Zimmer des Schlosses hinaus, bis an die Kuppel des feierlichen Himmels, und sein Weihrauchatem heilige die ganze Welt, und ihre heißen Arme dürften nicht mehr nach ihm recken, und die Umrisse jenes Mannes seien nun so gigantisch von ihr fort, daß sie sie nicht mehr in ihren brennenden Busen schließen kann.

Dann spricht hinter ihr der Prinz: „Wie Sie ihn lieben!"

Sie sieht ihn wie in wirrem Erwachen an und sieht ihn noch an mit erstarrten Blicken und spricht schwer und mühsam: „Prinz, diesen Mann begehrt man nicht!"

Er steht und sieht ihr nach. Dann knackt die Türe hinter ihr zu. Im Saal schwirrt das gedämpfte Gespräch. Da fährt der alte Kürbis drein. Zum Teufel! Jener Mensch verdirbt ihm den Fischfang. Die Signallampe blitzt grün auf. Das Jeu ist bereit. Klingelzeichen sind durch Signallampen ersetzt. Eine feine Vorrichtung, eine verschwiegene. Die Herren gehen zum Jagdzimmer durch die Halle. Sie ist mit Korklinoleum belegt, darüber dicke Smyrnaläufer. Kein Schritt hallt. Die Verschwiegenheit des Schlosses — das ists. Der alte Kürbis versteht das.

Der Antwerpener kommt mit Baron Kiki und keucht seinen schweren Ingrimm.

„Wie ist sie nun? So oder so? Gift oder Honig?"

„Sie haßt uns alle wie die in Öl geschmorten Kartoffeln, die sie im grauen Haus essen mußte."

„Glaub ich auch, und darum macht sie mich toll."

„Warten Sie, bis hier der große Kladderadatsch losbricht, dann ist sie mürbe."

„Der alte Fuchs hats nie bis zum Kladderadatsch kommen lassen. Das ist das Geheimnis seines Erfolges. Mordsbleu! wenn sie will, wird der Prinz sie heiraten. Sie hat ja was — mm; sacrebleu! was toll macht!"

„Kauklappe zu! Da kommt sie."

Sie will sich von den Herren verabschieden. Sie muß charmant sein, das kann füglich der alte Kürbis für sein Geld verlangen. Da macht der Antwerpener zwischen Tür und Angel eine plumpe Avance. Er erzählt von dem Kollier, das das Syndikat anfertigen läßt, zehnreihig, aus dreizehnhundert kleinen orientalischen Perlchen und fünf Goldspangen mit je achtzehn Diamantsplittern.

„Wohl für die Königin von Saba?" fragt der Aachener.

Da richtet der Diamantschleifer fest seine Blicke auf Rosmarin. „Nein, für die Königin desjenigen aus unserem Syndikat, der demnächst sich vermählt."

Der Prinz spricht Worte wie Nadelstiche: „Eh, Richelieu gab der reizenden Ninon de Lenclo zu Ehren Feste in seinem Palais zu 50 000 Talern — und ist nicht erhört worden!"

Da lacht ihn Rosmarin mit blitzenden Zähnen

an. „Zahlen Sie fünfzig Millionen, Prinz! Fünfzig Millionen ist wahrhaftig nicht zu teuer, um sich Liebe zu kaufen.“

Da ist das schwülgleißende Wispern des Prinzen um sie: „Ah vraiment, Thomas Moore hat recht. Ein Teint wie Rosenblätter in Milch getaucht! — Dieses göttliche Inkarnat — je l'adore!“

„Zahlen Sie doch fünfzig Millionen,“ wirft Baron Kiki phlegmatisch hin. Und dann raspelt der Dialog nadelspitz auf der äußersten Kante des Schicklichen hin. Ein Fluidum moralinfreier Atmosphäre. In leisem Schwelen hinter Rosmarin her. Ihr Tagewerk ist getan. So gibt der alte Kürbis das Zeichen zu verschwinden. Sie ist Fürstin. Wenn sie dreimal gegähnt hat, geht sie schlafen. Aber sie hat seidene Kissen.

Der alte Kürbis macht sich schon am Dianakamin zu schaffen. Ein Druck auf das Diamantauge, und der massive Kaminvorbau dreht sich wie eine Türe. Die Herren schlüpfen ein in die Kellerhalle. Weiße Felle bedecken die feuchten Mauern. Der Spieltisch inmitten —. Und schon fällt lautlos hinter den Herren der Kaminvorbau in seine Marmorquadern zurück. Johannes Dietrich bleibt im Jagdzimmer, rückt den antiken Bronzesessel mit der maisfarbenen Polsterung an den Tisch, stellt den Maßkrug neben sich. Uhaa! ist der Johannes Dietrich jetzt 'n Freiherr! Verbraucht kein Knochenschmalz zur Arbeit. Seine einzige Arbeit wird mal 'n Handbewegung unter die Tischplatte auf den Knopf sein, wenn mal

was Ungehöriges reinkommt, vielleicht die Polizei. Dann blitzt die Signallampe drunten im Keller rot auf, und dann bringen diese Unterirdischen sich irgendwo an die frische Luft; wo das ist, weiß selbst der Schannes nicht. — St! schnuppert was an der Türe —. Der Koch? Spioniert das Rindfleisch?

„Heh, Koch, weißt du, was Salz ist? Salz ist etwas, ohne das Kartoffeln schlecht schmecken. Und Koch, weißt du, was Fächer ist? Womit man die Wärme wegbürstet. Und, Koch, weißt du, wie Sekt schmeckt? Wie eingeschlafene Füße."

Da steht einer in der Türe und spricht: „Ich bin nicht der Koch."

„Ganz recht," macht Schannes seelenruhig. „Sie sind der Sanitätsrat für die ganze Schöpfung, ausgenommen die Menschen."

Der Propagand rollt die hurtigen Blicke: „Kann man eintreten?"

„Sogar zweitreten, bitte."

„Der Herr auf Molinart unterstützt die ketzerische Bewegung, diese Suchenden! Wir, geehrter Herr, wir sind Suchende. Vaterlandsuchende!"

„Der Herr auf Molinart hat auch gestiftet Reliquienschrein. Der Herr von Molinart ist Wohltäter. Nach Rezept: Freiheit, Frechheit, Liederlichkeit."

„Ich spaße nicht."

„Ick och nich."

„Wenn der Herr hier Wohltäter spielen will, so kann man ihm selbstverständlich keine Vorschriften

hierüber machen. Aber ehrbare Bürger lassen sich keine — Bankertgenossenschaft ins Land setzen! Jawohl! Die ragged schools hätte man noch hingehen lassen, aber nun die damit verquickte Heimat für die Bankerten von ganz Deutschland! Das ist für Neutral der Todesstoß. Das gerüttelte Maß ist jetzt voll. Der Tropfen, ders zum Überlaufen bringt, hängt schon irgendwo."

„Ich denke an Ihrer Nase, Herr Geheimrat."

Des Propagands Augen springen wie Herdfunken. „Herr, Sie wollen mich provozieren. Das bringen Sie nicht fertig. Aber ich bring was fertig. Ich! Wenn der eiserne Kehrbesen hier losgelassen ist, dann fliegen auch Sie raus, die ganze Bude hier. Wir wollen endlich unsere Grenzen reinfegen. Wir wollen unser ehrbares Renommee in der Welt wiederherstellen. Wir wollen das Flickstück an unserem Staatskörper, das uns verunziert, loslösen. Neutral wird fallen! Heute! Morgen! Belgien zögert noch. Morgen wirds nicht mehr zögern."

„Wollen Sie Minister werden?"

Da nähert sich ihm der Propagand, zischt ihm zu.

„Wir haben uns jetzt die Hilfe ins Land gerufen: die Jesuiten! Ihr Einfluß reicht auf unsere klerikale Regierung. Verwandte unserer leitenden Männer sind Mitglieder des Ordens. Jetzt oder nie! Neutral steht an seinem Sarg. Adieu!"

„Wahrhaftig, es riecht schon ibel. Adiö!" Und als die Türe hinter ihm zuklappt: „Prahlerischer

Schwätzer! Säuft sich auf Molinart den Bauch voll Sekt und spioniert hernach. Adiö!"

Da beginnen in den Dreilanden die Meinungen zu gären, und man horcht spitz auf den Lärm der Suchenden. Doch hört man keinen Lärm. Und nur der Atemzug stiller Begeisterung. Und eine große, lautlose Verkündigung der Botschaft Augustins: „Ich will dich suchen, damit meine Seele lebe." Und die Tröstung Pascals: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest." Und von Huttens Siegfreude: „Die Geister erwachen, es ist eine Lust, zu leben." Der demütige Rausch hatte die Erde geküßt, die da eingegraben trug die Spur der Suchenden. Aber es lauerten auch Gesichter hinter den Fenstern, die knurrten: Luther ist im Land! — zum Beispiel das Trüd, zum Beispiel der Jeske. Sie waren und blieben gestört im Beten. Das schöne, gute, sanfte, duldende Heilandsgesicht, das allzeit gewährend genickt hatte, schüttelte nun gar des öftern den Kopf: ich han nüs! Und wenns ihm zu arg wurde, fauchte es wie der böse Gott Baruch. Da hielten Trüd und Jeske mit dem Beten zurück, und da fehlte ihnen etwas, und da war eine Lücke im Alltag, und da war ihr Grimm so furchtbar.

So furchtbar war ihr Grimm, daß Trüd an einem der mondlosen Abende sich aufmachte, eine Raupe in ein Kohlblatt wickelte und hinschlich zum Wallgärtchen, das liebe, leise Frauen dem Ketzer pflegten, und die Raupe in die Blütenidylle warf und „verbetete". Ha so! in Herrejotts Nam', jetzt

wird sein Judasgärtlein von den Raupen gefressen. Hä so! Tripptrapp aber heim in die Zonn, um vor Raupenschaden das eigene Anwesen zu bewahren. Da steht Jeske an der Türe. Jeske, bliev in der Tür! Trüd wird beten vom Zaun aus. Im dreieinigen Namen usw. Wird auch beten vom Tümpel aus. Und so von drei Seiten, aber so, daß die Raupen nicht ins Haus laufen. Amen.

Und so in furchtbarem Grimm Trüd und Jeske, die sehr gestört im Beten sind.

Dann kam noch ein Schlimmerer als Luther ins Land, der Herr von Beelzebub, nieste Feuer, und es stank nach Phosphor. Dieser Erzteufel stand allmorgens nach der Neunuhrmesse an der Kirchenpforte auf dem Gottesacker, wartete auf die leise Person, die nun im Pfarrhause hauswirtschaftete und mit frommem und zugeknöpftem Gesichte einherkam. Gingen selbander und sammelten Säcke voll Blasphemien, Ketzereien und blutroten Unüberlegtheiten. Das war und blieb aber auch der einzige Mann, mit dem die leise Person verkehrte. Danach hielt der Curé Umschau unter jenen, die am Samstage an der Kirchentüre von ihm als Vorstand der Armenverwaltung das Almosen der Gemeinde empfingen, und siehe, es waren etliche darunter, deren Ketzereien in dem Teufelssack steckten. Da brachen sie in gewaltigem Schreck zusammen und schrien: „Herr Pastur, verflucht sei der Ketzer!" Hörten dann, daß der Ketzer auch Brot spende, und kamen in eine große, innere Wirrnis und wußten nun nicht,

welches Brot ihnen dienlich wäre für Leib und Seele.

Das wußte schließlich auch nicht mehr einer, der ein Reicher und Gescheiter und Würdiger und der Vornehmste auf dem Grenzstrich war, der Grolles Schmetz. Er kam zum Curé, der in seinem Brevier betend auf dem Gottesacker zwischen den Hügeln der Schlafenden wandelte, soundso das Geschwätz hie, das Geschwätz da — es könnt' schier einen Heiligen umwerfen. Klappt der Curé das Buch zu, zieht die Brauen hoch. Wenn nun noch die „Säulen" anfangen zu wanken —!

„Herr Schmetz, da gibt es nur eine Richtung, die des Sankt Augustin: ‚Auch den Evangelien würde ich nicht mehr glauben, wenn die Autorität der Kirche mich nicht dazu bestimmte.' Zu Ihrem weiteren Trost sag ich Ihnen: Allerheiligen kommen die Jesuiten und halten hier eine große Mission ab. Danach wird, so hoffe ich zu Gott, unser Land gereinigt sein."

Verständnisvoll und sehr getröstet nickt Grolles Schmetz: „Die Jesuiten, ja, können wir kontent sein. Wenn die etwas beweisen wollen, beweisen sie, daß der Hahn vom Esel abstammt."

Geht der Curé schnell davon.

Der Sommer schüttelt die dräuenden Wolkenmäntel.

In den weitgrünen Wiesengründen schwalgt der brennende Dunst. Die Mücken fallen taumelnd auf Mensch und Vieh. Jäh ist die liebheiße Sonne fort

und die Flur verdunkelt. Wie Hünengräber ragen die Heustollen aus der grünen Ebene. Das Wolkenuntier lauert im Bambusch, brummt fern und dumpf. Dann rasseln sie mit hochbeladenen Heufuhren heim, peitschen die Gäule, und die Menschenstimmen hallen wie in einem ausgeräumten Saal. Da springt das Ungelüm überm Bambusch auf, bläht sich feuerrot in der Wolke und tut einen Knall. Nun eilen die letzten vom Felde heim. Und im Gnadenweg eilen sie, suchen Unterschlupf im Häuschen der Susa Matthias. Eierlieschen ist aber schon anwesend, und da es angetan ist mit einer steiffrischen Kittelschürze, sieht es ein bißchen festlich aus, und sagt ihnen, da heut wär der Freitag, dürften sie nicht bleiben. In ihre klinkernde Stimme wirrt die greinende der Susa Matthias.

„Wenn das Gewitter jetzt in die dritte Stunde kommt — ich hab Angst!“

„Soll ich der Pastur holen lassen?“

Da stehen Susas wirrende Blicke und ihr hastender Atem still. „Nein. — Laß Noël Hurrt rufen. Ich warte doch auf ihn.“

Nun läuft das Brummen rund um den Wald und ist nicht mehr still, und lautlos zucken die Blitze hinein.

„Es wird schlimm,“ sagt noch Susa. „Hol das Buch aus der Tischschublade, lies, und beschwöre das Gewitter.“

„Darf ich herein?“ fragt draußen eine Stimme.

„Der Jakob Jonas darf herein,“ näselt die Krankenstimme. „Kommt denn der Noël nicht?“

Da eilt Jakob Jonas zurück und will ihr wieder den Willen tun. Zwei Frauen warten noch draußen. Sie sind von Aachen herübergekommen. Aber in der Stube wimmerts: „Ihr dürft nicht herein.“ Doch sagen sie, daß zehn Gewitter sie nicht von dem Hause wegbringen. Dann kommt noch ledern und feierlich Grolles Schmetz, der die Erlaubnis vom Curé hat. Mit ihm schlüpfen gewaltsam die Frauen ein. Dann brüllt jäh auf der Donner, und Feuer und zischende Flammen zerfetzen mit dröhnenden Schlägen die schwarzen Wolkenmäntel. Mit gesenkten Köpfen sprechen sie in der Stube: „Jesu walt's.“ Eierlieschen stellt nun die geweihten, brennenden Kerzen ans Fenster, verbrennt Weihpalmbüschel und hebt das Kruzifix gegen das Fenster, beginnt mit der Beschwörung.

„Im Namen des Vaters, Sohnes, Heiligen Geistes. Ich beschwöre euch, ihr lieben Wolken, Blitz, Donner, Hagel, durch die Allmacht Gottes Vaters (schlägt groß mit dem Kruzifix ein Kreuz), durch die Weisheit Gottes Sohnes (ebenso), durch die Gewalt des Heiligen Geistes (ebenso), daß ihr euch zerteilet und keinem Menschen noch eines fruchtbaren Landes Schaden zufüget. So beschwöre ich euch im dreieinigen Namen, daß ihr aufhöret zu wüten und die menschlichen Herzen zu erschrecken —.“

Da platzt der ganze Himmel auf, gießt pladdernde Regenströme, beißt kalt in die dicke, schwelende Luft.

„Ich beschwöre dich, grausames Ungewitter, daß du dich hinwegbegebest in ein wildes Land, wo du niemand Schaden zufügest. Und wenn dich vielleicht der leidige Satan sollte erweckt haben durch die Überschattung, so die Kraft Gottes über die Mutter Gottes gemacht hat —."

Aber das Untier springt nun mit giftigen Feuerschwänzen aus dem Bambusch heraus, turbelt, wirbelt, wälzt, rollt durch die flackernden Lüfte, zischt auf die Häuser nieder, zerkracht mit Funkenstäuben und Glutplustern. Und blutrot züngelts an dem erhobenen Arm des Eierlieschens herab. In demütiger Furcht fallen die Menschen in der Stube auf die Knie. Jesu walt's! Jesu walt's! Hoch hebt Eierlieschen den Arm mit dem Kruzifix. Furchtlos und vertrauend, mit gehöhltem Munde:

„— so beschwöre ich dich durch das gebietende Wort, so unser Herr Jesus Christus am Meer Genesareth über dich gesprochen! Ich beschwöre dich durch alle Beschwörungen, so alle Heiligen Gottes gegen dich getan!" Tritt dicht ans Fenster, schlägt dreimal mit erhobenem Arm das Kreuz, furchtlos glaubend, furchtlos hoffend. „Ich beschwöre dich mit ausgespannten Armen des gekreuzigten Heilandes —."

In einem furchtbaren Getöse geht ihre gelle Stimme unter. Rauschen und Blitzen und Hagelschlag. Und so furchtbar, als schrie in der einsamen Unendlichkeit die ewige Stimme und schrie so über-

aus gewaltig, um nicht zu hören, daß sie allein schrie in der unendlichen Einsamkeit.

Und dann die durchraste Stille. Schwefelgelb loht noch die Finsternis. Die Wolken flüchten. Nachzittern noch die Lüfte. Und feierlich tote Stille.

Da taucht draußen an der Scheibe zwischen den flackernden Kerzen ein Gesicht mit wirr und naß hängendem Haar auf.

„Laßt den Noël Hurrt herein!" wispelt Susa Matthias mit stillem Jauchzen. Die kühle Regenluft flattert durch die offene Türe. Jakob Jonas tritt herein, wirft den Sack, den er zum Schutz über Kopf und Schulter geworfen hatte, ab, sieht nach der Uhr. Schleicht hin und stellt sie unbemerkt eine Stunde zurück.

Vom Bette aus tönt Noëls Stimme in heiterer Stille und wie schimmernder Sang. Er will Susa Matthias von vielen Leiden erlösen. Er will Susas greinendes Krankenstimmchen lachen lassen. O, er will Susa Matthias das Liebste antun. Aber dann ist Susa Matthias wieder gezupft und gestoßen und muß an die dritte Stunde denken.

„Siehst du, die Sonne kommt wieder," nickt er ihr zu. „Als würde sie nun ganz für dich in deiner Scheibe hängen." Sie soll doch von ihrer Bettdecke hinweg dort hinauf schauen. Und führt sie in einem schimmernden Märchen hinauf in die leuchtenden Wolkentäler, auf kristallene Bogen. Und seine Gedanken rollen wie Leuchtkugeln in das hochzeitliche All voraus.

Da weinert Susa: „Ich werd melancholisch, wenn ich in die Wolken sehe.“ Die tödlichste Unruhe zittert über ihre Haut hin. „Bald wird der Herr kommen und mir die Dornenkrone aufdrücken.“

„Der Herr kommt nicht, Susa. Warum soll der Herr kommen und dir Blut schlagen? Du leidest doch schon genug. Deine Nerven sind krank. Darum glaubst du das.“

Mit ihren verkrampften Fingern langt sie zu ihm auf, tastet auf sein nasses Haar, und mit pfeifendem Atem: „Von meinen Nerven soll das sein —?!“

Er nimmt ihre zwei Hände. Und ruhig und sachlich: „Wenn du wirklich auf die Wolken steigen könntest, dann würdest du über die Erde hin eine Menge von Drahtnetzen gespannt sehen, die nach Paris hinziehen, und auf denen man seine Gedanken telegraphieren kann von hier aus zu der großen Zentralstelle Paris und von dorther wieder hierhin. Und denk mal, ein solches Telegraphennetz hast du und wir alle im Körper. Aber weil nun dein Körper schwach ist, telegraphiert das stärker und wilder in dir bis hinauf in die Zentralstelle, die dein Kopf ist. Diese Nervendrähte telegraphieren alles, was in deinem Körper aus Säften, Kräften, Blut und Schmerzen zuströmt, und verursachen droben in der Zentralstelle eine große Wirrnis. Und aus dieser großen Wirrnis heraus telegraphierst du dann wieder durch die Nervendrähte, und dein Blut nimmt alles auf, jagts durch den ganzen Körper in immer größerer Wirrnis, und dann haben sie die Herrschaft über dich,

und sie tun mit dir, was sie wollen, die Nerven und das Blut. Du könntest dann etwas sehr Schlimmes, ja Verbrecherisches vollbringen und wüßtest nichts davon. Du könntest dann genau von Dingen sprechen, die du gar nicht kennst. Sie schreien dir sie zu, die Nerven und das Blut. Laß sie nicht auf dir telegraphieren. Wehre dich, Susa!"

Ein fast schadenfrohes Lächeln gräbt sich um ihren verzogenen Mund: „Wenn die dritte Stunde kommt, wirst dus schon sehen."

Da richtet sich Noël auf: „Sie ist vorüber. — Schmetz, wieviel ist deine Uhr?" Der holt sie aus der Westentasche. „Schlag vier." Die Finger krallt Susa in seinen Rockärmel, starr hängen ihre Blicke an der Wanduhr.

„Ich habe sie zurückstellen lassen," spricht Noël. „Und nun weißt du, daß dies alles so ist, wie ich sage." Da sieht er, daß die Blutnarben auf ihrer Stirne sich zusammenknittern und Susas Gesicht alt wird, steinalt. Er hat ihr einen schmerzhaft wonnigen Glauben zerschlagen. Schließt fest die Augen. Sie denken, daß sie schlafen will, und gehen alle davon.

Susa Matthias liegt wach. Spürt das Unheimliche. Das innere Zupfen im Bein, in den Fleischteilen, als sitze dort das Gefühl des angestrengten Hörens. So etwa spürt sie, was sie hört. Wenn aus einem engen Kruge Wasser herausgluckert. Und heftiger, gluckgluckgluckgluck und krisselt auf den ganzen Körper über, besonders auf die Arme, die

Hände, die Finger. Die Arme zucken, rucken, die Hände schlagen, ein- zweimal heftig und liegen wieder tot. Die Finger wälzen und krümmen sich, wie spielerisch, wie in einer gräßlichen, verzerrten Zeichensprache. Und dann werden die dürren Arme herumgeschlenkert, als hielten sie nicht mehr an dem armen Körper fest. Der Kopf ruckt starr nach hinten, zum Aufplatzen spannt sich der Hals, und wie eine rasselnde Maschine klappern die Zähne. Und da das hilflose Mädchen sie zusammenbeißen will, knacken die Kinnladen übereinander, und die Zunge ist dazwischen geklemmt, und starr kommt das Gesicht zur Ruhe. Die Augen glasen tot. Da aber wird der Kopf so leicht wie ein Hohlraum, und die unheimlichen Gefühle rinnen ans Herz, treiben es auf, wildrasend. Der Puls fliegt wie das Schwungrad einer Maschinerie. O, nun still, still, nicht sprechen, kein Geräusch, denn die Schallwellen fallen nicht ins Ohr, sondern gehen ins Herz. Und sie spürt, vom Hören würde das Herz zerbrochen. Dann ist sie wie aufgelöst und schwimmt fort in einer tiefen Ohnmacht.

Draußen leuchtet der erneuerte Tag herein wie durch Kristallscheiben. Die Bäume tropfen. Die Luft ist von leisen Liedern erfüllt.

Da geht Grolles Schmetz und sagt: „Wie kann er von Christi ausgehen? Er zerstört die Wunder!“

Und da sind in St. Paix die Jesuiten. Ein Belgier und ein Deutscher. Von dem Belgier redet man im ganzen Königreich. Ein Kanzelredner, den

sich alle Stände, alle Parteirichtungen wie eine Première anhören. Der Père Nobis, der feinklein-zierliche, der Rattenfänger von Hameln, der Orpheus. Aber der Deutsche! Der Schlächter im Namen des Herrn. Sagt man. Er hofft aber dreimal selig zu werden.

Auf dem Gottesacker schwenken die Trauerbirken ihre gelben Herbstschleppen, und der einsame Ahorn neben der Kirchentüre steht wie mit erstarrtem, gelbem Wachs bestrichen, mit hochfahrenden, sprei-zigen Blättern. Da hört man drinnen im Kirchen-gewölbe die Missionspredigten. Sie reden von Tod, Hölle und Gericht und grausigen Schrecknissen als Vorbereitung für das Allerheiligenfest. Aber von den Suchenden reden sie nicht. Und wenn der frühe Dämmer durch die bunten Kirchenfenster herein-schleicht und das magische, vielstrahlenfarbige, ge-heimnisvolle Licht um die knisternden Kerzen an dem Prunkaltar kriecht, an den stillen, heimlich schreckhaften Beichtstühlen, und um die einzelnen gebückten, frommversunkenen Beter, dann hört man das leise Hin- und Herhuschen zu den Beichtstühlen, das bängliche Wispern an den Gottesfensterchen, die leisen Seufzer, die leisen Bitten, die leise Not. Und treten heraus, demütig und befreit. Ein inniges Wohlsein wie nach einem lauen, parfümierten Bad. Ein Zustand mystischer Reinheit.

Bei der Schlußpredigt am Allerheiligenabend steht das Volk bis auf den Friedhof heraus entblößten Hauptes. Der leise Wind raschelt in den Kränzen

der geschmückten Gräber. Weitoffen das Tor des Gotteshauses. Im schimmernden Hintergrunde der gold- und lichtstrahlende Hochaltar. Purpurne Oriflammen wie blutende Säume um das kristallene Lichtgemälde: die schillernden Kerzenpyramiden. Und eine lautlose, dunkle, demütige Menge bis zum erhöhten Chor hinan. Und die Köpfe der vielhundert Beter recken auf. Vom Hochaltare herab gleitet das weiße Gewand, weht in die schmale Gasse durch die Menge — der Kanzel zu. Père Nobis! Hält das Taschentuch an den Mund. Père Nobis bekommt Blutstürze auf der Kanzel. O, man hat das erlebt. Er sagt, daß er einmal sterben will auf der Kanzel. Und dort erhebt sich das weiße Gewand. Siegende, theatralische Augen über die Menge hin. Mit Fußscharren und schweren Geräuschen sitzen sie nieder. Dann Stille. Auch draußen auf dem Gottesacker, wo in dem Abfall von Licht im traurigen Dämmer Noël mit den Getreuen und vielen aus der Gemeinde der Suchenden steht. Aber über ihnen der Abendhimmel und ein freundlicher Stern. Die klingende, metallische Stimme des Kanzelredners hallt in der Kirchenwölbung. Erst ein freundlich heiteres Zureden, wie zu guten Kindern, ein sanfter, betrübender Vorwurf, die französische umarmende Gentillesse: Mes chères enfants! Oh chères enfants! Wie unklug sie waren, wie ergötzlich unklug. Laßt den falschen Propheten doch einmal Kranke heilen, Tote auferwecken! Und der wollt sie irre führen, oh pauvres enfants! „Wahrlich, ehe Abram war, bin

ich,“ sprach Christus. Ah, noch ehe er stirbt, ist er vergessen, der falsche Prophet. „Der große Napoleon, meine Lieben, der große Napoleon ist noch nicht hundert Jahre tot. Aber wer von euch in der Woche einmal an ihn denkt, möge jetzt aufstehen. Bitte, bitte, er stehe auf. Oder an Karl den Großen, den christlichsten Beherrscher der Welt? Er stehe auf. Allons donc, er stehe auf. Aber wer hat einen Tag nicht an Christus gedacht? Und er war achthundert Jahre vor Karl dem Großen. Dreihundert Jahre lang haben Märtyrer an ihn gedacht, sich für ihn zerfleischen lassen. Unzählige Heilige haben für ihn der Welt entsagt. Und war er denn ein Übermensch, der die Welt eroberte wie Napoleon. Ah, meine Lieben, nein, nein! Ein armer Gekreuzigter, ein geringer Handwerker.“

Gott! Und redet, beschwört. Der heilige Zorn. Das geweinte Leid. In der weißschlanken Hand das blutfleckige Tuch. Zwei Arme ausgestreckt gegen den lichtglitzerhellfunkelnden Altar. Ihr habt ihn beleidigen lassen, euern Christus. Ihr habt ihn schänden lassen, euern Christus. Ihr habt keine Hand gerührt zu seiner Verteidigung, o nein, ihr habt ihn wiederum kreuzigen lassen, ihr Christ-Juden, ihr undankbaren Kinder! Jetzt habt ihr ihn hier, euern armen Christus, beleidigt, gekreuzigt, geschändet, von euch zerschlagen. Im armen, kleinen Tabernakel. Und er ist dort und wartet! Wartet geduldig, bis ihr kommt und ihm ein abbittendes Wörtlein sagt. Ah, meine lieben, armen, irrenden Kinder, sagt es ihm,

sagt es ihm! Wollt ihr es ihm sagen? Ah, ich sehe es ja, wie euere Herzen weinen. Seht euern guten, bekümmerten Curé auf den Knien vor dem Tabernakel. Wollt ihr mit ihm beten? Wollt ihr mit ihm abbitten? Ihr lieben, frommen Frauen, wollt ihr? Ihr guten, starken, gerechten Männer, wollt ihr?" Und die hochgereckten, gefalteten Hände, und die dröhnende, weinende Stimme: „Nun denn, nieder auf die Knie! Alle! Alle! à genoux! à genoux!" Ein Geräusch, ein Poltern, ein stumpfes Hallern. Sie fallen nieder. Sie liegen hingestreckt über den Bänken. Sie schluchzen laut. Und seine Blicke über alle hin: „Sehe ich noch diesen und jenen? Steht er noch? Meine Lieben, sagt mirs, steht er noch? Ach, werft euch ihm zu Füßen und bittet. Hört Ihrs nicht? Christus ruft: à genoux!" Da fällt auch dieser und jener Schatten, wie geworfen, wie gebannt, wie gefällt. — Nur einer noch in starrem Bann draußen im traurigen Dämmer zwischen den Gräbern und Allerheiligenkränzen. Er sieht sie um sich stürzen wie morsche Stämme, die Treuen, die Treuesten. Nieder mit ihnen! à genoux! Und er allein. Und er auf verlassener Höhe. Und alle — alle — alle niedergeworfen beim ersten Anprall.

Da flieht er über die Gräber hinweg über raschelnde Totenkränze, fort! fort! aus dem wehen Dämmer in die trostlose, verstockte Nacht.

Und hinter ihm die schwellende Andachtswoge aus der lichtgoldstrahlenden Kirche des Petrifelsens, das heiße, drohende Ringen hier wie dort um die

armen Seelen der Menschen, das flehende, schluchzende, stöhnende Bitten:

Mon Jésus miséricorde!
Mein Jesus, Barmherzigkeit!

Der Friede rauscht über den weinenden Herzen.

Ein Stern in der Allerheiligennacht, ein einziger, milder. Ein Mensch in der leeren dunklen Flur, ein einziger. Und der Stern, der eineinzige am Himmel, wandelt dem Menschen, dem eineinzigen, auf der dunklen leeren Flur nach. Der hat da wie stolze Kiefern wachsen wollen. Wenn sie jung sind, recken sie die kecken Zweige und schießen schnell auf wie Himmelsstürmer, schneller als alle die anderen im Walde. Aber dann sind sie schnell groß und früh müde und fast greis. So sind sie, die schnellen, jungen Kiefern.

So sind sie, die armen, jungen Menschen, die schnell wachsen müssen. Jetzt steht der auf der leeren dunklen Erde drunten, und ist so arm, daß ers einem Hunde danken würde, wenn er kommt und treu ist. Menschen, o Menschen! Tiere sind doch bessere Menschen. Hatte ein englischer Staatsmann Ansiedler gesandt in eine Kolonie, und sie forderten: nun noch einen Prediger, um die unsterblichen Seelen zu retten! War die Antwort: „Was scheren mich euere unsterblichen Seelen? Baut Tabak!“

Da wirrt ein todpeinigendes Lächeln in Noëls Gesicht auf. Narr! baue Tabak! Narr, mit deinen armseligen Seelen! Willst du das powre ein bißchen Nixda, diese grandiose Menschenarmseligkeit,

unsterblich machen?! Macht man einen Sperling zum König, weil er auf der güldenen Palastspitze sitzen kann und pfeifen? Oder klebt man im Herbstwind flatterndes Laub an die Himmelsdecke? Geehrter Mensch, wohin mit dir in der Unsterblichkeit? Schon will der Noël nichts mehr mit deinem fürchterlichen bißchen Nixda zu schaffen haben! — Aber der Stern, der über Noël wandert, macht sein gutes, himmlisches Auge ganz klar und weit und verwendet keinen Blick mehr von dem Noël Hurrî, der durch seine leere, dunkle Welt dahineilt und sich an sein gottverlassenes Turmfenster stellt und weiterdenkt.

Nun wohl, wir jagen Gott die unsterblichen Seelen zu. Wenn wir Bettler dem Könige zujagen, kann er sie durch seine Palastdiener hinauswerfen lassen. Der Gottkönig läßt sie nicht hinauswerfen. Er tut nichts. Er tut ganz und gar nichts. Er schweigt. Er hat nie geredet. Wie ein Taubstummer. Oder — — wie einer, der nicht zu Hause ist. — — Oder — — —?

— — Da fällt er vornüber — mit dumpfem Schlag — langhingestreckt — —. Das stierende Dunkel um ihn. In trostloser Verlassenheit allein. — Im Himmel und auf Erden keine Seele mehr. — — Da wimmerts weh durch die Finsternis herauf. Leise, zitternde, schwermütige Geigentöne. Wie flehend geflüsterte Worte. Wie reuvolles Leid. Die arme, tastende, zerbrechliche Menschheit pocht wieder an Noël Hurrîs großes, starkes Herz. Und

dringender und flehender der Nachtsang. Wie hocherhobene Hände. Stürmendes, schmerzhaftes Flehen. Wir armen Wankenden! Wir armen Suchenden!

Die gestorbene Nacht bebt.

Über der Turmspitze steht jetzt der Stern und wandelt nicht mehr. — — — — — — — — — — —

Da kam das plötzlich. Ein Schrei am alten Berge:

Neutral Moresnet aufgeteilt!

Woher es kam? Wie es kam? Ah, eine Bagatelle, ah, ein Nichts. Aber schon Agonie. Die belgische Postverwaltung hat die Anlegung eines belgischen Telephons verweigert. Motiv: da durch die baldige Neuregelung Neutral-Moresnets die Gefahr bestehe, die Anlage wieder beseitigen zu müssen. Folgt dann eine Erklärung des belgischen Ministers Davignon: Das endgültige Schicksal Neutral-Moresnets stehe bevor.

Da horchen sie im grauen Haus, ob Altmännchen noch atme.

Er atmet nicht mehr.

Und da wird die große Stagnation. Die entsetzliche Lähmung aller Kräfte. Sie halten den Atem an und warten.

Da sprechen die alten Frauen im Land: Es ist das Strafgericht Gottes!

Und da sie nun am alten Berge und in St. Paix, wo der deutsche Brauch schon Eingang gefunden hat, ihre Krippen aus Staub und Spinnweb vom Speicher herunterholen, sitzt Polkagretchen und näht nicht, und sie finden es alle höchst seltsam, und es

sagt verstört: „Warum macht ihr Schnee auf die Krippen? Es war kein Schnee dazumal." Da grollen aller Blicke nach Molinart hin, und sie knodern: „Das sagt e r!" Es kommt auch Josef Ignaz, der da wie die Wächter am Grabe Christi sich blenden ließ und umfiel, und nun seine dünne Länge aufrecht wie ein Auferstandener tragen will. Und da ihn die Leute fast drohend fragen, ob das so sei, ob kein Schnee sei gewesen auf der Jesukrippe, berichtet er noch Ungeheueres und so, als müsse er nun noch ein Märchen zerschlagen, das unter den Brokatgewändern der Kirche Unterschlupf findet, und als müßte er damit dem Siege der Mission den Erfolg abgraben. Seht, so wißt ihr nicht, was Wahrheit und Märchen ist in den Weihrauchdünsten! Sagt ihnen, daß die ersten Christen keine Geburtstagsfeier kannten, daß der wirkliche Geburtstag Jesu der Kirche niemals bekannt gewesen sei, daß man den 25. Dezember wahrscheinlich als kürzesten Tag, den Tag der wiederkehrenden Sonne, gewählt habe.

Und denkt nun, daß er so die zersprengte Sache der Suchenden retten und seinen Verrat ausmerzen könne. Geht heim zu fieberhafter Arbeit in der ragged school. Zur Weihnacht sollen diese Kindlein in Molinart beschert werden. Denkt Josef Ignaz in freundlichen Bildern aus, daß Rosmarin, die Protektorin der ragged school, die Weihnachtsfee sein müsse. In weißer, glitzernder Seide —. Denkt so. Derweil grollende Blicke aus stillen Häusern auf den Turm von Molinart wie Tigerzähne fallen. Kein

Schnee auf der Krippe! Und ihre frommschöne Illusion war doch das frierende Gottkind unterm Schneedach. Da meinen sie, daß ihnen das Herz der Weihnacht fortgestohlen ist. Und ist doch nur ihr körperliches Mitleid. O, und nicht glock zwölf in der 25. Dezembernacht der Geburtstag! O, und man hats immer geglaubt. Und dieser Glaube war ihnen wie ein Dogma. Ein Dogma zerschlagen! Wie klug sie jetzt sind!

Und die Wut der Wehmut richtet sich gegen den Turm von Molinart. Warum kommt er, um sie klug und unglücklich zu machen? Ein zerrissenes Volk blutet. St. Paix kein heiliger Friede mehr. Der heilige Unfriede, der einmal heilig war wie Luzifer. Ach Gott! und Weihnacht wird sein —. Und Friede auf Erden —.

Sie waren ja alle eines guten Willens gewesen. Sie sollten alle glücklich werden.

In stumpfer Trauer sitzen sie und weinen dem Verlorenen nach und fluchen dem Verlorenen nach.

Und Weihnacht wird sein — — — — — — — Und der Name dessen, der jetzt im Turme zu Molinart wie ein Toter eingesargt ist, war doch: N o ë l!

Da knattert die Luft wie Rutenschläge, die eine flüchtende Lichtgestalt aus dem Lande hinauspeitscht.

Und knattert um den ragenden Jahrhundertturm. Dort sitzt er wie nach sagenhaftem Schlafe. Hundert Jahre sind über seine Seele gerauscht.

Aber er lebt noch.

Da will er nun Worte schleudern. Ach, Worte

wie leere Urnen. Eine weißlich verkohlte Glut über dem zerstörenden Brande seines gigantischen Werkes.

Aber er lebt noch.

Ist sein Werk auch tot geworden, seine Stimme ist nicht tot. Nun soll seine Stimme wie ein Bekenntnisruf in die Welt dröhnen —!

Da sargt er sich ein im Turme zu Molinart, schreibt den Bekenntnisruf:

„Und Gott sprach, Offenbarungen einer armen Seele.“ . . . . .

Eine tückische Nacht. Die bacchanalischen Geräusche dringen aus den Sälen des Château. Sie treffen in dionysischer Lustbarkeit die Vorbereitungen zum Weihnachtsfestival. Eine Stimme splittert herauf —. Ein kurz gedämpfter, wehrender Schrei. Da ist Noël an der Türe, horcht. Auf der Treppe, horcht hinab. Was treibt ihm mit einem Male wie ein Schrecknis das Blut auf? Die Halle liegt dunkel. Aber ein springender Funke darin. Ein wirrendes Licht. Ein raschelndes Gewand. Flüchtet. Hinterher ein taumelnder Mannsschatten. Zuklappt die Türe. Der Schatten torkelt. Plumpt zusammen an der Schwelle. Ein dumpfer Fall pocht nieder. Ein geknäulter, bewegungsloser Haufen. Brünstiges Murren —.

Herrgott, was war das? Wie abgeschleudert fliegt Noël darauf zu. Steht und die Erregung pfeift ihm durch die zusammengebissenen Zähne. Herrgott, Herrgott, Herrgott! Heute liegt der da noch vor der Tür. Vielleicht morgen —?

Drinnen schreckt sie auf. Hört sies, hört sie das? Neinneinnein, sie hört nichts, sie ist ja wahnsinnig.

Und sinkt zurück in seidene, knisternde Kissen. Draußen jagt einer von dolchenden Gedanken verfolgt, ausgeatmet.

„Zehntausend Seelen ging er bettelnd nach, und die eine, die sein war, ließ er verloren gehen!

Wo ist nun noch in der Welt eine Türe für ihn offen? —

„Sag nichts, Mutter, sag nichts.“

Soll stillsitzen, die gute, stumme Frau. Und er will seine Last bei ihr niederlegen. Wenn sie dann ihre rauhe Hand an seine Schläfen drücken möcht —. So, als ob er hier noch zu Hause wär.

Da prallt König Baums nüchterne Stimme in Kob Wetz' hadernde:

„Das habe ich vorausgesagt. Die Unkosten mit den unsterblichen Seelen hätte er sich sparen können. Der Spinoza, Kobes, der war gescheiter als Ihr und ich, der sagt das so: ‚Du bildest dir ein, frei zu sein, etwa so, wie der Stein, der geworfen wird, während er fliegt, glaubt, frei zu sein. In Wahrheit liegt keine Freiheit darin. Wir sind alle gebunden.‘ Na, und nun wollte dieser Luther redivivus die Menschen, die man wie Steine werfen muß, freimachen. Wenn die nun noch ihre Wut verschnauft haben, treffen wir uns wieder in Eintracht am Stammtisch. — Aber sie müssen erst ihre Wut ver-

schnauft haben. — Und nu spann deine Rosinante an, Kobes."

Steht da die Frau mit gefalteten Händen bei dem Jung. Lieven Jott, er soll über die Weihnacht hierbleiben. Die Weihnacht macht unruhig —.

Da zerdrückt er ihr fast die Hände. Gute Frau, er muß! Zehntausend Seelen hat er verloren. Wenn er nun noch eine retten kann —. Dann braucht er nicht zu verzweifeln.

In der kalten Stille des gestirnten Himmels liegen die Häuser.

Da sehen sie an ihren Fenstern das Gesicht Noël Hurris vorübergleiten. Wie eines Auferstandenen Gesicht. Sie rucken auf aus ihrer stumpfen Verdrossenheit. Sie fordern ihre schönen Märchen zurück. Und ihre süßen Kleinigkeiten! Und ihre innigen Armseligkeiten! Sie wollen Gott in ihren Händen! Sie wollen Christi in ihren Stuben! Sie wollen alle Heiligen auf ihren Wegen! Sie wollen nicht frei sein!! Sie wollen Kinder sein! Noël Hurri, geh fort von ihren Fenstern! Noël Hurri, sie müssen dich töten, um dich zu vergessen!

Wo sah man ihn? Dort! Hier! Die Runde läuft. Das Gerücht schleicht auf Tigertatzen. Ein Zischeln springt wie Irrlichtflämmchen.

Und um Susas Häuschen schleicht der Ruf: Er kommt! Er kommt!

O, wacht sie auf. Aus totschlafender Resignation. Der Herr ist nicht mehr zu ihr kommen. Sie ist nicht mehr die Gottbegnadete, seitdem der — der — der!

Häh, kommt der nun wieder?! Häh, Jesus Maria!! Hähähähähäää. — —

Reißt das Fensterchen auf. Stülpt kopfüber hinaus. Ein Fieberschrei durch die fahlkalte Nacht —

Als ob da die Luft geschwängert sei mit dem aus tausend Notschreien hochgeschleuderten Namen: „Susa Matthias hat sich aus 'm Fenster gestürzt!"

Da schrillt ein Pfiff, und die Büsche rascheln. Da prallt ein Ruf und die stapfenden Schritte jagen.

„Luther!"

Und wieder lautlos die rasenden Schatten in der mondblassen Flur.

„Luther!"

Tückisch wie ein Hyänenschrei. Er hallt über die Häuser hin. Die da noch in beklommenem Schweigen hocken, stürzen aufgeschreckt an die Türen. Da knallts hier, dort, nah, fern, die Fermiers mit geschwungenen Peitschen. Die Ansiedler an den Seen mit Jochriemen, zu Geißeln um die Hand gedreht. Die Burschen mit Trommeln, Topfdeckeln und Kuhhorn. Die Arbeiter aus den Bleihütten mit gellen Rasselpfeifen. Schleichen, schlüpfen in weitem Bogen ums Grenzland, schließen eine Hürde, fangen ihn ein, den Wolf, den Antichrist! Hah, nun wird die wilde Hatz! Hah, nun wird Charivari. Hah, brüllen sie in geweinter Wut, die Verdrossenen und Traurigen, die Gehetzten und Gestachelten, die Erschreckten und Erbosten. Le fiel des dévots! Und die brennenden Panthertränen und der trauernde Grimm.

Hallo! Packt ihn! Die Pächter reißen die Ge-

wehre von der Wand, schießen in die Hecken, in den Wald, Peitschenknall, dumpfrollendes Trommelbrüllen, schneidende Pfiffe.

Antichrist! dröhnend im Bambusch.

Luther! johlend in den Wiesengründen.

Der Wind faucht das faulige Laub auf am Waldrand, stäubts auf wie wildflatternde, flügelschlagende Nachtvögel in der silbergleißklaren Luft. Hallo! Hallo! im raspelnden Ried. Hallo! Hallo! um die Häuser und Hütten. Zornbebend durchs Land, in schaurigen Rufen, in satanischem Lärm. Schuß auf Schuß, schrillschreiende, andauernde Pfiffe. Die Nacht tobt. Häh, Sohn Christi! Häh, Antichrist, tu ein Wunder und rette dich. Häh, Luther! Luther! Luther!!

Umzingeln den Steg —. Da steht eine und wirft in hysterischem Lachen die Arme, schreit immerzu: „Such den Engel im Menschen! Such den Engel im Menschen! Hahahahahahahaha — —!“

Schlägt sich durch die Kette, läuft, läuft, in die neutrale Straße, läuft weiter —, ach, lieber Gott, vielleicht zum Isaias Haeringk. — — —

Aber im Geröll des Wallgrabens klimmts herauf — atemächzend — mit pfeifendem Keuchen, ein Gehetzter, ein gemordeter Prometheus! Steine klatschen. Hohn und Blut. Steine sirren. Blut und Wut. Hah, le fiel des dévots! Steine prallen an die Mauer. — In lohender Lichtflut schimmern die Fenster von Molinart.

Stürmt in die Halle —. Blutspur hinter ihm —.

Blut in den Augen — Blut im Haar. — Siehe da Christi Sohn!

Blendendes Freudentagslicht. Lodernde Lichtströme. Luftschwelgende Wohlgerüche —. Stürzt blind in die weitoffene Flügeltüre. — Der glitzernde Tisch. — Der strahlende Kreis. — Die Menschen, die Menschen —! Hinweg die Menschen —! Sie sind nicht gütig! Er will nicht mehr für sie sterben! Hilfe!! — — — bricht da irgendwo zusammen — — irgendwo in einem weißseidenknisternden Schoß — — — Das warmhelle Blut rinnt hinein. — — Die leuchtenden Blutflecken. Im weißseidenknisternden Schoß — — — —

In seine tiefe Erschöpfung tosen die Stimmen, die hundert, die zehntausend — drängen ein in den Lichtsaal — —.

Er wühlt sich auf an ihr — den blutenden Kopf aufrecht und heilig wie ein Sanktissimum, den tastenden Arm ausgestreckt nach dem schreienden Gewühl.

„Ihr tötet sie nicht — — die Suchenden — — über euch alle wirds einmal kommen — die Erkenntnis: — bis auf den heutigen Tag!" wirft sich mit stoßender Kraft auf: „Bis auf den heutigen Tag!! Bis —."

Schlägt hintenüber in Rosmarins Arme. Mit einem Husch springt das Licht aus den Leuchterkronen. Schannes stemmt sich gegen die Türe an. Da bricht der furchtbare Tumult in die Finsternis ein. Das entfesselte Volk tobt seinen Grimm, sein Weinen, sein Unglück und seine Roheit.

'Nun will es das Land reinkehren von allem Unrat. Nun soll die blutrote Sünde aus dem Land. Die Zerstörung wütet.

Durch die dunklen Gänge wirrt, geistert das Weißschleifende, schleppt, trägt den Mann, den geworfenen, zusammengebrochenen. Ihr erstickter, stoßender Atem — das Rascheln und Schleifen — spukhaft in der verräterischen Finsternis der Turmgänge. Dann fliegt die Türe zu ihren Räumen auf — schwalgende, süßschwere Wohlgerüche —. Legt ihn dort nieder. Und über ihm und kühlt seine Wunden.

Still wird die Nacht wie eine gesättigte Bestie.

Da stöhnt er in der tiefen Nacht: „Ich wollte sie glücklich machen."

Sie steht, und die Schauer der Erschütterung frisseln ihren Körper. Steht und ist gekleidet in weißknisternde Seide und Blut.

Protektorin der ärmsten Suchenden am alten Berg!

Da sieht sie in der geschwärzten Helligkeit, die durch die Scheiben quillt, daß seine Augen weit offen sind. Haften in heißstummer Frage auf ihr.

Und die weißknisternde Seide zerfällt an ihr — — und nur mehr die leuchtenden Male seines Blutes.

Protektorin der ärmsten Suchenden!

Sein Hauch rispelt. Seine Augen starren stahlhart fordernd: „Nun kommen sie zu *dir*!"

Er tastet an ihrem Kleide hinauf nach ihrer Hand. Da liegt sie heiß und schwer wie geschmolzenes Blei in ihrer und zieht sie herab.

„Die armen Suchenden—. Die Niemandskinder —.“

Und fester zwingt seine Hand — — — zu ihm hinab — — tief. Seine leuchtenden Augen fordern sie. Und mögen zehntausend Seelen verloren gehen — — —.

Da fallen ihre zuckenden Lippen auf seine. Da ist sie über ihm im erstickten Notschrei des schmerzenden Kusses. Und in der warmen Reinheit hingeschluchzter Innigkeit fließen in ihren Schicksalen ihre zuckenden Seelen zusammen.

Noël und Rosmarin.

Diesen Mann begehrt man nicht mehr. Man muß sich an ihm trösten.

So hält sie seine Hand. So kniet sie neben ihm. So kann sie ihn opfern.

Seine tiefleise Frage wie ein Urteilsspruch:

„Weißt du nun, was du tun mußt?“ Aber weist die leuchtende Spur ihres Weges. Verlasse alles und —

Da steht sie und könnte heißstrahlender Marmor sein. Ein letztes Wehren — — — — — — ein blutender Abschied — — — —.

„Ich weiß es.“

Als sie in der bluttrunkenen Nacht schlafen will, denkt sie nach, warum er ihre Hand küßte, als müsse er demütig vor ihr sein —.

Als sie im grauen Schwelen des Morgens auf-

schreckt, glaubt sie in einer verstorbenen Welt zu stehen.

Das Zimmer ist leer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

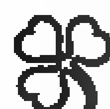
— — — — — — — — — — — — — — — —

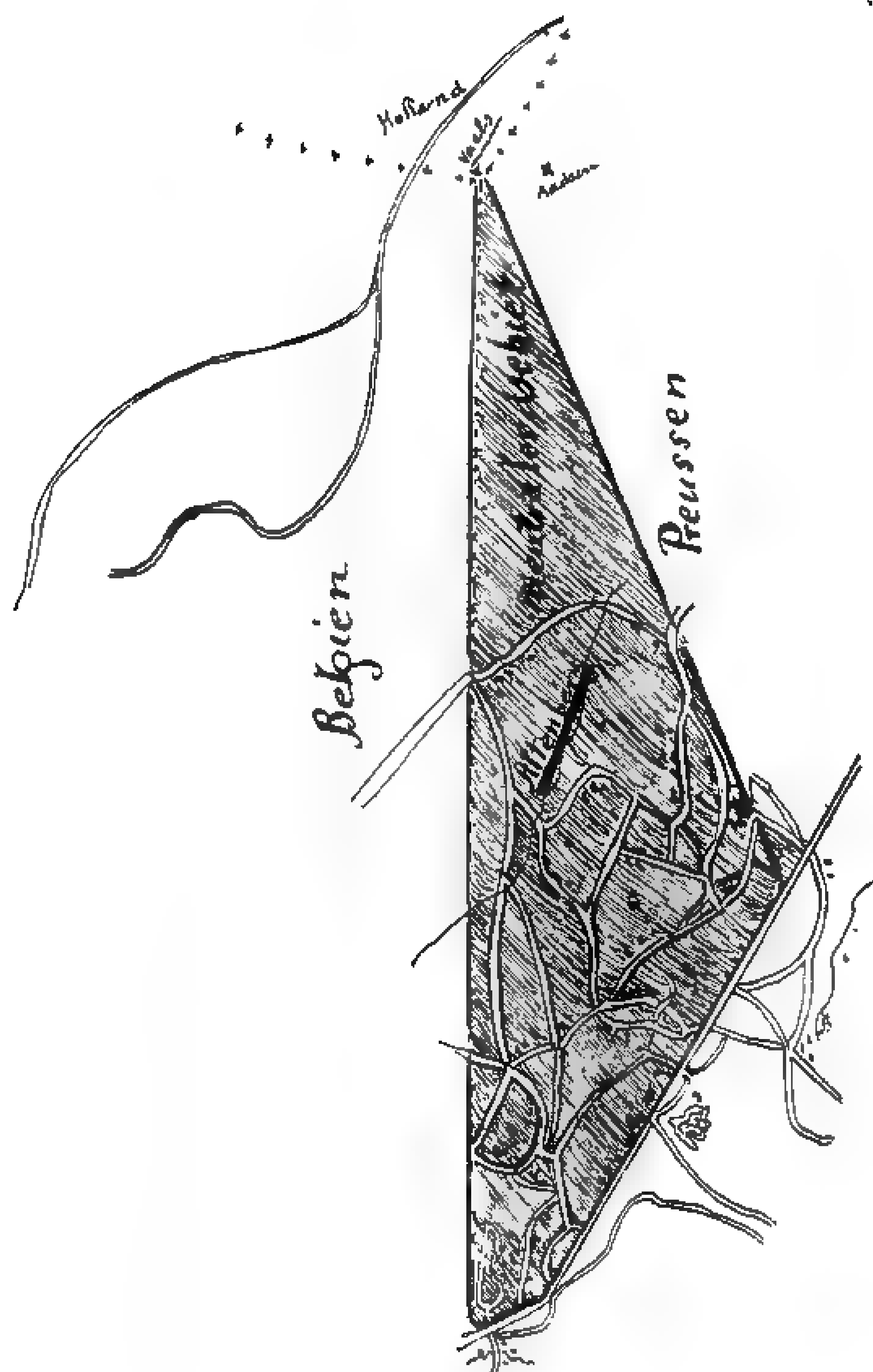
Jetzt ist Noel Hurri irgendwo in der Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Suchenden warten.

Wie lange noch?





Neutral=Moresnet.


Princeton University Library
32101 066907989

